



N12<512481388 021



UBTÜBINGEN



SCHRIFTEN DES
VEREINS FÜR SCHLESWIG-HOLSTEINISCHE KIRCHENGESCHICHTE
Band 50

SCHRIFTEN
DES VEREINS FÜR SCHLESWIG-HOLSTEINISCHE
KIRCHENGESCHICHTE

[Reihe 2: Beiträge und Mitteilungen]
BAND 50

Hermann Mulert (1879-1950)
Lebensbild eines Kieler liberalen Theologen

Mit einem aus dem Nachlaß herausgegebenen Text
„Wie wir wieder ein Volk werden sollen“ von 1945
sowie ausgewählten Texten aus den Jahren 1930 bis 1936.

Zusammengestellt und bearbeitet
von
Matthias Wolfes

Herausgegeben vom Verein für
Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte

Wachholtz Verlag

[2000]



Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks,
der photomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung,
der Verfilmung, des Fernsehens und des Vortrages, vorbehalten

ISSN 1616-0711
ISBN 3-529-04050-9
Wachholtz Verlag 2000

Gh 3916-50

VORWORT DES HERAUSGEBERS

Der vorliegende Band stellt in mehrfacher Hinsicht eine Besonderheit dar. Er ist der fünfzigste gezählte in der II. Reihe der Beiträge und Mitteilungen; er ist der erste Band in einer neuen Ausstattung am Anfang eines neuen Jahrhunderts und nach dem Wechsel im Amt des Vorsitzenden, und er ist schließlich einem Kieler Theologen gewidmet, der vor fünfzig Jahren starb. Zu seinem Andenken veranstaltete die Theologische Fakultät der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel am 5. und 6. Juni dieses Jahres ein Symposium, dessen Beiträge in absehbarer Zeit von der Fakultät im Druck veröffentlicht werden. Mit dem vorliegenden Buch erweist auch der Verein für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte Hermann Mulert, seinem ehemaligen Mitglied und Autor, die ihm gebührende Reverenz.

Der 1896 gegründete Verein für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte startete seine Publikationen bereits im folgenden Jahr mit dem ersten Heft der Reihe II: Beiträge und Mitteilungen. Die Reihe I (größere Publikationen) wurde 1899 mit den „Quellen und Bearbeitungen der schleswig-holsteinische Kirchengeschichte“, einer Bibliographie zur Landeskirchengeschichte, von Friedrich Witt eröffnet und umfaßt bisher mehr als dreißig Bände. Der Sache nach handelt es sich in den Veröffentlichungen der Reihe I um größere monographische Darstellungen und Quellenpublikationen, unter ihnen seit 1977 die Bände der Schleswig-Holsteinischen Kirchengeschichte, von denen zuletzt 1988 Band 6/1 erschien. In der Reihe II wurden kleinere wissenschaftliche Aufsätze, Editionen, Miscellen, Buchbesprechungen und Nachrichten aus dem Vereinsleben veröffentlicht. Eine Bibliographie der Schriften des Vereins von den Anfängen bis 1982 von Volker Liebich und Otto Lierau findet sich in Reihe II 39./40. Band 1983/84, S. 109-139; eine Fortsetzung ist in Vorbereitung und soll in einem der nächsten Bände veröffentlicht werden.

Die Erscheinungsfolge der Hefte der Beiträge und Mitteilungen wechselte im Lauf der Zeit erheblich. Konnten anfangs jährlich mehrere zum Teil umfangreiche Hefte vorgelegt werden, die dann zu Bänden zusammengefaßt wurden, so ließen die Aktivitäten bereits in den zwanziger Jahren erkennbar nach; 1936 mußte der Verein seine Publikationstätigkeit überhaupt einstellen. Nach 1949 wurde die jährliche Herausgabe eines Bandes angestrebt, bisweilen erschienen nun auch Doppelbände. Von der Praxis der Sammlung kleinerer Arbeiten zu verschiedenen Themen ist in Reihe II gelgentlich abgewichen worden. 1968 erschien als 23./24. Band eine Festschrift zum hundertjährigen Bestehen des Evangelisch-Lutherischen Landeskirchenamtes in Kiel; 1986 gab Wolfgang Steck als Band 41 eine Sammlung von Arbeiten über Otto Baumgarten heraus. Auch mit dem vorliegenden Band veröffentlichen wir nicht Beiträge und Mitteilungen, sondern einen kleineren monographischen Beitrag.

Der Verein hofft, mit diesem in gewisser Hinsicht erkennbaren Neuansatz das Interesse an der Kirchengeschichte Schleswig-Holsteins neu zu wecken und nachhaltig zu fördern. Er lädt alle Interessierten im Lande und darüber hinaus zur Mitgliedschaft und Mitarbeit ein - Aufgaben gibt es genug.

Dem Wachholtz Verlag, der die Publikationen des Vereins seit mehreren Jahrzehnten betreut, sei für die gute Zusammenarbeit, die wir in den kommenden Jahren fortsetzen möchten, gedankt.

Herr Dr. Matthias Wolfes hat sich mit seinen bisher vorgelegten Studien als ein kompetenter Forscher im Bereich des Liberalprotestantismus ausgewiesen. Ich danke ihm für seine Initiative und für seine sorgfältige Arbeit an diesem Buch.

Möge der Band dazu beitragen, das Gedächtnis an Hermann Mulert als einen bedeutenden Vertreter evangelischer Theologie im 20. Jahrhundert zu erneuern und dem Verein für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte neue Freunde zu gewinnen.

Kiel, im September 2000

Johannes Schilling

VORWORT

Das Ziel des vorliegenden Bandes ist es, mit Hermann Mulert an einen bedeutenden Theologen aus der jüngsten Geschichte des deutschsprachigen Protestantismus zu erinnern. Zu diesem Zweck wird hier eine knappe biographische Skizze gegeben. Hinzu kommen einige ausgewählte Texte Mulerts und diverse Dokumente, die seinen Lebensweg veranschaulichen. Die noch ausstehende umfassende biographische Würdigung kann durch eine solche kleine Sammlung nicht ersetzt werden; auch eine eingehende Analyse des theologischen und kirchenpolitischen Werkes ist noch zu leisten.

Aus dem Umstand, daß sich die Erforschung der Geschichte des Liberalprotestantismus für den Zeitraum nach 1918 erst in den Anfängen befindet, erklärt sich, daß vielfältige Beziehungen Mulerts zu kirchlichen und theologischen Verbänden, etwa dem Evangelisch-Sozialen Kongreß, dem Protestantenverein, dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus und zu regionalen liberalen Gruppen, bisher noch kaum aufgehellte wurden. Auch der Evangelische Bund oder die Deutsche Demokratische Partei sind als Orte des kirchenpolitischen und politischen Einsatzes liberaler Theologen noch kaum näher untersucht worden. Erst allmählich erschließt sich das komplexe liberalprotestantische Beziehungsgeflecht, das durch eine Vielzahl von Personen, Institutionen, publizistischen Organen, privaten und halbprivaten Kommunikationszirkeln sowie durch einzelne Initiativen aufgespannt wird und dessen Rekonstruktion eine wichtige Aufgabe weiterer Forschungen zur Geschichte des neueren Protestantismus ist. Hermann Mulert ist eine jener Personen, in deren Aktivitäten sich viele dieser Linien bündeln und durch deren Werk sie zu einem kohärenten Ausdruck modernen theologischen Denkens zusammengefaßt werden.

Sofern die Aufnahme dieses Bandes es gerechtfertigt erscheinen läßt, soll zu einem späteren Zeitpunkt ein Band mit Texten aus dem Nachlaß herausgegeben werden. Auch ist geplant, in nicht allzu ferner Zeit eine Bibliographie der Schriften Mulerts zu veröffentlichen.

Für freundlich gewährte Unterstützung bei der Erstellung des Bandes danke ich Frau Gisela Mulert, Niederbobritzsch, und Herrn Theodor Mulert-Busch, Nossen, der Tochter und dem Sohn Hermann Mulerts. Sie haben umfangreiches biographisches Material zur Verfügung gestellt. Insbesondere sei ihre ausführliche Schilderung „Hermann Mulert. Biografische Notizen - Daten - Erinnerungen. Zusammengestellt von Theodor Mulert-Busch und Gisela Mulert“ (Typoskript, o.O. 1995) genannt. Auf diesen Text, von dem sich ein Exemplar in der 1998 eingerichteten *Sammlung Hermann Mulert* an der Schleiermacher-Forschungsstelle der Universität Kiel befindet, wurde in der biographischen Darstellung an vielen Stellen zurückgegriffen.

Dem Verein für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte ist zu danken, daß er den Band in seine Schriftenreihe aufgenommen hat. Außerdem gilt mein Dank Herrn Professor Dr. Dr. Johannes Schilling, Kiel, und Herrn Professor Dr. Jörg Thierfelder, Heidelberg, die die Anregung zu dieser Veröffentlichung gegeben haben.

Kiel, im Februar 2000

Matthias Wolfes

INHALT

MATTHIAS WOLFES: HERMANN MULERT (1879-1950)

LEBENSBIOD EINES KIELER LIBERALEN THEOLOGEN

1. HERKUNFT, JUGEND UND STUDIENZEIT	14
2. ERSTE BERUFLICHE TÄTIGKEIT ALS PFARRER UND PRIVATDOZENT	17
3. PROFESSOR FÜR SYSTEMATISCHE THEOLOGIE IN KIEL	19
4. DEMOKRATISCHER POLITIKER	21
5. KIRCHENPOLITIK UND KIRCHE	23
6. HERAUSGEBER DER „CHRISTLICHEN WELT“	24
7. ABLEHNUNG DES NATIONALSOZIALISMUS UND DES ANTISEMITISMUS	25
8. NIEDERLEGUNG DER PROFESSUR	27
9. KRITIK AN DER BEKENNENDEN KIRCHE	29
10. DRITTES REICH UND KRIEGSJAHRE	32
11. NACHKRIEGSZEIT UND LEBENSENDE	34
12. ABSCHIED UND VERMÄCHTNIS	36
13. ZUM THEOLOGISCHEN WERK	37
14. SCHLEIERMACHER-FORSCHUNGEN	39
15. DIE KONFESSIONSKUNDE	40
HINWEISE ZUM WERK	42
ZEITTADEL	47
HERMANN MULERT: SOMMERSEMESTER 1900 IN MARBURG (1937)	48

HERMANN MULERT: AUSGEWÄHLTE TEXTE

WIE WIR WIEDER EIN VOLK WERDEN SOLLEN [1945]	55
AUSGEWÄHLTE TEXTE AUS DEN JAHREN 1930 BIS 1936	86
VORBEMERKUNG	
I. VON DEN ENGELN [WEIHNACHTSMEDITATION] (1930)	90
II. ZUR LAGE DES FREIEN PROTESTANTISMUS IN DEUTSCHLAND (1932)	93
III. [DIE KIRCHE UND DAS DRITTE REICH] (1932)	97

IV.	[ÜBER DIE GEPLANTE FREIWILLIGE AMTSNIEDERLEGUNG] (1933)	101
	1. BRIEF AN MARTIN RADE, WILHELM SCHUBRING UND HANS VON SODEN VOM 3. JULI 1933; BEIGELEGT: SCHREIBEN AN DEN PREUSSISCHEN MINISTER FÜR WISSENSCHAFT, KUNST UND VOLKSBILDUNG SOWIE AN DEN REICHSPRÄSIDENTEN.	
	2. ANTWORTSCHREIBEN AN HANS VON SODEN VOM 10. JULI 1933	
V.	HEUTIGE AUFGABEN DER CHRISTLICHEN WELT (1933)	105
VI.	LUTHER (1933)	112
VII.	KIRCHLICHE LEHREN DES JAHRES 1933 (1934)	114
VIII.	ETHISCHE „IRRLEHREN“ (1934)	124
IX.	VON KARL BARTH ZU DEN DEUTSCHEN CHRISTEN	128
	[REZENSION ZU: HANS SCHLEMMER: VON KARL BARTH ZU DEN DEUTSCHEN CHRISTEN. EIN WORT ZUM VERSTÄNDNIS DER HEUTIGEN THEOLOGISCHEN LAGE, GOTHA 1934] (1934)	
X.	DIE PFLICHT ZUR GEMEINSCHAFT	129
XI.	DAS RECHT DES GEWISSENS (1935)	136
XII.	CHRISTUSGLAUBE UND JESUSFORSCHUNG (1936)	140
XIII.	DIE RELIGIÖSEN WURZELN KRITISCHER THEOLOGIE (1936)	145
	PERSONENREGISTER	152

Matthias Wolfes

Hermann Mulert (1879-1950)
Lebensbild eines Kieler liberalen Theologen

Hermann Mulert gehört zu den wichtigsten und einflußreichsten Theologen des liberalen Protestantismus in Deutschland während der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. Er war jahrzehntelang Professor für Systematische Theologie in Kiel. Viele seiner wissenschaftlichen Beiträge sind auch heute noch von Bedeutung. Als aktiver Kirchenpolitiker und Synodaler beteiligte sich an der Arbeit liberaler kirchenpolitischer Vereinigungen. Seit der Jahrhundertwende bis zum Ende der Weimarer Republik war er zudem Mitglied in linksliberalen demokratischen Parteien. In den zwanziger Jahren gehörte er dem Landesvorstand der Deutschen Demokratischen Partei in Schleswig-Holstein an. Überaus ausgebreitet ist Mulerts publizistisches Werk. Zu vielen tagesaktuellen und grundsätzlichen Streitfragen in Theologie, Kirche und Gesellschaft nahm er Stellung. Seit 1932 endlich leitete er als verantwortlicher Herausgeber die weithin bekannte kulturprotestantische Zeitschrift *Die Christliche Welt*.

Mulert ist einer der wenigen protestantischen Theologen, die nach dem Zusammenbruch des Kaiserreiches einen Weg zur neuen republikanischen Staatsform fanden. Der Etablierung und Stärkung der Demokratie galt in den zwanziger Jahren sein ganzer politischer Einsatz. Dem Nationalsozialismus stand Mulert von Anfang an ablehnend gegenüber. Den Antisemitismus kritisierte er bereits in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg. Nationalsozialismus und Christentum bildeten in seinen Augen einen schlechthinnigen Gegensatz. Die Kieler Professur gab Mulert 1935 aus eigenem Entschluß auf, weil er im Dritten Reich keine Möglichkeit zu freier und wahrhafter theologischer Lehre mehr sah.

Doch nicht nur die Biographie, sondern auch das wissenschaftliche Werk Mulerts ist von erheblichem Gewicht. Mulert war der bedeutendste Schleiermacher-Forscher seiner Zeit. Die 1927 erstmals erschienene „Konfessionskunde“ genießt heute einen klassischen Rang in der noch jungen theologischen Fachdisziplin. Ebenso darf seine „Einführung in die Theologie“ von 1931 als eine der wichtigsten liberaltheologischen Darstellungen zu Wesen und Aufgabe der Theologie gelten. Mulerts Gesamtwerk hat enorme Ausmaße. Einen großen Raum nehmen dabei tagespublizistische Arbeiten ein. Hunderte von Beiträgen für die *Christliche Welt* und andere Zeitschriften und Zeitungen zeigen Mulert als aufmerksamen und kritischen Beobachter des politischen und kirchlichen Zeitgeschehens.

Schließlich hat Mulert auch als Mensch, als Christ, als Gemeindemitglied und Hochschullehrer, als Freund und väterlicher Berater einer Vielzahl von Weggefährten, besonders auch Studenten und jungen Pfarrern, fördernd und helfend zur Seite gestanden. Er hat Opfern des nationalsozialistischen Terrors in seiner Wohnung Obdach gegeben, ihre Angehörigen unterstützt und für ihre Sicherheit, soweit möglich, Sorge getragen. Er hat bewußt sein Leben unter

die Aufforderung zur Nachfolge gestellt und damit eine der zentralen Forderungen liberaler Theologie, daß nämlich der Glaube in der christlichen Existenz sich bewähren müsse, für seine eigene Person eingelöst.

Trotz der wichtigen Rolle, die Mulert in der Theologie- und Kirchengeschichte der Weimarer Zeit und des Dritten Reiches gespielt hat, gibt es bisher nur eine ganz geringe Zahl biographischer Studien oder Untersuchungen zu seinem theologischen und publizistischen Werk. Dies hängt damit zusammen, daß der liberale Protestantismus nach 1945 kirchlich und theologisch ins Abseits geraten ist. Erst seit einigen Jahren widmet die Forschung sich auch dieser wichtigen Strömung im deutschsprachigen Protestantismus. Doch bestehen nach wie vor erhebliche Lücken in der Rekonstruktion der komplexen geschichtlichen Zusammenhänge. Die vorliegende biographische Skizze möchte zur Schließung wenigstens einer dieser Lücken beitragen.

1. HERKUNFT, JUGEND UND STUDIUM

Christian Hermann Mulert wurde am 11. Januar 1879 in Niederbobritzsch bei Freiberg in Sachsen geboren. Sein Vater war der Pfarrer Lic. theol. Dr. phil. Hermann Mulert (1833-1903). Zahlreiche der väterlichen Vorfahren waren bereits ebenfalls Pfarrer und Theologen gewesen. Die Mutter, Clementine Mulert, geb. Thierfelder (1840-1914), stammte aus einer norddeutschen Gelehrtenfamilie. Unter anderem waren zwei Onkel Professoren an der Universität Rostock. Mulert hatte drei Schwestern. Besonders zur Schwester Amalie bestand lebenslang ein vertrauensvolles Verhältnis. Im Elternhaus herrschte ein konfessionelles landeskirchliches Luthertum, das aber durch Beziehungen zum Herrnhuter Pietismus vertieft wurde.¹

Die Eltern förderten ihren Sohn nach Kräften. Mulert selbst hat sich später gerne der freundlichen und ruhigen Atmosphäre im Elternhaus erinnert. Ein besonderer Wert wurde auf die Ausbildung der Kinder gelegt. Hermann Mulert besuchte von 1885 bis 1888 die Volksschule in seinem Heimatort und von 1888 bis 1897 das humanistische Gymnasium in Freiberg in Sachsen. Die Abiturprüfung legte er mit glänzendem Erfolg und Auszeichnung ab.

Vom Militärdienst war Mulert freigestellt. Eine Erkrankung an Diphtherie im frühen Kindesalter hatte seine Gesundheit beeinträchtigt. Auch blieb ein Augenlid als Folge dieser schweren Krankheit dauerhaft gelähmt. Die Freistel-

1 Zur Biographie vgl. Hermann Mulert. Biografische Notizen - Daten - Erinnerungen. Zusammengestellt von Theodor Mulert-Busch und Gisela Mulert [Typoskript], o. O. 1995; siehe auch Martin Mulert: Hermann Mulert. Sein Leben, Wesen und Wirken, Berlin 1954.

lung ermöglichte es ihm, unmittelbar nach der Abiturprüfung mit dem Studium zu beginnen. Die Entscheidung für das Theologiestudium, mit dem Ziel, selbst in den Pfarrdienst einzutreten, war bereits bei Schulabschluß gefallen. Vom Sommersemester 1897 bis zum Sommersemester 1903 studierte Mulert evangelische Theologie und Philosophie an den Universitäten Leipzig, Marburg, Berlin und Kiel. Er betrieb das Studium in äußerster Konzentration. Wiederum blieb die Anerkennung für seinen Fleiß nicht aus: Mulert wurde für seine Studienleistungen mit dem „Goldenen Stipendium“ ausgezeichnet, das jährlich an nur einen sächsischen Studenten vergeben wurde.

Einer der wichtigsten Lehrer an der Leipziger Universität war der Jurist Rudolph Sohm (1841-1917). Seine kirchenrechtlichen Vorlesungen beeindruckten den jungen Studenten so sehr, daß er zeitweise an einen Studienfachwechsel dachte. Die Einwilligung des Vaters hierzu hatte er bereits eingeholt. Am Ende unterblieb der Schritt dann doch, nicht zuletzt, weil Mulert die enge Theologische Fakultät in Leipzig bald hinter sich ließ. Jedoch bewahrte er sich aus dieser Begegnung mit Sohm ein dauerhaftes Interesse an Fragen des kirchlichen und des staatskirchlichen Rechtes.

Gleichfalls noch in Leipzig begann Mulert, sich mit dem theologischen Werk Friedrich Schleiermachers (1768-1834) zu beschäftigen. Das Studium Schleiermachers bildete seither ein Zentrum seiner wissenschaftlichen Arbeit. Noch ganz am Ende seines Lebens arbeitete er an biographischen Untersuchungen zu diesem bedeutendsten protestantischen Theologen seit Luther. Schleiermacher blieb die zentrale Figur auch für Mulerts eigene theologische Konzeption. Das von ihm entfaltete Modell einer dogmatischen Theologie als Glaubenslehre, als einem begrifflichen Nachvollzug der auf das Versöhnungs- und Erlösungswerk Jesu bezogenen Glaubenssätze, wie sie in der Gemeinde lebendig sind und überliefert werden, behielt nach Mulert seine Gültigkeit, allen aktuellen Wandlungen in der theologischen Diskussion zum Trotz.

Über das Schleiermacher-Studium wurde Mulerts Interesse für die Theologie und die kirchenpolitische Programmatik des zeitgenössischen Liberalprotestantismus geweckt. Zwei Semester, das Sommersemester 1900 und das Sommersemester 1902, verbrachte er in Marburg, um hier vor allem bei den Theologen Wilhelm Herrmann (1846-1922), Adolf Jülicher (1857-1938) und Martin Rade (1857-1940) zu hören. An der Marburger Fakultät, der berühmtesten liberaltheologischen Ausbildungsstätte in Deutschland vor dem Ersten Weltkrieg, schätzte Mulert die Freiheit theologischen Denkens, die er in der konservativ lutherisch orientierten Leipziger Fakultät nicht hatte finden können.²

² Vgl. Mulerts Text „Sommersemester 1900 in Marburg“ (Die Christliche Welt 51 (1937), 309-311). Dieser autobiographische Bericht wird unten, S. 48-51, abgedruckt.

Im Wintersemester 1900/01 bestand Mulert das Erste Theologische Examen, das *examen pro candidatura et pro licentia concionandi*, in Leipzig. Wiederum erhielt er die beste Note. Anschließend übernahm er eine Hauslehrerstelle in einer verwandten Familie, die in der märkischen Kleinstadt Oderberg, 60 Kilometer nordöstlich von Berlin, lebte. Mulert hatte die Aufsicht über zwei kleinere Kinder, die er in allen Schulfächern unterrichten mußte. Die Aufgabe ließ ihm Zeit genug, sich weiteren Studien zu widmen. Regelmäßig besuchte er das kirchengeschichtliche Seminar bei Adolf Harnack (1851-1930) und das altphilologische Seminar bei Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf (1848-1931), zwei der bedeutendsten Professoren an der Friedrich-Wilhelms-Universität. Im Anschluß an die Zeit als Hauslehrer kehrte Mulert noch einmal für einige Monate nach Marburg zurück. Seinen Lebensunterhalt erwarb er sich als Hilfsredakteur bei der von Martin Wenck (1862-1931), einem Vertrauten Friedrich Naumanns, geleiteten liberalen *Hessischen Landeszeitung*.

Zuletzt studierte Mulert im Wintersemester 1902/03 an der Kieler Theologischen Fakultät. Hier hörte er bei dem legendären Begründer der Religionsgeschichtlichen Schule Albert Eichhorn (1856-1926), bei dem Systematischen Theologen Arthur Titius (1864-1936) und bei dem Praktischen Theologen Otto Baumgarten (1858-1934). Zu Eichhorns Kolleg über mittelalterliche Kirchengeschichte fertigte er eine umfangreiche Nachschrift an, die sich heute im Nachlaß befindet. Titius gehörte später zu den engsten Weggefährten Mulerts im Evangelisch-Sozialen Kongreß. Mit Baumgarten verband ihn seit seiner Kieler Studienzeit eine persönliche Beziehung, die sich später zu einer engen Freundschaft entwickelte. Baumgarten, der als tiefblickender und menschenfreundlicher, dazu als wissenschaftlich ausgewiesener Lehrer an der kleinen Fakultät die Rolle des Seniors innehatte, erkannte die besondere Begabung Mulerts und förderte ihn nach Kräften. Auch beschäftigte er ihn als Redakteur bei seiner Zeitschrift, der *Monatsschrift für die kirchliche Praxis*, so daß Mulert auch in finanzieller Hinsicht zunächst sichergestellt war.³

3 Zu Otto Baumgarten vgl. Hasko von Bassi: Otto Baumgarten. Ein „moderner Theologe“ im Kaiserreich und in der Weimarer Republik (Europäische Hochschulschriften. Reihe XXIII. Band 345), Frankfurt am Main / Bern / New York / Paris 1988.

2. ERSTE BERUFLICHE TÄTIGKEIT ALS PFARRER UND PRIVATDOZENT

Im Frühjahr 1903 absolvierte Mulert das Zweite Theologische Examen, die sogenannte „Wahlfähigkeitsprüfung“ (*examen pro ministerio*), vor dem Konsistorium der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens in Dresden. Anschließend war er zunächst drei Jahre lang als nicht fest angestellte Hilfskraft Religionslehrer in Leipzig, und zwar zunächst an der renommierten Schusterschen Privatschule, später am Städtischen Realgymnasium. Für die Übernahme von Lehraufträgen an staatlichen Schulen qualifizierte Mulert sich 1904, indem er das Oberlehrerexamen für die Fächer Religion und Neuere Geschichte ablegte.

In den Jahren 1906 und 1907 übertrug die Kirchenleitung Mulert, nach vorheriger Ordination, die Stelle eines Hilfsgeistlichen in Brockau im Vogtland. In diesen Jahren widmete Mulert sich ersten größeren theologischen Arbeitsprojekten. Sehr eingehend befaßte er sich mit der Problematik der Lehrverpflichtungen in der evangelischen Kirche in Deutschland. Hierzu legte er schon 1904 eine umfassende Sammlung der einschlägigen Texte aus den Landeskirchen vor (*Die Lehrverpflichtung in der evangelischen Kirche Deutschlands*, Tübingen 1904).⁴ Die Sammlung stieß auf ein derart großes Interesse, daß kaum zwei Jahre später bereits eine Neuauflage nötig wurde.

1907 legte Mulert erste Ergebnisse seiner Schleiermacher-Studien in Form einer Untersuchung zum geschichtsphilosophischen Standpunkt Schleiermachers vor (*Schleiermachers geschichtsphilosophische Ansichten in ihrer Bedeutung für seine Theologie*, Gießen 1907). Mulert hat diese Studie noch Wilhelm Dilthey (1833-1911), einem der herausragenden Philosophen der Jahrhundertwendezeit, vorstellen können und mit ihr, zu seinem nicht geringen Stolz, das Interesse und die Anteilnahme des Nestors der älteren Schleiermacher-Forschung gefunden. Eine zunächst geplante Fortsetzung des Werkes erschien später nicht mehr.

Im Frühjahr 1907 promovierte die Kieler Theologische Fakultät Mulert auf der Grundlage der Schleiermacher-Studie zum Lizentiaten der Theologie. Nicht zuletzt der Förderung durch Baumgarten hatte er es zu verdanken, daß die Fakultät ihn noch im selben Jahr auch habilitierte. Schon am 4. Mai 1907 wurde Mulert nach abgeschlossenem Habilitationsverfahren zum Privatdozenten an der Theologischen Fakultät der Universität Kiel ernannt. Gleichzeitig gab Baumgarten ihm durch eine Anstellung als Redakteur der Zeitschrift

⁴ Der Titel der Sammlung lautet vollständig: *Die Lehrverpflichtung in der evangelischen Kirche Deutschlands. Zusammenstellung der Bestimmungen und Formeln, die eine Verpflichtung der Geistlichen, theologischen Universitätslehrer und Religionslehrer auf bekennnismäßige Lehre enthalten*, Tübingen 1904. – Eine bibliographische Übersicht zu Mulerts Veröffentlichungen findet sich am Ende dieser Darstellung.

Evangelische Freiheit auch wirtschaftlich die Möglichkeit, als unbesoldeter Privatdozent überhaupt existieren zu können. Denn über finanzielle Mittel verfügte er, zumal seit dem Tod seines Vaters, nicht.

Mit der Ernennung erreichte Mulert ein Ziel, das er seinem beruflichen Weg seit Studienbeginn gesetzt hatte. Allerdings mußte er sich in den folgenden zehn Jahren auf wechselnden, gering oder gar nicht dotierten Stellen erhalten. Im wesentlichen aus materiellen Gründen – in Kiel waren bei der sehr niedrigen Studentenzahl kaum Einnahmen aus der Vorlesungstätigkeit zu erwarten – wechselte Mulert zum Sommersemester 1909 als Privatdozent an die Hallenser Theologische Fakultät. Hier bot sich ihm die Möglichkeit, als wissenschaftlicher Mitarbeiter des Evangelischen Bundes in dessen Hauptgeschäftsstelle einzutreten.

Im Herbst 1912, als der Evangelische Bund sein Zentralbüro nach Berlin verlegte, ließ Mulert sich erneut umhabilitieren. Erst jetzt, als auch aus der Lehrtätigkeit an der erheblich stärker frequentierten Berliner Fakultät ausreichende Einnahmen flossen, war der Lebensunterhalt gesichert. Dies war um so dringlicher, als Mulert zwischenzeitlich die Pfarrerstochter Elisabeth Weiß (1864-1956) geheiratet hatte.

Gleichfalls von erheblicher Bedeutung war schließlich, und zwar auch unter dem Gesichtspunkt der Entlohnung, Mulerts intensive Mitarbeit an dem Handwörterbuch „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“. Das Wörterbuch erschien in den Jahren von 1908 bis 1913 als lexikalisches Großprojekt der Religionsgeschichtlichen Schule bei Paul Siebeck in Tübingen (Verlag J.C.B. Mohr), dem wichtigsten verlegerischen Förderer dieser jungen Richtung in der protestantischen Theologie der Jahrhundertwendezeit. Mulert betreute als Redakteur die Abteilung „Biographie des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart“. Daneben verfaßte er aber auch zahlreiche eigene Artikel zu zentralen theologischen Themen. Hierin durfte er auf die Unterstützung Ernst Troeltschs (1865-1923) rechnen, der als Fachherausgeber für Systematische Theologie die Verantwortung für die Artikelvergabe trug.⁵

5 Vgl. zur ersten Auflage der „Religion in Geschichte und Gegenwart“ die detaillierte Studie von Alf Özen: „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“ als Beispiel für Hoch-Zeit und Niedergang der „Religionsgeschichtlichen Schule“ im Wandel der deutschen protestantischen Theologie des ersten Viertels des 20. Jahrhunderts. I. Teil: RGG¹, in: Gerd Lüdemann (Hg.): Die „Religionsgeschichtliche Schule“. Facetten eines theologischen Umbruchs (Studien und Texte zur Religionsgeschichtlichen Schule. Band 1), Frankfurt am Main / Bern / New York / Paris 1996, 149-206. Ein Register zur RGG, das auch sämtliche Beiträge Mulerts nachweisen wird, befindet sich in Vorbereitung.

3. PROFESSOR FÜR SYSTEMATISCHE THEOLOGIE IN KIEL

Im Herbst 1916 wurde Mulert ein Lehrauftrag für Systematische Theologie an der Theologischen Fakultät der Universität Kiel übertragen. Freigeworden war dieser Lehrauftrag infolge des Kriegstodes des Privatdozenten Otto Lempp (1885-1914), eines aussichtsreichen Schülers von Troeltsch. Am 8. Januar 1917 erhielt Mulert - wiederum auf die entschiedene Fürsprache Baumgartens hin - den Rang eines nichtbeamteten außerordentlichen Professors. Bereits ein halbes Jahr später folgte die Berufung ins Beamtenverhältnis und am 24. August 1920 die Ernennung zum ordentlichen Professor für Systematische Theologie. Zuvor hatte, entsprechend den akademischen Gepflogenheiten, die Hallenser Fakultät Mulert ehrenhalber zum Doktor der Theologie promoviert. Die nunmehr erreichte materielle Sicherstellung versetzte Mulert und seine Frau in die Lage, 1919 und 1921 zwei Kinder zu adoptieren.

Innerhalb der Fakultät vertrat Mulert die Systematische Theologie neben Hermann Mandel (1882-1946). Mandel war 1918 auf das Ordinariat Erich Schaeders (1861-1936) berufen worden. Nach 1933 gehörte er zunächst zur Gruppe deutsch-christlicher Theologen, dann zu den Wortführern einer deutschgläubigen Natur- und Geschichtsförmigkeit. Aus der Theologischen Fakultät trat Mandel 1935, nach heftigen Konflikten, an denen Mulert nicht beteiligt war, aus.⁶ Neben beiden lehrte Wilhelm Bruhn (1876-1969), der 1925 zum nichtbeamteten außerordentlichen Professor und 1929 zum Honorarprofessor ernannt wurde.

1928 erhielt Mulert, neben Mandel, die Funktion eines Mitdirektors der systematischen Abteilung des Theologischen Seminars der Universität Kiel. Dennoch blieb er, bezogen auf seine offizielle universitäre Stellung, gegenüber Mandel dauerhaft benachteiligt, da ihm kein eigener Lehrstuhl, sondern lediglich ein sogenanntes „Persönliches Ordinariat“ übertragen worden war. Zwar verfügte Mulert über sämtliche Rechte eines ordentlichen Professors; auch war er als solcher Dekan der Theologischen Fakultät. Doch ging sein Gehalt nicht über das eines Extraordinarius hinaus.

Mulert hat sich über diesen Sachverhalt nie beklagt, wie er überhaupt Fragen der materiellen Ausstattung seines eigenen Lebens mit Gleichmut behandelte. Er pflegte einen bescheidenen Lebensstil, verzichtete auch bei längeren Reisen auf Komfort und konnte hierin auf eine gleiche Einstellung bei seiner Frau rechnen. Dennoch lebte Mulert nicht einem asketischen Ideal, was auch seine wenig robuste körperliche Verfassung kaum erlaubt hätte. Größere Sum-

⁶ Zu Mandel vgl. meine biographische Darstellung in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon (BBKL). Band 15, Herzberg 1999, 930-939.

men, die sich aufgrund der sparsamen Haushaltsführung immer wieder erübrigen ließen, gingen regelmäßig an kirchliche oder andere Hilfsprojekte.

Unter den Studenten fand Mulert eine ganze Reihe von Hörern, die sich ihm näher anschlossen. Die Wohnung in der Kieler Feldstraße 120 war über Jahre hinweg ein Ort der anspruchsvollen akademischen Diskussion, aus der eine ganze Reihe wichtiger theologischer Forschungsbeiträge erwuchs. Schüler im engeren Sinne hat Mulert nicht gehabt.

Bereits als junger Dozent entfaltete Mulert eine breite publizistische Tätigkeit. Unterstützt wurde er hierin von Martin Rade, dem einflußreichen Marburger Theologen und Herausgeber der kulturprotestantischen Zeitschrift *Die Christliche Welt*.⁷ Rade und Mulert verband bald eine enge persönliche Beziehung, die ihren Ausdruck auch darin fand, daß Rade sich wiederholt für Mulerts akademisches Fortkommen einsetzte. Im Kreis der ständigen Mitarbeiter der Zeitschrift gehörte Mulert schon vor 1914 zu den produktivsten Autoren. Auch innerhalb der 1903 gegründeten „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt“ übernahm er bald wichtige Funktionen. Zudem beteiligte er sich intensiv an den jährlichen Tagungen, die diese Vereinigung in Eisenach oder in Friedrichroda, wo sie zwischen 1918 und 1934 sogar über ein eigenes Tagungshaus verfügte, veranstaltete. Bis in die späten zwanziger Jahre bildeten diese Versammlungen Höhepunkte der theologischen Diskussionskultur.⁸

7 Zu Rade vgl. insbesondere Johannes Rathje: *Die Welt des freien Protestantismus. Ein Beitrag zur deutsch-evangelischen Geistesgeschichte. Dargestellt an Leben und Werk von Martin Rade*, Stuttgart 1952. Siehe daneben auch: Martin Rade. *Theologe - Publizist - Demokrat (1857-1940)*. Eine Ausstellung der Universitätsbibliothek Marburg vom 26. April bis 20. Mai 1990. Herausgegeben von Ana Maria Mariscotti de Görlitz, Uwe Bredehorn und Hans-Gerd Happel (Schriften der Universitätsbibliothek Marburg. Band 47), Marburg 1990, sowie: Martin Rade. *Aspekte seines Wirkens*. Redaktion: Ana Maria Mariscotti de Görlitz und Walter Wagner (Schriften der Universitätsbibliothek Marburg. Band 52), Marburg 1990.

8 Zur Geschichte der Vereinigung vgl. insbesondere das zwischen 1903 und 1934 erschienene interne Mitteilungsblatt „An die Freunde“. 1993 ist im Verlag Walter de Gruyter ein Nachdruck dieser Zeitschrift erschienen: [Martin Rade (Hg.):] *An die Freunde. Vertrauliche d.i. nicht für die Öffentlichkeit bestimmte Mitteilungen (1903-1934)*. Nachdruck mit einer Einleitung von Christoph Schwöbel, Berlin / New York 1993. Zum Tagungshaus in Friedrichroda vgl. Matthias Wolfes: „Das Haus der Christlichen Welt“. Ein Beitrag zur Institutionalisierungsgeschichte des liberalen Protestantismus, in: *Mitteilungen der Ernst-Troeltsch-Gesellschaft* 8 (1994), 76-106.

4. DEMOKRATISCHER POLITIKER

In politischer Hinsicht stand Mulert Friedrich Naumann (1860-1919) nahe, auch hierin Rade folgend. Naumann setzte sich seit den 1890er Jahren für ein liberales, sozial engagiertes politisches Reformprogramm ein. Das im Kaiser-tum symbolisierte Staatswesen des Deutschen Reiches sollte im Zuge eines umfassenden Demokratisierungsprozesses modernisiert werden. Dies schien Naumann der beste Weg zu sein, angesichts der massiven Proteste aus der organisierten Arbeiterschaft die innenpolitische Stabilität zu sichern. Um dieses Programm auch auf parteipolitischer Ebene vertreten zu können, widmete Naumann einen großen Teil seiner Kraft der Gründung und dem Aufbau parteipolitischer Organisationen.

Mulert schloß sich bereits der ersten von Naumann ins Leben gerufenen politischen Vereinigung, dem 1896 in Verbindung mit Paul Göhre (1864-1928) gegründeten National-sozialen Verein, an. Noch vor 1900, als Student, trat er diesem Verein bei, um bis 1903, dem Jahr der ersten großen Wahlniederlage Naumanns, Mitglied zu bleiben. Als es trotz intensivster Wahlkampfarbeit nicht gelang, bei der Wahl am 16. Juni 1903 in den Reichstag einzuziehen, löste Naumann den National-sozialen Verein enttäuscht auf. Gemeinsam mit seinen Weggefährten schloß er sich der Freisinnigen Vereinigung und 1910 der Fortschrittlichen Volkspartei an. Auch Mulert folgte ihm in beide Parteien. Bereits zu dieser Zeit gehörte er zum Kreis der Parteiaktivisten. Eine Reihe von Wahlkampfeinsätzen ist schon für den Januar 1907 bezeugt. Während der Kriegszeit stand Mulert, ebenso wie der spätere Leipziger Theologe und Freund Horst Stephan (1873-1954), der Nationalliberalen Partei nahe. Nach dem Zusammenbruch des alten Parteiensystems im November 1918 trat Mulert der von Naumann mitgegründeten Deutschen Demokratischen Partei bei.

Den Krieg deutete Mulert als eine dem deutschen Volk aufgezwungene Auseinandersetzung, in der es nicht um die Behauptung einer politisch und militärisch einflußreichen Stellung des Deutschen Reiches in der Welt gehe, sondern um die Sicherung des Staates und mit ihm um die Bewahrung der deutschen kulturellen Identität und der nationalen Kultur schlechthin. Aus Vorlesungen im Wintersemester 1914/15 entstand das Buch „Der Christ und das Vaterland“ (Leipzig 1915), in dem Mulert Überlegungen dieser Art vortrug. In weiteren während der Kriegszeit veröffentlichten Schriften trat Mulert insbesondere dafür ein, den evangelischen Pfarrern das Recht zum Waffendienst zuzuerkennen (Der Waffendienst der evangelischen Pfarrer, Leipzig 1915). Er selbst war in der Kriegszeit für ein Jahr als freiwilliger Lazarettgeistlicher in Berlin tätig.

Die militärische Niederlage erlebte Mulert als schwere Enttäuschung, den Zusammenbruch des wilhelminischen Staats- und Ordnungsgefüges als na-

tionales Desaster. Dennoch war Mulert bereit und imstande, sich auf die veränderten Gegebenheiten einzustellen. Der Übergang in die Demokratie war, wie Mulert später im Blick auf Baumgarten schrieb, auch in seinem Fall „innerlich längst vorbereitet“.⁹ Zur Monarchie wie auch zur Person des Kaisers hatte er zuvor schon eine entschieden distanzierte Haltung eingenommen. Die Abdankung Wilhelms II. wurde als Befreiung zu einem Neuaufbruch interpretiert. Klagen über den Sturz der Monarchie finden sich bei Mulert nicht. Ebenso wie eine ganze Reihe weiterer liberaler Theologen (Samuel Eck, Dietrich Graue, Martin Rade, Ernst Troeltsch) schloß er sich, wie erwähnt, zur Jahreswende 1918/19 der Deutschen Demokratischen Partei (DDP) an. Diese Partei sollte endlich die bisher zersplitterten linksliberalen Gruppierungen und Kleinparteien zu einer großen Sammlungspartei vereinigen. Zwar war sie in den ersten Wahlen im Reich und in Preußen erfolgreich, doch wurde auch sie sehr rasch von der permanenten Organisationskrise des deutschen Liberalismus eingeholt.

Mulert sah für mehr als ein Jahrzehnt in der DDP seine politische Heimat. Seine Einstellung zur Demokratie war zunächst von dem auch sonst unter Liberalprotestanten verbreiteten Motiv des „Gehorsams gegen die Wirklichkeit“ bestimmt, doch verband sich bereits während der frühen zwanziger Jahre mit dem politischen Engagement in der demokratischen Partei immer mehr auch eine innere Zustimmung zum republikanischen Verfassungsstaat von Weimar.

Der DDP blieb Mulert trotz des rapiden Machtverlustes seit den mittleren zwanziger Jahren und ungeachtet diverser parteiinterner Störungen bis 1930 treu. Auch an dem dann unternommenen organisatorischen Erneuerungsversuch, der zur Gründung der Deutschen Staatspartei führte, nahm er - trotz erheblicher Bedenken gegen die mit diesem Schritt verbundenen programmatischen Konsequenzen - noch teil. Obwohl er zeitweise an einen Wechsel zur SPD dachte, blieb er der Staatspartei bis zu deren Selbstaflösung am 28. Juni 1933 verbunden. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges beteiligte Mulert sich am Aufbau des Ortsvereins der Liberaldemokratischen Partei in seinem sächsischen Heimatort Niederbobritzsch.

Mulert verstand seine Parteizugehörigkeit immer auch als Verpflichtung zu einer aktiven politischen Tätigkeit. In der Intensität seines parteipolitischen Einsatzes dürfte er von keinem anderen liberalprotestantischen Theologen seiner Generation übertroffen worden sein. Besonders in den Jahren der DDP-Mitgliedschaft setzte er sich für den Aufbau eines demokratischen Staatswesens ein. Dies geschah zunächst über eine ausgebreitete publizistische Wirksamkeit, doch nahm er auch an den Parteigeschäften selbst teil. So war er

⁹ Baumgarten als Sozialpolitiker, in: Soziale Praxis 42 (1933), 139-140, hier: 140.

während mehrerer Jahre in der Funktion eines Schriftführers Mitglied des Vorstandes des DDP-Landesverbandes für Schleswig-Holstein und das Fürstentum Lübeck.¹⁰

Mulert gehörte dem Reichsbanner, dem Politischen Club (Leipzig) sowie dem Liberalen Verein Kiel an. Auch in den symbolischen Formen des alltäglichen Lebens gab Mulert seiner demokratischen Einstellung offen Ausdruck. An den Verfassungstagen zeigte er eine schwarz-rot-goldene Flagge, während die Nachbarn demonstrativ die Reichskriegsflagge und in den späteren zwanziger Jahren zum Teil sogar schon die Hakenkreuzfahne aufzogen.

Im einzelnen bedarf Mulerts politische Tätigkeit noch der näheren Erforschung. Weite Teile des hier heranzuziehenden Werkes, dazu die vorhandenen Korrespondenzen, sind bisher nicht genauer untersucht worden. Ebenso liegen kaum detaillierte Erkenntnisse zu seiner Zugehörigkeit zu weiteren politischen Vereinigungen oder zu seiner Wahlkampfarbeit vor. Erwähnt sei, daß auch Mulerts zeitweise sehr intensiver Einsatz für die Kieler Volkshochschule bisher noch nicht weiter beachtet worden ist.

5. KIRCHENPOLITIK UND KIRCHE

Für die protestantischen Kirchen in Deutschland, die bisher in Preußen und anderen nord- und mitteldeutschen Territorien als „Landeskirchen“ mit bischöflicher Spitzenstellung des Monarchen faktisch als Staatskirchen bestanden hatten, bedeutete die kaiserliche Demission eine Katastrophe. Noch im Winter 1918/19, in der Folge des weitgehenden Zusammenbruches des kaiserlichen Obrigkeitsstaates, brachen daher heftige kirchenpolitische Auseinandersetzungen aus. An ihnen war Mulert in vorderster Linie beteiligt. Im Rahmen der Diskussion um die Regelung der Kirchenfrage in einer neu zu formulierenden Reichsverfassung trat er für eine Ablösung der staatskirchenrechtlichen Verhältnisse ein. Eine radikale Trennung von Staat und Kirche hielt er jedoch wegen der beiderseitigen Verantwortung für Kultur, Bildung und Sozialwesen nicht für durchführbar und auch nicht für wünschenswert. Zudem betonte Mulert die Pflicht des Staates, die Bewahrung der Glaubens- und Gewissensfreiheit sicherzustellen¹¹.

10 Vgl. hierzu: Organisationshandbuch der Deutschen Demokratischen Partei. Herausgegeben von der Reichsgeschäftsstelle der Deutschen Demokratischen Partei. Abgeschlossen 30. Januar 1926, Berlin 1926, 198-199.

11 Vgl.: Christentum und politische Freiheit, in: Monatsblatt der Freunde evangelischer Freiheit in Schleswig-Holstein, Juli 1918, 49-55; Zur Trennung von Kirche und Staat, in: Preußische Jahrbücher 51 (1919), 38-58.

Mulert vertrat seine kirchenpolitischen Vorstellungen nicht nur in der kirchlichen Publizistik, sondern auch als Mitglied diverser kirchlicher Institutionen und theologischer Vereinigungen. So gehörte er dem Evangelisch-Sozialen Kongreß, der Evangelisch-sozialen Vereinigung für Schleswig-Holstein oder, was für einen führenden Mitarbeiter des Rade-Kreises nicht selbstverständlich war, dem Protestantenverein an. Mulert war 1930 als Vertreter der Theologischen Fakultät Mitglied der Vierten ordentlichen Landessynode der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Schleswig-Holsteins und nutzte mehrfach die Debatten zur Stellungnahme. Als Vorstandsmitglied des Volkskirchenbundes und als Vorsitzender von dessen Kieler Ortsgruppe wirkte er nach 1918 selbst am Aufbau der Landeskirche und ihrer verfassungsrechtlichen Gestaltung mit.

In hohem Maße bestimmt wurde seine Beteiligung an den Arbeiten dieser Gremien durch die Zugehörigkeit zur örtlichen Gemeinde. Bis zu seinem Ausscheiden aus der Kieler Fakultät und dem damit verbundenen Fortgang aus Kiel war Mulert engagiertes Mitglied der Kirchengemeinde Ansgar-West in Kiel und gehörte auch ihrem Vorstand an.

Selbst diese Gemeindeverbundenheit aber hatte noch ihr Fundament zum einen in einer tief religiösen Grundeinstellung, zum anderen in Mulerts Menschenfreundschaft, in einer untrübbaren Offenheit und Lebendigkeit seines Wesens. Die immer zugewandte Art seines Umganges, dazu das stets offene Haus, das er gemeinsam mit seiner Frau führte, werden in zahlreichen Berichten über ihn immer wieder hervorgehoben. Mulerts schlichte Frömmigkeit fand ihren Ausdruck nicht zuletzt in einer Vielzahl von Andachten, die er für die *Christliche Welt* verfaßte. Eine Auswahl aus diesen Andachten wurde während der Kriegszeit in einer dem Andenken an Martin Rade gewidmeten Sammlung noch einmal veröffentlicht (Besinnung. Ein Buch für Werktag und Feiertag, Heidelberg 1940).

6. HERAUSGEBER DER CHRISTLICHEN WELT

Die *Christliche Welt* war 1886 von Martin Rade in Verbindung mit den Theologen Wilhelm Bornemann (1858-1946), Paul Drews (1858-1912) und Friedrich Loofs (1858-1928) gegründet worden. Sie war noch in den neunziger Jahren zum führenden Blatt der liberalen theologischen Richtung aufgestiegen und hatte sich seither an allen theologischen und kirchlichen Streitfällen mit prononcierten Stellungnahmen beteiligt. Seit 1918 ging ihr Einfluß, analog der Gesamtentwicklung in Kirche und Theologie, zwar zurück, doch blieb

sie nach wie vor einer der wichtigsten publizistischen Sammlungsorte für den liberalen Protestantismus in Deutschland.¹²

Zum Ende des Jahres 1931 zog Rade sich aus der Herausgeberschaft zurück. Als langjähriger enger Vertrauter übernahm Mulert zum Jahresbeginn 1932, zunächst noch gemeinsam mit Friedrich Siegmund-Schultze (1885-1969), die Aufgabe, die *Christliche Welt* als verantwortlicher Redakteur herauszugeben. Wiederum war es Baumgarten, der sich in der Nachfolgedebatte im Kreis der „Vereinigung der Freunde“ für Mulert einsetzte: Mulert garantiere die Fortführung der Marburger Tradition, er sei für die Gegenwartsströmungen innerhalb und außerhalb der Kirche aufgeschlossen und stehe zudem „in fester historisch-kritischer Gewissensbindung“.¹³

Mulert gab die *Christliche Welt* bis zur erzwungenen Einstellung der Zeitschrift im Mai 1941 heraus. Sie wurde das Opfer einer Verordnung der Reichspressekammer, datiert auf den 1. Juni 1941, die nahezu das gesamte kirchliche Pressewesen vernichtete. Neben der *Christlichen Welt* mußte zum gleichen Zeitpunkt auch das *Protestantenblatt*, die Zeitschrift des konkurrierenden Protestantenvereins, ihr Erscheinen einstellen. Mulert hat in seiner Tätigkeit als Herausgeber, trotz aller nicht zu übersehenden Zugeständnisse und Selbstverleugnungen, maßgeblich dazu beigetragen, daß dem Liberalprotestantismus in den Jahren der Diktatur ein Ort öffentlichkeitswirksamer Selbstdarstellung erhalten blieb.

7. ABLEHNUNG DES NATIONALSOZIALISMUS UND DES ANTISEMITISMUS

Mulert selbst hat immer wieder in mutiger Weise die Zerstörung des Rechtsstaates und die Mißachtung der durch ihn gesicherten Freiheitsrechte kritisiert. Dabei galt seine Aufmerksamkeit und Solidarität vor allem den Staatsbürgern jüdischer Herkunft bzw. Konfessionszugehörigkeit. Der sich bereits unmittelbar nach Machtantritt der Nationalsozialisten abzeichnenden militanten Judenverfolgung, die auf einen völligen Ausschluß der Juden aus der

¹² Zur *Christlichen Welt* vgl. Reinhard Schmidt-Rost: Die Christliche Welt. Eine publizistische Gestalt des Kulturprotestantismus, in: Hans Martin Müller (Hg.): Kulturprotestantismus. Beiträge zu einer Gestalt des modernen Christentums, Gütersloh 1992, 245-257, daneben insbesondere die große Darstellung von Johannes Rathje (siehe oben Anm. 7).

¹³ Zitiert nach Martin Mulert: Hermann Mulert, 51.

Gesellschaft abzielte, trat Mulert nach Kräften entgegen.¹⁴ Auch vor 1933 schon gehörte Mulert zu jenem Kreis liberalprotestantischer Theologen und Kirchenvertreter, die die massiven antisemitischen Tendenzen in Politik und Gesellschaft zurückwiesen.¹⁵ Auch für den latenten „kulturantisemitischen“ Standpunkt, den vor und nach 1933 zahlreiche Theologen, und zwar besonders solche mit lutherischer Prägung, vertraten, hatte Mulert kein Verständnis. In den zwanziger Jahren, als wiederum, bedingt durch die angespannte wirtschaftliche und soziale Lage, antisemitische Propaganda überall Anklang fand, beteiligte Mulert sich gemeinsam mit Otto Baumgarten, Emil Felden, Adolf Harnack, Dietrich Graue und Eduard Lamparter an den Arbeiten des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus“. Dieser Verein, dessen Tätigkeit gleichfalls von der Zeitgeschichtsforschung noch nicht hinreichend untersucht worden ist, entfaltete gerade in den zwanziger Jahren eine breite und intensive Aufklärungsarbeit. Dennoch konnte auch sein Einsatz nicht verhindern, daß nach dem Januar 1933 die evangelische Kirche in den Auseinandersetzungen um die Rechtsstellung der deutschen Staatsbürger jüdischer Herkunft weithin versagt hat.¹⁶

Obwohl Mulert sich aufgrund seiner einflußreichen publizistischen Stellung in einer vergleichsweise sicheren Position befand, belasteten ihn doch seit dem endgültigen Zusammenbruch der Republik und der Machtübernahme durch die NS-Partei die hochschul- und kirchenpolitischen Spannungen und Konflikte sehr stark. Bereits 1932 sah er in einer Analyse der nationalsozialistischen Bewegung die Gefahr eines diktatorischen Machtstaates heraufkommen, der, gleich dem Leviathan, sich zum Herrn auch über die Gewissen erheben wolle. Schon hier sprach er von der Notwendigkeit des Widerstandes.¹⁷

Wenn Mulert dabei noch der Überzeugung Ausdruck gab, daß die Waffen des Zwanges, mit denen bald schon der „totale Staat“ des Dritten Reiches operieren werde, auf dem Gebiete des Geistes versagen müßten, so machten sich

14 Vgl. hierzu Klaus Michael Führer: Hermann Mulert – Kirchlicher Liberalismus als politischer Protestantismus in der Weimarer Republik und im „Dritten Reich“. Studien zur Biographie, Diss. theol. Leipzig 1988.

15 Vgl. vor allem den großen Artikel „Antisemitismus“ in: Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Band 1, Tübingen 1909, 507-513.

16 Vgl. Eberhard Röhm / Jörg Thierfelder: Juden – Christen – Deutsche. Band 1: 1933-1935. Ausgegrenzt, Stuttgart 1990; Kurt Nowak: Kulturprotestantismus und Judentum in der Weimarer Republik, Göttingen 1993.

17 [Die Kirche und das dritte Reich], in: Leopold Klotz (Hg.): Die Kirche und das dritte Reich. Fragen und Forderungen deutscher Theologen. Band 2, Gotha 1932, 74-78, hier: 76. Dieser Text wird unten, S. 97-101, abgedruckt.

doch gleichzeitig in seinen Texten aus dieser Zeit angesichts der Zustimmung großer Teile selbst der bürgerlichen Bevölkerung zu Hitler und seinem Programm der NS-Diktatur resignative Züge bemerkbar. Auch wurde die Kritik aus nationalsozialistischen und deutsch-christlichen Kreisen gegen ihn als einen prominenten Sprecher des Liberalprotestantismus immer lauter, zumal er zum Ärger der Republikfeinde schon seit 1930 in den Auseinandersetzungen um den demokratischen Kieler Theologieprofessor Otto Baumgarten unerschrocken und allen angedrohten Repressalien zum Trotz für seinen Kollegen Partei ergriffen hatte.¹⁸

Nachdem der Evangelische Bund zu den Märzahlen 1933 einen Aufruf erlassen hatte, der zur Wahl der NSDAP aufforderte, verließ Mulert den Bund nach jahrzehntelanger Mitgliedschaft. Das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. April 1933 und Görings Erlaß, wonach SS- und SA-Formationen Polizeicharakter erhielten und somit in staatlich legalisierter Form Terror ausüben konnten, wurden von Mulert offen kritisiert. Neben Baumgarten fand auch der Kieler Theologe Emil Fuchs (1874-1971), der wegen seiner SPD-Mitgliedschaft noch im Frühjahr 1933 aus dem Hochschuldienst entlassen und verhaftet worden war, bei Mulert rettende Unterstützung. Gefährliches Schriftgut aus dem Besitz des prominenten Religiösen Sozialisten wurde im Keller der Wohnung versteckt. Fuchs selbst bot Mulert nach der Entlassung aus der Haft Unterkunft.

8. NIEDERLEGUNG DER PROFESSUR

Selbst noch am 11. August 1933 scheute Mulert sich nicht, in Fortsetzung seiner früheren Praxis anlässlich des Verfassungstages, die republikanische Fahne aufzuziehen. In der Konsequenz jedoch war der sensible und allem Parteienkampf letztlich abgewandte Mulert der dauernden erbitterten Konfrontation nicht gewachsen. So entschloß er sich dazu, sein Kieler Lehramt aufzugeben und sich aus der Arbeit an der Hochschule ganz zurückzuziehen. Die Tätigkeit als Herausgeber der *Christlichen Welt* behielt er bei. Am 2. September 1935 beantragte er seine Entpflichtung, die am 31. Oktober durch eine von Hitler und Göring unterzeichnete Urkunde ausgesprochen wurde. Mulert kam mit diesem Schritt der bereits geplanten Entlassung zuvor. Ohne daß eine sichere Beweisführung in dieser Hinsicht bisher möglich wäre, gibt es doch Anhaltspunkte dafür, daß die Entscheidung der Behörden, Mulerts Lehrtätigkeit zu beenden, in erster Linie wegen der persönlichen Verbindun-

¹⁸ Vgl.: Baumgarten und die National-Sozialisten, Neumünster 1930. Zum Konflikt um Baumgarten siehe Hasko von Bassi: Otto Baumgarten, 239-257.

gen zu dem Neffen Karl Hermann Reinmuth getroffen wurde. Reinmuth, der Sohn von Mulerts Schwester Amalie Reinmuth, war von Mulert dahin beraten worden, trotz seiner entschiedenen Ablehnung der NS-Diktatur den für die Übernahme einer Regierungsassistententätigkeit obligatorischen Diensteid auf Hitler zu leisten. Aus dem erhaltenen Protokoll einer später durchgeführten Vernehmung Mulerts ergibt sich, daß Mulert dabei seinem Neffen gegenüber argumentiert hatte, die hier zu leistende Eidesformel könne keine stärkere Bindung begründen als frühere Eide auf die Landesfürsten. In diesem Standpunkt, der bei Reinmuths Vernehmungen bekannt wurde, sah man eine Infragestellung des totalitären Machtanspruches der Nationalsozialisten. Mulert mußte sich am 7. Februar und am 14. Mai 1935 vor dem Universitätsrat rechtfertigen und wies dabei die erhobenen Vorwürfe zurück.¹⁹

Reinmuth wurde Anfang November 1934 verhaftet, wobei ihm Kontakte zu Widerstandskreisen vorgeworfen wurden. Im September 1935 wurde er zu sieben Jahren Haft verurteilt, die er in Waldheim verbüßte. Anfang 1942 wurde er in das KZ Sachsenhausen überstellt und dort am 26. April 1942 ermordet. Mulert selbst erhielt Ende 1934 im Zusammenhang mit dem Prozeß gegen Reinmuth einen Verweis.²⁰

Die Entscheidung zur Niederlegung der Professur hatte Folgen für die gesamte Theologische Fakultät. Dabei wirkte sich jetzt auch aus, daß mit Baumgarten und dem Kirchenhistoriker Karl Aner (1879-1933)²¹ die beiden anderen wichtigsten Kieler liberalen Theologen bereits ausgeschieden waren. Unmittelbar nach Mulerts Rücktritt fand eine weitgehende Umgestaltung der Fakultät statt. Im Zuge politisch motivierter Entscheidungen über die Zusammensetzung des Lehrkörpers sollte an die Stelle der früheren liberalprotestantischen Prägung eine deutsch-christliche, weltanschaulich an den Nationalsozialismus gebundene Form völkischer Theologie und religiöser Deutschlandskunde treten. Nachfolger von Mulert auf dem Kieler Lehrstuhl für Systemati-

19 Die entsprechenden Unterlagen liegen im Landesarchiv in Schleswig sowie im Bundesarchiv Koblenz / Berlin, Außenstelle Potsdam, vor.

20 Vgl. Kurt Nowak: Hermann Reinmuth (Christ in der Welt. Heft 45), Berlin 1978.

21 Zu Aner, der sich in seinen fachlichen Arbeiten insbesondere mit der protestantischen Theologie der Aufklärungszeit beschäftigt hat (Friedrich Nicolai, Gießen 1912; Theologie der Lessingzeit, Halle 1929), vgl. meinen Beitrag in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Band 18, Herzberg 2000.

sche Theologie wurde der Münsteraner Theologe und Nationalsozialist Martin Redeker (1900-1970).²²

Mit seinem Verzicht auf die Professur setzte Mulert zugleich ein öffentliches Zeichen des Protestes. In Briefen an den Marburger Kirchenhistoriker Hans von Soden (1881-1945) hatte er schon im Juli 1933, als er erstmals an einen Rückzug aus der Universität dachte, seine Haltung in diesem Sinne begründet. Die Lage in der Kirche sei weithin von Unrecht geprägt; die Zwangsgewalt des Staates verhindere eine freie Verkündigung. Die theologische Lehre werde unter derartigen Bedingungen zur Unwahrhaftigkeit und Selbstverleugnung gegenüber den Studenten und den Pfarrern genötigt.²³

An der ablehnenden Einstellung gegenüber dem Dritten Reich hielt Mulert fest. In der nationalsozialistischen Ideologie sah er das völlige geistige und weltanschauliche Gegenbild zum christlichen Glauben. Dieses Urteil wird etwa in eingehenden Überlegungen ausgesprochen und begründet, die Mulert gegen Ende der NS-Herrschaft in einer umfangreichen, bisher nicht veröffentlichten Niederschrift zusammengefaßt hat.²⁴

9. KRITIK AN DER BEKENNENDEN KIRCHE

Von Skepsis und Zurückhaltung war Mulerts Haltung gegenüber der Bekennenden Kirche bestimmt. Die Sorge vor einem autoritären bekenntnis-kirchlichen Kirchenregime hinderte ihn, wie „viele treue evangelische Christen, die gegen Unchristentum tapfer zu streiten bereit sind, [...] in die Reihen der Kämpfenden“ einzutreten. Er fürchtete, „daß der ‚Kampf gegen die Irrlehre‘ schließlich zu einer neuen starren Herrschaft der Bekenntnisschriften

²² Zur Fakultätsgeschichte während der Jahre des Dritten Reiches vgl. die Darstellungen von Jendris Alwast: *Geschichte der Theologischen Fakultät. Vom Beginn der preußischen Zeit bis zur Gegenwart* (Geschichte der Christian-Albrechts-Universität Kiel 1665-1965. Band 2, Teil 2), Neumünster 1988, 189-212, sowie von Kurt Meier: *Die Theologischen Fakultäten im Dritten Reich*, Berlin / New York 1996, 374-382. Eine biographische Skizze zu Redeker findet sich in: *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon*. Band 16, Herzberg 1999, 1317-1329.

²³ Briefe Mulerts an Hans von Soden vom 3. und 10. Juli 1933, abgedruckt in: *Theologie und Kirche im Wirken Hans von Sodens. Briefe und Dokumente aus der Zeit des Kirchenkampfes 1933-1945*. Herausgegeben von Erich Dinkler und Erika Dinkler-von Schubert. Bearbeitet von Michael Wolter, Göttingen 1984 (Zweite Auflage: Göttingen 1986), 45-47. 51-52. Beide Schreiben finden sich unten, S. 101-105.

²⁴ Siehe hierzu Kurt Nowak: *Reflexionen eines Liberalen über Nationalsozialismus und Christentum. Anmerkungen zu einem unveröffentlichten Manuskript Hermann Mulerts*, in: *Junge Kirche* 39 (1978). Beiheft 4, 19-25.

in der Deutschen Evangelischen Kirche führen werde“. Am Ende dieses Weges sah er den „Verlust der Freiheit protestantischer Überzeugung“.²⁵

Zu Beginn des Jahres 1934 führte Mulert aus Anlaß einer Besprechung von Karl Barths Schrift „Lutherfeier 1933“ (München 1933) aus: „Am charakteristischsten tritt in der Einleitung dieses Hefts und in den Schlußsätzen ein harter Wille hervor, sich bei der Opposition gegen die heutige Kirchenleitung nur mit ganz Gleichgesinnten zu verbinden und im Zusammenhang mit dem Kampf gegen die Deutschen Christen den ganzen Neuprottestantismus aus der evangelischen Kirche auszuschließen, die Entwicklung hinter Aufklärung und Idealismus, hinter 1700 zurückzuschrauben. Diese Denkweise ist ebenso charaktrevoll wie ungeschichtlich; griffe sie um sich, so würde sie das evangelische Christentum mit dem Schicksal des byzantinischen und des russischen bedrohen; vor allem ist sie unvereinbar mit Gedanken, die auch biblisch sind, mit der Überzeugung, daß der Geist die Christen in alle Wahrheit leiten wird und mit der Gewissensselbständigkeit des protestantischen Christen.“²⁶

Die Sorge vor einer solchen autoritären Entwicklung in der Kirche wirkte sich auf Mulerts kirchenpolitisches Handeln unmittelbar aus. Sie war der Grund, weshalb Mulert sich immer wieder und auf verschiedenen Wegen bemühte, darauf hinzuwirken, daß das oppositionelle Verhalten im innerkirchlichen Bereich nicht nach dogmatischen Vorgaben beurteilt werde. Für den Zustand von Religion, Kirche und Gesellschaft sei vielmehr die „Erschütterung der sittlichen Grundsätze schlimmer als alle ‚Irrlehre‘ in dogmatischen Dingen“. „Wo sie vorliegt, da steht der Feind.“²⁷ Nie dürfe vergessen werden, „daß das Bekenntnis der Tat wichtiger ist als alle Lehrbekenntnisse, daß die Bekenntnisschriften nicht das Evangelium sind.“²⁸

Dabei stellte Mulert die weitreichenden Differenzen zwischen „der Theologie der Krisis“ und seiner eigenen theologischen Denkweise seit 1933 kaum noch offen heraus. Vielmehr ging es ihm vordringlich um ein gemeinsames Vorgehen aller theologischen Fraktionen gegen das „Unrecht in unseren Kirchen“. Diese Strategie sollte nicht durch einen theologischen Prinzipienstreit um jede Erfolgsaussicht gebracht werden (Brief an Karl Barth vom 17. Januar 1935, in: Nachlaß Martin Rade. Universitätsbibliothek Marburg. MS 839).

25 Ethische „Irrlehren“, in: Die Christliche Welt 48 (1934), 108-111, hier: 111; siehe unten, S. 124-127.

26 [Rezension zu:] Karl Barth: Lutherfeier 1933 (Theologische Existenz heute. Heft 4), München 1933, in: Die Christliche Welt 48 (1934), 94.

27 Ethische „Irrlehren“, 111.

28 Kirchliche Lehren des Jahres 1933, in: Die Christliche Welt 48 (1934), 12-18, hier: 18. Der Text wird unten, S. 114-123, abgedruckt.

Doch konnte eine solche verständigungsbereite Haltung nicht völlig darüber hinwegtäuschen, daß die Gegensätze tief waren. Der Sache nach konnte Mulert in seiner Kritik an den antiliberalen theologischen Opponenten so weit gehen, daß er ihnen, und zwar besonders den Parteigängern um Karl Barth, vorwarf, in kirchenpolitischer und in theologischer Hinsicht wesentliche Voraussetzungen für den enormen Erfolg der Deutschen Christen in der evangelischen Kirche geschaffen zu haben. Er stimmte der 1934 von Hans Schlemmer vorgetragenen Auffassung zu, daß die Grundstruktur der dialektisch-theologischen Denkweise sich in bemerkenswerter Nähe zu deutsch-christlichen und nationalsozialistischen Urteilmustern befinde.²⁹

Insbesondere war Mulert – mit Schlemmer – der Ansicht, daß „der Wille zur Macht, der Nationalsozialisten und Deutsche Christen beherrscht, und der Sinn für Autorität, der bei den Dialektikern allmählich stark wurde, verwandte geistige Haltungen sind“. Die Theologen um Barth hätten ein geistiges Klima geschaffen, das den Deutschen Christen ihr Werk wesentlich erleichtert, in Teilen sogar erst ermöglicht habe. Mulert bezog sich hier in erster Linie darauf, daß die Dialektische Theologie „den Idealismus herabgesetzt, die Sünde durch überstiegene Verallgemeinerungen tatsächlich verharmlost“ und, indem sie den kirchlichen Parlamentarismus bekämpfte, „die Gemeinden lahmgelegt und das ungeistliche Führerprinzip mit heraufbeschworen“ habe. Mit Blick auf Gogarten erhob er schließlich den schweren Vorwurf, durch eine spezifische „Schöpfungsordnungstheologie“ auch der „übertriebenen Wertung von Blut und Rasse“ „vorgearbeitet“ zu haben.³⁰

Dem Pfarrernotbund stand Mulert gleichfalls distanziert gegenüber, da er dessen staatsloyale Haltung kritisierte. Dennoch suchte er, wiederum im Interesse eines gemeinsamen kirchenpolitischen Vorgehens, noch in Kiel nach einer Verbindung. Er mußte jedoch erleben, daß er von der Landesgruppe des Pfarrernotbundes in Schleswig-Holstein wegen seiner liberalen theologischen und politischen Einstellung zurückgewiesen wurde. In einem Brief an Wilhelm von Pechmann vom 20. September 1934 schilderte er die näheren Umstände: „Ihnen persönlich lassen Sie mich noch berichten, daß mir beim Notbund die wiederholten Erklärungen, man stehe auf dem Boden des 3. Reiches, bedenklich waren als eine Vermischung von Religion und Politik, ähnlich der bei den DC üblichen. Teils weil man diese Bedenken kannte, teils wegen meiner Theologie wollte mich die etwas ängstliche Leitung des hiesigen Notbundes nicht aufnehmen. Schließlich hat auf Drängen von Freunden schweren Herzens sie

²⁹ Hans Schlemmer: Von Karl Barth zu den Deutschen Christen. Zum Verständnis der heutigen theologischen Lage, Gotha 1934; vgl. dazu Mulerts Rezension in: Die Christliche Welt 48 (1934), 762-763. (Siehe unten S. 128.)

³⁰ Die Christliche Welt 48 (1934), 762-763.

sich dazu willig erklärt, aber dann hielt ich es für besser, mindestens vorläufig zu verzichten, auch deshalb, weil ich nicht in die Lage kommen wollte, solche halbpolitischen Erklärungen mitverantworten zu sollen.“³¹

Eine Entspannung im Verhältnis zur Bekennenden Kirche stellte sich erst unter dem immer massiver werdenden kirchenpolitischen und politischen Druck ein. Auch von zeitweise verfolgten Plänen für eine freikirchliche Neuformierung kirchlicher Gemeinschaften jenseits der offiziellen, deutsch-christlich beherrschten Deutschen Evangelischen Kirche kam Mulert in den späteren dreißiger Jahren zurück. Er sah ein, daß es für eine solche Kirchenbildung weder in den Gemeinden noch auf administrativer Ebene eine Grundlage gab. Ein derartiges Unternehmen hätte die kirchliche Opposition nicht gestärkt, sondern gerade erst recht um ihre, in Grenzen immerhin noch vorhandenen Einflußmöglichkeiten gebracht.

Insgesamt läßt sich die schroffe Haltung gegenüber der Bekennenden Kirche als die Kehrseite von Mulerts Anstrengungen deuten, einen theologischen Rahmen dafür zu schaffen, daß möglichst breite Kreise der protestantischen Bevölkerung in einen volksgemeinschaftlichen Gesamtzusammenhang einbezogen und gegen den ideologisch bestimmten Machtanspruch der Deutschen Christen aktiviert werden. Gerade dieses Anliegen aber schien ihm durch die separatistische Vorgehensweise zumindest von Teilen der BK, etwa ihrer Dahlemitischen Richtung, gefährdet zu werden. Es sei eine Situation denkbar, in der Dogmen, Bekenntnisschriften und kirchliche Lehrsätze „zu dem Denken weiter Volkskreise in einen solchen Gegensatz treten, daß die Kirche dann nicht Volkskirche wird oder es nicht bleibt und die Schuld daran überwiegend bei der Kirche liegt“.³²

10. DRITTES REICH UND KRIEGSJAHRE

Als Emeritus siedelte Mulert zunächst nach Leipzig-Markleeberg, Anfang 1939 dann in seinen Geburtsort über, von wo aus er sich ganz auf die immer schwerer zu lösenden Aufgaben als Herausgeber der *Christlichen Welt* konzentrierte. Dabei stellte er nicht selten sein eigenes theologisches und kirchenpolitisches Interesse hinter die Belange der Zeitschrift zurück. Deren Existenz war

31 Zitiert nach Friedrich Wilhelm Kantzenbach: Kirchlich-theologischer Liberalismus und Kirchenkampf. Erwägungen zu einer Forschungsaufgabe, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 87 (1976), 298-320, hier: 312.

32 Läßt sich die Volkskirche noch erhalten? Evangelische Gedanken zur Gegenwart, Görlitz 1936, 29-30.

spätestens seit 1936 dauerhaft gefährdet; sie stand ständig unter Beobachtung durch die Zensurstelle der Polizeibehörde.

Im Mai 1937 gab die Mitteilung vom Tode des Landgerichtsdirektors a. D. Friedrich Weißler (1891-1937) der Gestapo Anlaß, die Ausgabe Nr. 9 der *Christlichen Welt* zu verbieten. Weißler hatte als Leiter des Büros der Zweiten Vorläufigen Leitung der DEK am Zustandekommen der Denkschrift der Bekennenden Kirche an Hitler vom Juni 1936 maßgeblichen Anteil gehabt. Er war jüdischer Herkunft und am 19. Februar 1937 nach sechstägiger Folter im KZ Sachsenhausen ermordet worden.

Trotz solcher Zwangsmaßnahmen konnte die *Christliche Welt* auch nach 1933 ihrer Funktion als Stimme des freien Protestantismus wenigstens partiell gerecht werden. Mulert selbst legte großen Wert darauf, in einer Vielzahl von Beiträgen der Forderung nach einer weltanschaulichen Synthese von Christentum und Nationalsozialismus entgegenzutreten. Dies geschah, nicht selten zur Unzufriedenheit Rades, meist in Form subtiler Argumentation. Doch blieb die Aussage selbst unmißverständlich: Nicht eine vermeintliche Synthesefähigkeit, sondern der entschiedene Gegensatz von NS-Ideologie und christlichem Glauben wurden herausgestellt, und zwar einschließlich der sich daraus ergebenden Folgerungen für das politische Verhalten des einzelnen Christen.

Schon unmittelbar nach der Reichstagswahl vom 5. März 1933 hatte Mulert in einem Artikel unter dem Titel „Führertum und Gewissen“ auf die möglichen Konsequenzen der kommenden Entwicklung hingewiesen: „Die Gefolgschaftstreue der Mannen kann auch zu einer blinden Unterwürfigkeit entarten. Vor der schweren Pflicht selbständiger Gewissensentscheidung flüchtet man zum Gehorsam gegen Führer. Dieser gewissenlose Gehorsam ist undeutsch, unevangelisch, unchristlich. Ihm gegenüber heißt unsere Pflicht: zur Besinnung mahnen, widerstehen und, wenn es sein muß, darunter leiden“.³³ Dieser Linie blieb Mulert in den weiteren Jahren des Dritten Reiches treu, als unter den Bedingungen mittelfristig etablierter diktatorischer Verhältnisse für den Erhalt rechtsstaatlicher Institutionen keine Chance mehr bestand. Eine Vielzahl von Beiträgen für seine Zeitschrift belegt Mulerts Mut und seine ungebrochene, wenngleich nicht immer offen vorgetragene Zustimmung zu den liberalen und demokratischen politischen und gesellschaftlichen Grundwerten. In der protestantischen Theologie selbst sah er einen Ort für die Aufrechterhaltung solcher Werte. Mit Empörung registrierte er daher die Teilnahme deutsch-christlicher Theologen an den diversen nationalsozialistischen Propagandakampagnen.

³³ Führertum und Gewissen, in: Die Christliche Welt 47 (1933), 255-256, hier: 256.

Erst nachdem im Mai 1941 auch die *Christliche Welt* ihr Erscheinen hatte einstellen müssen, war Mulert zum endgültigen Rückzug aus dem kirchenpolitischen und theologischen Meinungsstreit gezwungen. Die letzten Kriegsjahre verbrachte er gemeinsam mit seiner Frau und der Tochter zurückgezogen in Niederbobritzsch. In den Jahren 1943 bis 1945 vertrat er häufig den zum Kriegseinsatz eingezogenen Pfarrer in einem Nachbardorf. 1943 schlossen Mulert und seine Familie sich der sächsischen Quäker-Organisation an, zu der sie durch die Verbindung mit Emil Fuchs früher schon in Kontakt gestanden hatten. Ohne die Mitgliedschaft in der Landeskirche zu lösen, blieb Mulert den Quäkern bis zu seinem Lebensende verbunden.³⁴ Dieser vielleicht zunächst überraschende Schritt beweist die geradlinige, von Vorbehalten völlig freie Urteilskraft Mulerts in politischen ebenso wie in religiösen Dingen. Er steht im Zusammenhang mit Mulerts früheren Überlegungen zu einer freikirchenähnlichen Gemeindegründung und spiegelt die Verzweiflung am Weg der Kirche im Dritten Reich.

Die Bombardierung und fast völlige Zerstörung Dresdens in der Nacht vom 13. zum 14. Februar 1945 erlebte Mulert als entsetzter Beobachter aus der Ferne. Der mit Sorge erwartete Einmarsch der russischen Soldaten ließ die Familie unbehelligt: „Als die Soldaten ins Haus drangen und die beiden ebenso ruhigen wie freundlichen alten Leute sahen, verzichteten sie auf Gewalttaten und Plünderung. Es gab ja auch wirklich weder Kostbarkeiten noch Vorräte, und mit den hohen Büchermauern hätten sie nichts anzufangen gewußt“.³⁵

11. NACHKRIEGSZEIT UND LEBENSENDE

In den ersten Nachkriegsjahren waren Mulert und seine Familie wiederum zu erheblichen Einschränkungen gezwungen, da das Ruhegehalt zunächst nicht zuverlässig ausgezahlt wurde. Seit dem Herbst 1947 sperrte die englische Besatzungsbehörde, die auch die Ansprüche der Kieler Dozentenschaft zu regeln hatte, überhaupt Zahlungen in die Sowjetische Besatzungszone. Klagen über diese Lage verbot Mulert sich jedoch angesichts der bitteren Not vieler Kriegsflüchtlinge, vor allem aber in Anbetracht des jetzt erst bekannt werdenden furchtbaren Elends, das die nationalsozialistische Terrorherrschaft unter den Opfern ihrer Verbrechen erzeugt hatte.

³⁴ Hierzu vgl.: Hermann Mulert. Biografische Notizen - Daten - Erinnerungen. Zusammenge stellt von Theodor Mulert-Busch und Gisela Mulert [Typoskript], o.O. 1995, 85.

³⁵ Martin Mulert: Hermann Mulert, 19.

Um wenigstens in bescheidenem Umfang über finanzielle Mittel zu verfügen, zugleich aber auch, um am Wiederaufbau der Universität mitzuwirken, übernahm Mulert bereits im Wintersemester 1945/46, als die Bahnverbindungen zum Teil schon wiederhergestellt worden waren, an der Theologischen Fakultät der Universität Jena einen Lehrauftrag für Systematische Theologie. Im Sommersemester 1948 beteiligte er sich als „reaktivierter Hochschullehrer“ am Neuaufbau der Leipziger Fakultät.

Auch zur Kieler Fakultät stellte sich die Verbindung wieder her. Mulert hatte nunmehr, als Emeritus, der offiziell weiterhin Mitglied der Fakultät war, die Möglichkeit, seine Lehrtätigkeit wieder aufzunehmen. Er entschloß sich zur Übersiedlung nach Kiel. Eine im Mai 1949 unternommene vorbereitende Reise dorthin fand ihren Höhepunkt in der Überreichung der Universitätsmedaille an den Siebzigjährigen. Selbst von seinem erheblich kompromittierten Lehrstuhlnachfolger, dazu aber auch von allen anderen Mitgliedern der kleinen Fakultät, von der Landeskirche und der Universitätsleitung wurde Mulert in Kiel herzlich begrüßt. Über die für die Fakultät katastrophale Phase des Dritten Reiches hinweg sah man in Mulerts Rückkehr die Möglichkeit, an die wissenschaftlich sowie kirchen- und hochschulpolitisch ertragreichen Jahre vor 1933 wieder anzuknüpfen. Mit Mulert schien der liberalprotestantische Geist nach Kiel zurückzukehren.

Die Anstrengungen der nicht selten ganztägigen Fahrten nach Jena und Leipzig, dazu der chronische Hungerzustand beanspruchten jedoch die körperlichen Kräfte Mulerts über die Maßen. So mußte er sich, nachdem eine gefährliche Herzschwäche aufgetreten war, wiederholt in Leipzig bei einer Nichte, die Ärztin war, in Behandlung begeben. Sie war es auch, die Mulert in seinen letzten Wochen betreute. Mulert hat seiner Dankbarkeit gegenüber dieser Verwandten in einer Reihe von Gedichten Ausdruck gegeben.

Trotz der erheblichen gesundheitlichen Probleme und Belastungen verfolgte Mulert schon unmittelbar nach 1945 weitreichende Pläne. Vor allem setzte er sich in jeder erdenklichen Weise dafür ein, daß erneut ein Netz von liberalprotestantischen Vereinen, Publikationsorganen und theologischen Diskussionsforen entstehen konnte. Selbst eine Neubelebung der *Christlichen Welt* hielt er nicht für unmöglich. Er nahm zu diesem Zweck über Verbindungen aus der ökumenischen Bewegung Kontakte nach England auf, und sogar die Texte für die ersten Ausgaben lagen bereits vor. Sehr schmerzlich war es ihm, nach mehrfachen Absagen von Verleger- und Autorensseite einsehen zu müssen, daß in diesem Bereich jedenfalls vorläufig alle Anstrengungen umsonst waren.

Um so größere Hoffnungen setzte Mulert auf den „Deutschen Kongreß für Freies Christentum“. Für dessen Tagung im September 1948 in Frankfurt am Main verfaßte er, ohne selbst teilnehmen zu können, ein Grußwort, in dem er

die Kontinuität des deutschen Liberalprotestantismus über die Zäsur des Dritten Reiches hinweg betonte.³⁶

Spätestens zu diesem Zeitpunkt jedoch begannen die vielfältigen Aktivitäten Mulerts in Theologie und Kirche die Kräfte des durch Krieg und Krankheit, Not und Entbehrung stark Geschwächten endgültig zu überlasten. Überdies hatte er noch weitere Aufgaben übernommen, so das Amt des Friedensrichters (die Vereidigung erfolgte am 1. Oktober 1945) oder das des Vorsitzenden der örtlichen Gruppe der von ihm im November 1945 mitgegründeten Liberaldemokratischen Partei. Wichtige wissenschaftliche Vorhaben, vor allem die Fortführung des unvollendeten Diltheyschen Schleiermacher-Werkes oder der Plan einer Veröffentlichung seiner geschichtstheologischen Überlegungen, mußten aufgegeben werden. Versuche, am Ende des Lebens autobiographische Erinnerungen zu notieren, blieben in den ersten Anfängen stecken. Schließlich konnte trotz aller Anstrengungen und Vorbereitungen – eine Wohnung war bereits gemietet – auch die Absicht, nach Kiel zurückzukehren, nicht mehr verwirklicht werden.

12. ABSCHIED UND VERMÄCHTNIS

Anlässlich des 70. Geburtstages am 11. Januar 1949 erfuhr Mulert noch einmal eine sehr ehrenvolle Würdigung durch die Leipziger Fakultät. Die Fakultät ehrte Mulert insbesondere dafür, daß er in den Jahren des Dritten Reiches dem Druck zur geistigen Unterwerfung widerstanden und sich seine Freiheit in den theologischen und kirchenpolitischen Auseinandersetzungen bewahrt habe. Als letzter Schriftleiter der *Christlichen Welt* sei Mulert vielen ein Helfer und Wegführer gewesen: „Es war eines der ganz wenigen hoffnungsvollen Zeichen in jenen Jahren, daß in den Spalten Ihrer Zeitschrift noch ernsthaft zur Sache geredet wurde, ohne unehrliche Verbeugungen, in einer Freiheit, die selten geworden war.“³⁷

Die bei gleichem Anlaß ausgesprochene Hoffnung, Mulert werde trotz des biblischen Alters „noch etwas Gutes schaffen“, fand nur bedingt ihre Erfüllung. Mulerts gesundheitlicher Zustand blieb dauerhaft schwach. Die zur Vermeidung weiterer Herzstörungen dringend erforderlichen Ruhezeiten hielt er nicht ein. Noch im Winter 1949 reiste er mehrfach nach Leipzig, zu Bibliotheksbesuchen nach Berlin und Ende April / Anfang Mai 1950 sogar noch ein-

36 Vgl. Andreas Rössler: 40 Jahre Bund für Freies Christentum, in: Freies Christentum 40 (1988), 69-87, hier: 70.

37 Glückwunschartikel der Leipziger Theologischen Fakultät, in: Theologische Literaturzeitung 74 (1949), 51-52, hier: 51.

mal nach Kiel, um hier die Modalitäten der Rückkehr abschließend zu erörtern. Im Juni 1950 erkrankte Mulert an einer schweren Leberinfektion. Dennoch zwang er sich zur Fortsetzung der Leipziger Vorlesung. Dieser letzten Anstrengung erlag er. Im Hause seiner Nichte, im Beisein seiner Frau, starb Mulert am 22. Juli 1950.

Emil Fuchs sprach einen Tag später am Sarg die Abschiedsworte. In einer Traueranzeige gaben Rektor und Senat der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel ihrer Trauer „um den Senior der theologischen Fakultät“ Ausdruck. Sie würdigten Mulert als „den ehrfürchtigen Deuter christlichen Glaubens und Lebens, den vielseitigen Gelehrten und Forscher, den allzeit gütigen Menschen, dessen Namen sie [*scil.*: die Universität] in hohen Ehren halten wird“.³⁸

In theologischer Hinsicht blieben die kleine Studie „Gott im Schicksal?“ (München 1947) sowie die Abhandlung „Antinomien“, geschrieben ursprünglich für eine später nicht publizierte Festschrift des jahrzehntelangen Weggefährten Horst Stephan, sein Vermächtnis.³⁹

13. ZUM THEOLOGISCHEN WERK: RELIGION, KIRCHE, THEOLOGIE

Mulerts theologisches Lebenswerk weist innerhalb der Theologie des Liberalprotestantismus seiner Zeit einen sehr eigenständigen Charakter auf. Neben ekklesiologischen und konfessionskundlichen Themen stehen insbesondere Fragen der Offenbarungs- und Geschichtstheorie im Vordergrund. Mulert widmete sich aber auch intensiv Problemen der methodologischen Grundlegung von Theologie.

Einen zentralen Ort innerhalb der theologischen Konzeption nimmt der Gedanke ein, daß die göttliche Selbstbekundung allein im Bereich der menschlichen Lebenswirklichkeit zu einer realen Gotteserfahrung werden könne: „Arbeit für Gottes Sache und Kulturarbeit sind dasselbe. [...] Gottes Offenbarung [wird] von uns nur in bestimmten Formen der Kultur aufgenommen“.⁴⁰ Aus dieser Überzeugung ergibt sich die für Mulert kennzeichnende Vorordnung der ethischen vor dogmatisch-theologischen Fragestellungen. Das theologische Hauptinteresse Mulerts ist auf die Formulierung eines Theologiebegriffes gerichtet, der imstande ist, die religiöse und konfessionelle Vielfalt der christlichen Tradition zu integrieren und dem daher die Einführung einer dogma-

³⁸ Traueranzeige vom 26. Juli 1950; zitiert nach: Hermann Mulert. Biografische Notizen - Daten - Erinnerungen, 109.

³⁹ Antinomien, in: Theologische Literaturzeitung 74 (1949), 7-18.

⁴⁰ [Rezension zu:] Wilhelm Schubring: Vom wahren Wesen und religiösen Wert des Kulturprotestantismus, Berlin 1927, in: Die Christliche Welt 41 (1927), 679.

tischen Auslegung nach Gesichtspunkten religiöser Teiltraditionen widerspricht. Von der Grundbeziehung zwischen Frömmigkeit und theologischer Reflexion ausgehend, konstruiert Mulert seine als „Einführung in die Theologie“ angezeigte theologische Prinzipienlehre über das dreiseitige Wechselverhältnis von Theologie und Religion, Religion und Kirche sowie Kirche und Theologie (Religion, Kirche, Theologie. Einführung in die Theologie, Gießen 1931).⁴¹ Die diesem Schema zugrundeliegende Auffassung von Theologie setzt die theologische Darstellung der Glaubensvorstellungen in eine unlösliche Verbindung zur Gesamtheit wissenschaftlicher Erkenntnis einerseits, zu dem Bereich der alltäglichen Erfahrungswirklichkeit andererseits. Dieser Gedanke der Vermittlung von religiösen Vorstellungen mit nichtreligiösen, wissenschaftlich oder alltagspraktisch verankerten Kenntnissen und Erfahrungen steht im Mittelpunkt von Mulerts theologischen Überlegungen. Sein Buch „Religion, Kirche, Theologie“ kann als klassischer Ausdruck für die theologische Programmatik der liberalen Theologie nach 1918 gelten.

Obwohl Mulert sich nicht nur in seiner „Einführung“, sondern auch an anderen Orten wiederholt zu prinzipientheoretischen Fragen geäußert hat, ist ihm dennoch eine zusammenhängende Ausführung seiner theologischen Konzeption zuletzt nicht gelungen. Die Hinweise zu einer möglichen Gestalt seiner Theologietheorie, die er besonders im Zusammenhang verschiedener Schleiermacher-Studien gegeben hat, gehen insgesamt über methodenkritische Ansätze nicht hinaus.⁴²

Ähnlich verhält es sich auch mit Mulerts ekklesiologischer Konzeption, die im Zentrum seiner materialen Überlegungen zur Theologie steht. So beschränken sich die grundsätzlichen theologischen Ausführungen Mulerts auf einige wenige Beiträge. Neben der Einführung von 1931, die als sein theologisches Hauptwerk gelten kann und die dem Inhalt nach bis auf Vorlesungen zurückgeht, die Mulert 1912 in Vertretung für Paul Drews in Halle gehalten hat, stehen als monographische Arbeiten zu theologischen Themen im engeren Sinne allein noch die knappe Schrift „Gebetserhörnung - Freiheitsglaube - Gottesglaube“ (Leipzig 1921) sowie die unter dem Eindruck der ersten Kriegsphase verfaßte Studie „Gott im Schicksal?“ (München 1947), die in Auszügen schon 1940 in der *Christlichen Welt* veröffentlicht wurde. Ein in der „Konfessions-

41 Religion, Kirche, Theologie. Einführung in die Theologie (Sammlung Töpelmann. Die Theologie im Abriß. Band 8), Gießen 1931. Das Buch erschien, wie auch die „Konfessionskunde“, innerhalb der renommierten Lehrbuchreihe *Sammlung Töpelmann* des Gießener Verlages von Alfred Töpelmann.

42 Vgl. z.B.: Das Individuelle und der notwendige Widerspruch im religiösen Denken in seiner Bedeutung für die Glaubenslehre, in: Zeitschrift für Theologie und Kirche 27 (1917), 190-212.

kunde“ in Aussicht gestelltes Werk, das „eine Darlegung einiger Grundzüge protestantischen Wesens“ geben sollte, um zu einer „Selbstbesinnung darauf beizutragen, worin Wert und Gefahren der [uns überlieferten] Art des Christentums liegen“, hat Mulert ebenso wenig vorgelegt, wie eine zusammenhängende Darstellung der Glaubenslehre.⁴³

14. SCHLEIERMACHER-FORSCHUNGEN

Den zweiten Schwerpunkt seiner Arbeit bildete die neuere protestantische Theologiegeschichte und hier insbesondere die Schleiermacher-Forschung. Neben seiner Dissertation von 1907 veröffentlichte Mulert 1918 eine knappe Darstellung zu Schleiermachers Leben und Werk, die im Rahmen der populärwissenschaftlichen Reihe der „Religionsgeschichtlichen Volksbücher“ erschien (Schleiermacher, Tübingen 1918). Diese Darstellung ist bis heute als erste Einführung in zentrale Aspekte der Biographie und des theologischen Werkes von Schleiermacher hervorragend geeignet.

Zum Jubiläum im Jahre 1934 verfaßte Mulert eine Untersuchung zur Frage der Gegenwartsbedeutung Schleiermachers (Schleiermacher und die Gegenwart, Frankfurt am Main 1934). Er nahm hier eine dezidiert kritische Haltung gegenüber den Bestrebungen deutsch-christlicher Theologen ein, Schleiermachers theologisches Erbe für sich zu reklamieren. Eine gleichfalls für 1934 geplante kurze Gesamtdarstellung für den Reclam-Verlag kam wegen des Desinteresses des Verlegers nicht zustande.

Seinen Rang als führender Schleiermacher-Forscher der Zeit begründete Mulert in erster Linie durch eine Reihe überaus sachkundiger kleinerer Beiträge zu ideen-, werk- und wirkungsgeschichtlichen Aspekten des Schleiermacherschen Werkes. Diese Arbeiten führten in verschiedenen Bereichen den Forschungsstand zum Teil erheblich weiter. Von Mulert ging Mitte der zwanziger Jahre auch der Plan zu einer ersten kritischen Ausgabe der Werke Schleiermachers aus. Er ließ sich jedoch, trotz einer grundsätzlich positiven Haltung der Preußischen Akademie der Wissenschaften, unter den gegebenen Umständen nicht realisieren (vgl. die von Mulert entworfene „Eingabe an die Preußische Akademie der Wissenschaften bezüglich der Veranstaltung einer kritischen Ausgabe der Werke Schleiermachers“ vom 18. Juni 1927).⁴⁴

⁴³ Vgl.: Konfessionskunde, Gießen 1927, IX.

⁴⁴ Dieser Text ist abgedruckt bei Hans-Joachim Birkner: Die Kritische Schleiermacher-Ausgabe zusammen mit ihren Vorläufern vorgestellt, in: New Athenäum / Neues Athenäum 1 (1989), 12-49, hier: 45-48.

Ein besonderes Verdienst erwarb Mulert sich mit der Neuausgabe des ersten Bandes der großen, ursprünglich 1870 vorgelegten Schleiermacher-Biographie von Wilhelm Dilthey, die 1922 erschien. Bis an sein Lebensende arbeitete Mulert an einer Edition auch der weiteren von Dilthey hinterlassenen Partien zu der geplanten Fortsetzung des Werkes. Die umfangreichen Materialien und Vorarbeiten für eine vollständige Erschließung der nachgelassenen Dilthey-Texte dienten Martin Redeker später, ohne daß dieser Umstand hinreichend deutlich gemacht worden wäre, als Grundlage seiner vierbändigen Ausgabe des Werkes. Inwiefern Mulert selbst den Plan zu einer eigenen großen biographischen Darstellung Schleiermachers verfolgt hat, läßt sich aufgrund der bisher zugänglichen Materialien nicht eindeutig erkennen.

Mulert trat schließlich mehrfach als Herausgeber Schleiermacherscher Texte auf. So erschienen in von ihm betreuten Ausgaben die „Sendschreiben an Lücke“ (1908), die „Weihnachtsfeier“ (1908), die „Monologen“ (1914), eine Schleiermacher-Anthologie (unter dem Titel: Harmonie, Jena und Leipzig 1906) sowie Auswahlausgaben von Briefen (1923) und Werken (1924).

15. DIE KONFESSIONSKUNDE

Auch Mulerts Beitrag zur Konfessionskunde stellt eine grundlegende und für die weitere Forschung nicht mehr hintergehbare wissenschaftliche Leistung dar. Mit seiner erstmals 1927, in neu bearbeiteter Auflage 1937 erschienenen „Konfessionskunde“ hat Mulert die konfessionskundliche Forschung überhaupt erst zu einer anerkannten Disziplin innerhalb des theologischen Fächerkanons werden lassen (Konfessionskunde, Berlin 1927).⁴⁵

Kennzeichnend für die methodische Sorgfalt, mit der Mulert die konfessionskundliche Forschung betrieb, ist die Fundierung der analytischen Aussagen zu den Konfessionsverhältnissen durch einen ständigen Bezug auf breites statistisches Material. Erst auf der empirischen Grundlage einer nach sozialwissenschaftlichen Standards angelegten Konfessionsstatistik ist es nach Mulert überhaupt möglich, konfessionskundliche Aussagen mit einem wissenschaft-

⁴⁵ Das Buch erschien in drei Auflagen: Konfessionskunde (Sammlung Töpelmann. Die Theologie im Abriß: Band 5), Berlin 1927; Zweite, neubearbeitete Auflage, Berlin 1937 (Untertitel: Die christlichen Kirchen und Sekten heute); Dritte, neubearbeitete Auflage unter Mitarbeit von Konrad Onasch herausgegeben von Erdmann Schott, Berlin 1956. Zum Forschungsstand vor 1927 vgl. Mulerts Überblick in: Konfessionskunde, in: Theologie. Bearbeitet von Hermann Mulert, Hans Haas, Walter Baumgartner, Adolf Jülicher, Leopold Zscharnack, Friedrich Niebergall (Wissenschaftliche Forschungsberichte. Herausgegeben von Karl Hönn. Geisteswissenschaftliche Reihe 1914-1920), Gotha 1921, 67-72.

lichen Anspruch zu versehen. Mulert hat auf diese Weise die Konfessionskunde in eine enge wissenschaftstheoretische Beziehung zu der selbst erst im Aufbau begriffenen religionssoziologischen Forschung gebracht.

Eine praktische Anwendung seiner konfessionskundlichen Arbeit bestand für Mulert in der fördernden Teilnahme am interkonfessionellen Dialog mit dem Katholizismus.⁴⁶

In einer zeitgenössischen Würdigung des Gesamtwerkes von Mulert aus Anlaß seines Ausscheidens aus der Kieler Fakultät hieß es: „Als Dozent für systematische Theologie (Dogmatik und Ethik) vertrat Professor Mulert klar und zielbewußt die Gedanken des sogenannten freien Protestantismus, d.h. derjenigen protestantischen Richtung, die mit der unbedingten Bindung an die in Jesus Christus offenbarten Ewigkeitswerte des Evangeliums zugleich die Forderung freier wissenschaftlicher Forschung und persönlicher Überzeugungsfreiheit erhebt.“⁴⁷

Zweierlei ist für Mulerts theologisches Programm kennzeichnend: Zum einen das Eintreten für eine freie, die Fragestellungen der Zeit aufgreifende, gleichwohl in der historischen Forschung verankerte kritische theologische Arbeit; zum anderen der entschiedene ethische Anspruch an Theologie und Kirche. Eine tragfähige Verbindung zwischen diesen beiden Ausgangsbestimmungen von Theologie herzustellen, ist die besondere Aufgabe, der Mulert sich gewidmet hat. Nur so schien ihm das Anliegen des liberalen Protestantismus auch unter den gewandelten historischen Bedingungen seit 1918 noch eingelöst werden zu können. Von dieser Aufgabenstellung ist Mulerts theologisches Ethos untrennbar, das ihn ein Leben lang den Zumutungen autoritären Denkens in Kirche und Staat widerstehen ließ: „Daß der freie Protestantismus auch in Deutschland wieder stärker werden wird, davon sind wir überzeugt, weil wir in einer für alle Erkenntnis der Wahrheit aufgeschlossenen Ehrfurcht, in einer freien christlichen Frömmigkeit die tiefste Deutung von Welt und Leben sehen. Mag heute die Lage ungünstig sein, dann tun wir unsre Arbeit für morgen und übermorgen, für solche, die nach uns kommen. Unser ist die Saat; wann und wie die Ernte reift, steht nicht in unserer Hand.“⁴⁸

⁴⁶ Vgl. unter anderem: *Der Katholizismus der Zukunft. Aufbau und kritische Abwehr. Von katholischen Theologen und Laien.* Herausgegeben von Hermann Mulert, Leipzig 1940.

⁴⁷ [Wilhelm Schubring:] Professor Hermann Mulert, in: *Protestantenblatt. Wochenschrift für den deutschen Protestantismus* 60 (1936), 402-403 (Nr. 26 vom 28. Juni 1936).

⁴⁸ *Zur Lage des freien Protestantismus in Deutschland*, in: *Die Christliche Welt* 46 (1932), 804-806, hier: 806. (Siehe unten, S. 93-97.)

HINWEISE ZUM WERK

1. VERÖFFENTLICHUNGEN

Hermann Mulerts theologisches, kirchenpolitisches, politisches und belletristisches Gesamtwerk ist wegen der Vielzahl von Beiträgen für Zeitschriften, Tageszeitungen, Lexika und diverse andere Druckorte kaum überschaubar. Bis heute gibt es kein auch nur annähernd vollständiges Verzeichnis seiner Veröffentlichungen. Eine erste Teilbibliographie findet sich in: Bibliographie Hermann Mulert. Zusammengestellt von Joachim Schulze, in: Theologische Literaturzeitung 74 (1949), 115-116 (mit Ergänzungen nachgedruckt in: Martin Mulert: Hermann Mulert. Sein Leben, Wesen und Wirken, Berlin 1954, 58-62). Im folgenden werden die Bücher und die übrigen separaten Veröffentlichungen von Mulert in chronologischer Reihenfolge genannt:

Die Lehrverpflichtung in der evangelischen Kirche Deutschlands. Zusammenstellung der Bestimmungen und Formeln, die eine Verpflichtung der Geistlichen, theologischen Universitätslehrer und Religionslehrer auf bekenntnismäßige Lehre enthalten, nebst Mitteilungen über die Lehrverpflichtung in der deutschen evangelischen Kirche der Nachbarländer, besonders der Schweiz, Tübingen 1904 (Zweite Auflage: Tübingen 1906);

Atlas zur Kirchengeschichte [zusammen mit Karl Heussi], Tübingen 1905 (Zweite Auflage: Tübingen 1919 / Dritte Auflage: Tübingen 1937);

Schleiermachers geschichtsphilosophische Ansichten in ihrer Bedeutung für seine Theologie (Schleiermacher-Studien I), Gießen 1907;

Das Christentum. Die Hauptpunkte unseres Wissens von unserer Religion für Konfirmanden und Erwachsene dargestellt von H. Löwe [= Hermann Mulert], Heidelberg o.J. [1907];

Wahrhaftigkeit und Lehrverpflichtung, Tübingen 1911;

Anti-Modernisteneid, freie Forschung und theologische Fakultäten. Mit einem Anhang: Der Anti-Modernisteneid lateinisch und deutsch nebst Aktenstücken, Halle an der Saale 1911;

Rom und die deutsche Wissenschaft, Berlin-Schöneberg 1913;

Der Waffendienst der evangelischen Pfarrer, Leipzig 1915;

Der Christ und das Vaterland, Leipzig 1915;

Christentum und Kirche in Rußland und dem Orient, Tübingen 1916;

Schleiermacher, Tübingen 1918;

Gebetserhörnung, Freiheitsglaube, Gottesglaube, Leipzig 1921;

Die Aufgabe der Volkshochschule gegenüber den Weltanschauungsgegensätzen in unserem Volke, Langensalza 1921;

Konfessionskunde, Berlin 1927 (Zweite, neubearbeitete Auflage unter dem Titel: Konfessionskunde. Die christlichen Kirchen und Sekten heute: Berlin 1937 / Neuauflage unter dem Titel: Konfessionskunde. Die christlichen Kirchen und Sekten heute. Dritte, neubearbeitete Auflage unter Mitarbeit von Konrad Onasch herausgegeben von Erdmann Schott, Berlin 1956);

Evangelische Kirchen und theologische Fakultäten, Tübingen 1930;

Baumgarten und die National-Sozialisten, Neumünster 1930;

Weniger Predigt! Mehr Tat und mehr andere Formen der Verkündigung! Von H. Bär [= Hermann Mulert], Gießen 1930;

Religion, Kirche, Theologie. Einführung in die Theologie (Sammlung Töpelmann. Die Theologie im Abriß. Band 8), Gießen 1931;

Unsere deutschen evangelischen Volkskirchen und die Gegensätze der politischen Parteien, Görlitz 1933;

Schleiermacher und die Gegenwart, Frankfurt am Main 1934;

Gott im Schicksal?, München 1947.

Mulerts Aufsätze, Artikel, Berichte und Rezensionen sind in theologischen, kirchlichen und politischen Zeitschriften, in Sammelbänden, daneben in Tageszeitungen (u.a. der *Kieler Zeitung* und der *Vossischen Zeitung*) und an vielen weiteren Orten erschienen. Als wichtigste fachliche Publikationsorte seien die *Christliche Welt*, die *Evangelische Freiheit*, die *Preussischen Jahrbücher*, das *Protestantenblatt. Wochenschrift für den deutschen Protestan-*

tismus, die *Theologische Literaturzeitung*, die *Theologischen Studien und Kritiken*, die *Zeitschrift für Kirchengeschichte*, die *Zeitschrift für Politik* sowie die *Zeitschrift für Theologie und Kirche* genannt. Daneben sei verwiesen auf das interne Mitteilungsblatt des Rade-Kreises: *An die Freunde. >Vertrauliche, d.i. nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte Mitteilungen<* (1903-1934).

Zur Kirchengeschichte Schleswig-Holsteins siehe vor allem folgenden Aufsatz: Schleiermacher und Klaus Harms, in: *Schriften des Vereins für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte* 2. Reihe, 4. Band, 5. Heft (1909), 557-576.

Für die Erstausgabe des Handwörterbuches „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“ (1909-1913) hat Mulert, neben sehr zahlreichen weiteren Beiträgen, einige größere Darstellungen geschrieben, unter anderem zu den Stichworten: Antisemitismus, Erbauung an Natur und Kunst, Ethische Kultur, Individualismus, Konfessionalismus, Lehrverpflichtung und Lehrfreiheit, Liberalismus, Moderne Theologie, Nihilismus und Anarchismus sowie Welt und Weltanschauung. Auch an der neubearbeiteten zweiten Auflage des Lexikons (1927-1931) war er mit einer Vielzahl von Artikeln beteiligt.

Die wichtigsten von Mulert herausgegebenen Texte sind:

Friedrich Schleiermacher: *Harmonie*. Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Mulert. Mit Porträt, Jena und Leipzig 1906;

Friedrich Schleiermacher: *Sendschreiben über seine Glaubenslehre an [Friedrich] Lücke*. Neu herausgegeben und mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen, Gießen 1908;

Friedrich Schleiermacher: *Weihnachtsfeier*. Kritische Ausgabe. Mit Einleitung und Register, Leipzig 1908;

Paul de Lagarde: *Schriften*, Berlin 1913;

Friedrich Schleiermacher: *Monologen nebst den Vorarbeiten*. Kritische Ausgabe. Mit Einleitung, Bibliographie, Index und Anmerkungen von Friedrich Michael Schiele. Zweite, erweiterte und durchgesehene Auflage, Leipzig 1914;

Wilhelm Dilthey: *Leben Schleiermachers*. Erster Band. Zweite Auflage vermehrt um Stücke der Fortsetzung aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben, Berlin und Leipzig 1922 (darin: Vorwort des Herausgebers, III-XXXII);

Friedrich Schleiermacher: Briefe. Ausgewählt und eingeleitet. Mit einem Bildnis, Berlin 1923;

Friedrich Schleiermacher: Werke. Ausgewählt und eingeleitet, Berlin 1924;

Vierzig Jahre ‚Christliche Welt‘. Festgabe für Martin Rade zum 70. Geburtstag 4. April 1927. Im Auftrage der Freunde zusammengestellt, Gotha 1927;

Luther lebt! Seine Tischgespräche ausgewählt für unsere Zeit, Berlin 1935;

Der Katholizismus der Zukunft. Aufbau und kritische Abwehr. Von katholischen Theologen und Laien. Herausgegeben von Hermann Mulert, Leipzig 1940.

Von 1932 bis 1941 gab Mulert die Zeitschrift *Die Christliche Welt* heraus.

Eine Annäherung an Mulert ist leicht möglich über die Lektüre seiner Beiträge für die *Christliche Welt* aus den Jahren 1933, 1934 und 1935 (Jahrgänge 47, 48 und 49). Sie bringen die wichtigsten Züge seines theologischen Denkens und kirchenpolitischen Urteilens zum Ausdruck. Eine Reihe ausgewählter Texte aus diesen Jahren findet sich im vorliegenden Band.

Kuriose Seitenstücke im Werk Mulerts sind die Zusammenstellungen von Anekdoten aus der Kirchen- und Theologiegeschichte (unter dem Pseudonym Euthymius Haas). Sie sind unter dem Titel „Der vergnügte Theologe“ zwischen 1913 und 1937 erschienen und zum Teil mehrfach aufgelegt worden (gekürzte Taschenbuchausgabe: Gütersloh 1979).

2. NACHLASS

Der wissenschaftliche Nachlaß von Hermann Mulert befindet sich im Universitätsarchiv der Universität Leipzig. Mulerts Materialsammlungen zu Schleiermacher befinden sich im Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (Berlin). Die Erschließung dieser Nachlaßbestände steht noch aus.

3. LITERATUR ZU MULERT

Die bisher einzige umfassendere Studie zu Mulert hat 1988 Klaus Michael Führer vorgelegt: Hermann Mulert - Kirchlicher Liberalismus als politischer

Protestantismus in der Weimarer Republik und im „Dritten Reich“. Studien zur Biographie (Diss. theol. Leipzig 1988). Es handelt sich um eine nicht im Druck erschienene Dissertation, die zwar vielfach ergänzungs- und korrekturbedürftig ist, der aber doch das Verdienst zukommt, erstmals Mulerts politische und kirchenpolitische Haltung im Dritten Reich genauer in den Blick genommen zu haben.

An der Schleiermacher-Forschungsstelle der Universität Kiel ist 1998 eine *Sammlung Hermann Mulert* eingerichtet worden. Sie hat sich die weitere bibliographische und dokumentarische Erschließung des Werkes zur Aufgabe gestellt.

Für eine nähere Beschäftigung mit Mulert können die folgenden Titel nützlich sein:

Martin Mulert: Hermann Mulert. Sein Leben, Wesen und Wirken, Berlin 1954;

Johannes Rathje: Die Welt des freien Protestantismus. Ein Beitrag zur deutsch-evangelischen Geistesgeschichte. Dargestellt an Leben und Werk von Martin Rade, Stuttgart 1952;

Martin Rade. Theologe - Publizist - Demokrat (1857-1940). Herausgegeben von Ana Maria Mariscotti de Görlitz, Uwe Bredehorn und Hans-Gerd Happel (Schriften der Universitätsbibliothek Marburg. Band 47), Marburg 1990;

Matthias Wolfes: Protestantische Theologie und moderne Welt. Studien zur Geschichte der liberalen Theologie nach 1918, Berlin / New York 1999.

Die vorliegende Darstellung geht zurück auf den Mulert-Beitrag des Verfassers in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Band 15, Herzberg 1999, 1043-1110. Dort werden auch ausführliche Hinweise zum Werk Mulerts sowie zur Sekundärliteratur gegeben.

ZEITTADEL

11. Januar 1879	Geburt in Niederbobritzsch bei Freiberg / Sachsen
1885-1897	Schulbesuch
1897-1903	Studium der Theologie und Philosophie in Leipzig, Marburg, Berlin und Kiel
1903-1906	Religionslehrer in Leipzig
1906/07	Hilfsgeistlicher in Brockau / Vogtland
1907	Promotion und Habilitation an der Theologischen Fakultät der Universität Kiel
1907-1917	Privatdozent für Systematische Theologie in Kiel, Halle und Berlin
1917-1920	Außerordentlicher Professor für Systematische Theologie in Kiel
1920-1935	Ordentlicher Professor für Systematische Theologie in Kiel
1932-1941	Herausgeber der Zeitschrift <i>Die Christliche Welt</i> (als Nachfolger Martin Rades)
1. Oktober 1935	Niederlegung der Professur und Übersiedlung nach Leipzig
1939	Rückkehr nach Niederbobritzsch
1945-1950	Lehraufträge an den Universitäten Jena und Leipzig
22. Juli 1950	Tod in Mügeln bei Leipzig

HERMANN MULERT:
SOMMERSEMESTER 1900 IN MARBURG⁴⁹

Nach Heidelberg, Tübingen, Bonn schickte schon vor Jahrzehnten mancher Vater, der in seiner Jugend dort studiert hatte, später gern seinen Sohn. Marburg hatte Ende des 19. Jahrhunderts kaum schon solchen Ruhm. Es waren hier, wenn man so sagen darf, wenig Väter von auswärts gewesen. Bis 1866 studierten in Marburg überwiegend Landeskinder, Hessen, und die Universität war, als das Land an Preußen fiel, so klein und ihr Gebäude so bescheiden, daß es Preußen nahelag, sie wegzuverlegen und etwa die sehr viel größere und lebhaftere Stadt Frankfurt durch eine Hochschule über den Verlust ihrer reichsstädtischen Selbständigkeit zu trösten. Aber es kam nicht dazu, und bald hat die Regierung viel für die Marburger Universität getan, ihr ein schönes neues Haus gebaut. Von den Fakultäten war die theologische, die längere Zeit überaltert gewesen war, seit der zweiten Hälfte der siebziger Jahre in entschiedenem Aufschwung; Herrmann hat von 1879, Jülicher von 1888 an, jeder etwa vierzig Jahre, dort gelehrt, Harnack nur kurz, aber mit ihnen zusammen andre hervorragende Theologen und anziehende Lehrer. Dies und die von vielen jungen Menschen mit heller Begeisterung entdeckte Schönheit der Landschaft führte Studenten in immer größerer Zahl nach der Stadt an die Lahn; und heute ist es längst so, daß viele Väter, die in ihrer Jugend dort studiert haben, nun ihren Söhnen kaum Schöneres zu wünschen vermögen, als daß auch sie ein paar Semester dort lernen, wandern und fröhlich sein dürfen. Schon vor 1900 war regelmäßig eine Anzahl sächsischer Theologen zum Studium dort.

Als ich zum Sommer 1900 nach Marburg kam, habe ich Fehler gemacht wie wohl jeder Student. Natorp las nachmittags 4 Uhr Logik und Erkenntnistheorie; zu solch heißer, müder Stunde, während die Sonne über dem Lahntal brütete, ein schweres philosophisches Kolleg nicht nur zu hören, sondern auch wirklich zu verstehen und zu verarbeiten, schien mir unmöglich; ich gab es bald auf. Wäre ich tapferer gewesen, hätte ich viel gelernt. Aber der Stundenplan war ohnehin reich; am Nachmittag las u.a. Jülicher (zum ersten Male) neutestamentliche Theologie und Herrmann Dogmatik. Und der Vormittag ging früh an; um 7 Uhr war das Kolleg des Privatdozenten Rade über Ethik.

⁴⁹ Aus: Die Christliche Welt 51 (1937), 309-311 [die folgenden drei Anmerkungen stammen von Mulert]. Das betreffende Heft 7 vom 3. April 1937 galt der Ehrung Martin Rades anlässlich von dessen achtzigstem Geburtstag. Weitere Autoren waren u.a. Wilhelm Bornemann, Erich Foerster, Paul Jaeger, Joseph Wittig und William H. Drummond.

Es war das erste, das er hielt. 1899 hatte er sein Pfarramt an der Paulskirche in Frankfurt niedergelegt, um ganz der Christlichen Welt und der theologischen Arbeit zu leben und war nach Marburg gezogen. Hier hatte er sich mit einer Antrittsvorlesung: Die Bedeutung des geschichtlichen Sinnes im Protestantismus, als Privatdozent eingeführt⁵⁰. Er war freilich kein gewöhnlicher akademischer Anfänger, war ein Vierziger, längst Ehrendoktor, und die Fakultät konnte damit sehr zufrieden sein, daß der Herausgeber eines im In- wie Ausland vielbeachteten kirchlichen Blattes nun in enge Verbindung mit ihr trat. Er ist denn auch nicht lange Privatdozent geblieben; 1904 wurde er außerordentlicher, 1921 ordentlicher Professor. Immerhin: die Ethik im Sommer 1900 war seine erste Vorlesung, und jedes Privatdozenten erste Vorlesung ist ein Wagnis, ihr Erfolg ungewiß.

Diese Vorlesung war von Anfang an gut besucht, trotz der frühen Stunde. Wer durch die Wälder und über die Berge um Marburg gewandert und abends müde war und früh zu spät kam, hätte das gar nicht merken zu lassen brauchen. Da Rade in einem Hörsaal neben dem mit Bäumen bepflanzten Hof der Universität las und an den schönen Sommermorgen die Fenster offen standen, konnte, wer das wollte, sich auch draußen niederlassen und von da her zuhören. Doch machte man von der akademischen Freiheit keinen solchen Gebrauch; wir waren regelmäßig zur Stelle. Und wenn damals in theologischen Kollegien Frauen noch kaum zu finden waren, so nahm hier eine regelmäßig teil, die nachher in sozialer Fürsorge eine reiche Tätigkeit in Berlin entfaltet hat.

Das ohnehin kurze Sommersemester ward durch die Pfingstferien unterbrochen. Manche reisten an den Rhein, Andere in die Berge. Nach den Feiertagen fand eine Versammlung von süddeutschen und Schweizer Freunden der Christlichen Welt in Durlach statt; Deißmann und Johannes Herzog sprachen; Deißmann, damals Professor in Heidelberg, hielt seinen noch heute lesenswerten Vortrag über Theologie und Kirche⁵¹, zeigend, daß die Spannungen zwischen beiden nicht so viel bedeuten, wie man oft meint. Denn älter als beide ist und höher als beide steht das Evangelium. Die Tagung konnte im Freien stattfinden, unter strahlendem Himmel. Als die Aussprache, an der Troeltsch und Andre teilnahmen, gerade am lebhaftesten war, dröhnten plötzlich, den Mittag verkündend, alle Sirenen der fabrikreichen Gegend, jegliches Weiterreden verhindernd; als ihr Lärm sich legte, sagte der Vorsitzende freundlich: „Der Christ im Zeitalter der Maschine“ (das war der Titel einer damals allbekannten Betrachtung Friedrich Naumanns⁵²), und dieser Scherz half die

⁵⁰ Gedruckt in der Zeitschrift für Theologie und Kirche 1900, S. 79ff.

⁵¹ Erschienen in den Heften zur Christlichen Welt, Tübingen.

⁵² Zuerst in der CW 1893, 220ff., dann in N.[aumann]s: „Was heißt Christlich-Sozial?“ und wieder CW 1930, 251ff.

Geister wieder sammeln. An den Durlacher Tag schloß sich ein Evangelisch-sozialer Kongreß im benachbarten Karlsruhe an.

Noch andre Fahrten machten diesen Sommer reich. Wie wenig waren damals noch die hessischen Berge und die des südlichen Westfalen „erschlossen“. Für gute Wanderwege war gesorgt; aber daß auf der Karte von Deutschland in dem Gebiet zwischen Frankfurt, Köln, Kassel keine großen Städte verzeichnet sind, daß machte sich vor einem Menschenalter noch sehr geltend; wie einsam konnte man die Schönheit dieses Landes genießen! Gelegentlich fuhr der Marburger Student auch nach dem nahen Gießen, um dort Vorlesungen zu hören, und festes Herkommen war, daß an einem Sommertag, zur Theologischen Konferenz in Gießen, von Marburg fast die ganze Fakultät hinüberfuhr, Professoren und viele Studenten. Kattenbusch leitete die Versammlung, Johannes Weiß sprach über die wechselvolle Geschichte der Idee vom Reiche Gottes, Foerster über die Rechtslage des deutschen Protestantismus 1800 und 1900, Erkenntnisse bietend, die er später in seinem Werk über die Entstehung der preußischen Landeskirche in der Zeit Friedrich Wilhelms III. zusammenhängend dargestellt hat.

Soll ich von Art und Inhalt jener ersten Marburger Vorlesung Rades noch etwas sagen, so liegt mir der Vergleich mit andern Vorlesungen über denselben Gegenstand nahe. Ich habe Ethik noch bei [Karl] Thieme und bei Herrmann gehört. Rades damalige Vorlesung legte es weder darauf an, den ganzen herkömmlichen Stoff zu umfassen, noch auf systematischen Zusammenhang. Es handelt sich vielmehr um einige Hauptfragen der Ethik, die nun aber überaus anregend und lehrreich erörtert wurden. Der erste Abschnitt galt der Ethik Jesu und der Urchristen, den Fragen, die dem Christen die Bergpredigt stellt; der zweite den Unterschieden katholischer und protestantischer Ethik, der dritte Problemen der Gegenwart, besonders auch der für Kirche und Theologie bald immer wichtiger gewordenen Sexualethik. An Gelegenheit, vieles aus dem Inhalt der Vorlesung mit Rade durchzusprechen, fehlte es nicht; darüber, wie sehr er und seine Frau immer den Studenten ihr Haus öffneten, ist in dieser Nummer weiter unten zu lesen [vgl. Claudia Bader: Rade und das Frauenstudium, in: Die Christliche Welt 51 (1937), 317-319]. Es gab auch andre Stätten solcher Aussprache; deutsche und Schweizer Theologen saßen viele Sommerabende, alle möglichen Probleme wälzend, zusammen bei Rades Schwester Elise, einer unvergessenen Studentinmutter.

Am letzten Abend des Semesters hat ein sächsischer Student, der sich von Rade verabschiedete, mit ihm besprochen, ob nicht Zusammenkünfte von Freunden der Christlichen Welt, wie sie bereits an andern Orten stattfanden, auch in Leipzig möglich seien. Sie sind dann dort und an vielen Stellen Deutschlands in Gang gekommen, haben ihren Wert gehabt, haben in und nach dem Kriege teils aufgehört, teils doch andre Formen angenommen. Heute wird

das Verlangen nach Gelegenheiten zu solcher Aussprache sichtlich wieder stärker. Niemand kann und will die geistige Lage der Vorkriegszeit wiederherstellen. Und manche Frage wird jetzt sehr anders beantwortet als zu Anfang unseres Jahrhunderts. Aber die letzten Fragen des Glaubens und Lebens bleiben für evangelische Christen gleich. Und wer in seiner Jugend Entscheidendes von Marburg mitnahm, den Willen zur Wahrhaftigkeit, wie ihn Herrmann lehrte, oder was es sonst gewesen sein mag, und anderwärts dafür arbeiten konnte, bleibt der Stadt an der Lahn in Dankbarkeit verbunden. Viele, die uns in unserer Jugend lieb wurden, können wir heute nur noch auf dem Friedhof besuchen. Um so herzlicher grüßen wir die, die noch leben.

Hermann Mulert

Ausgewählte Texte

HERMANN MULERT
WIE WIR WIEDER EIN VOLK WERDEN SOLLEN [1945]

EINLEITUNG DES HERAUSGEBERS

Hermann Mulerts Text „Wie wir wieder ein Volk werden sollen“ ist während der Endphase des Zweiten Weltkrieges und in den ersten Wochen nach der deutschen Kapitulation entstanden. Er spiegelt die Auseinandersetzung eines liberalen Demokraten mit der politischen Situation unmittelbar nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches wider. Das politische Vakuum, in dem sich das kriegsbesiegte Deutschland im Sommer 1945 befand, dazu die desolante geistige Verfassung eines Volkes, das zwölf Jahre lang einer verbrecherischen Ideologie ausgesetzt war und dem sich die eigene Geschichte weithin als Scherbenhaufen präsentierte, werden von Mulert in einem großen historischen und geistesgeschichtlichen Kontext reflektiert.

Eine Stellungnahme Mulerts zur politischen Situation und zur Lage des deutschen Volkes, gar eine für den Druck bestimmte Auseinandersetzung mit den aktuellen politischen und gesellschaftlichen Fragen in der Phase des Umbruchs von 1945 war bisher nicht bekannt. Der im folgenden mitgeteilte Text ist daher sowohl biographisch als auch zeitgeschichtlich von großem Interesse. Aus diesem Grunde wird er hier als Beitrag zur Erinnerung an die Geburtsstunde der beiden deutschen Nachkriegsstaaten erstmals aus dem Nachlaß publiziert.

Die folgenden einleitenden Bemerkungen beziehen, in aller Kürze, Mulerts Ausführungen auf ihren historischen Entstehungszusammenhang und ermitteln so die genaue Fragestellung, der sie gewidmet sind. Anschließend wird die Editionsvorlage beschrieben und die Vorgehensweise in der Herausgabe erläutert.

1. ZUR ENTSTEHUNG DES TEXTES

Mulert hat seine Ablehnung des Nationalsozialismus bereits lange vor der Machtübernahme Hitlers zum Ausdruck gebracht. Die offizielle Hochschulpolitik, die er als Hochschullehrer nicht mitzutragen bereit war, gab 1935 den Anlaß für den Rücktritt von seinem Kieler Lehrstuhl. Mulert zog sich mit seiner Familie nach Niederbobritzsch zurück, von wo aus er, bis zur erzwungenen Einstellung der Zeitschrift, die *Christliche Welt* herausgab. Aller publizistischen Mittel beraubt, beschränkte er sich danach im wesentlichen darauf, seine Einschätzung der aktuellen politischen und kirchenpolitischen Si-

tuation nur noch im privaten Umfeld, in brieflichen und mündlichen Äußerungen, zu formulieren.

Erst als aufgrund der militärischen Erfolge der Alliierten der endgültige Zusammenbruch des Dritten Reiches unmittelbar bevorstand, hat Mulert sich zu einer zusammenhängenden, für eine größere Öffentlichkeit bestimmten Darstellung seiner Überlegungen zur politischen Lage entschlossen. Zwar war er zu diesem Zeitpunkt offiziell als Emeritus weiterhin Mitglied der Kieler Fakultät, doch stellten sich die persönlichen Verbindungen dorthin erst einige Zeit später wieder her. Amtliche Pflichten als Lehrstuhlvertreter für Systematische Theologie an der Fakultät in Jena übernahm er erst mit Beginn des Wintersemesters 1945/46. Auch sonst trat er im Sommer 1945 öffentlich noch nicht wieder hervor. Der vorliegende Text ist insofern in einer Phase der Besinnung entstanden und von Mulert offenkundig auch als Versuch verstanden worden, in einer solchen Situation der Besinnung zur politischen und geistigen Orientierung beizutragen.

Die äußeren Ereignisse des Kriegsendes, die die Entstehung des Textes begleiteten, waren demgegenüber stürmisch genug: Das nahegelegene, weitgehend zerstörte Dresden, aber auch der kleine Heimatort Mulerts selbst wurden durch russische Truppenverbände besetzt, eine enorme Flüchtlingswelle traf aus den östlichen Gebieten in Sachsen ein und erreichte auch Niederbobritzsch. Hinzu kamen erhebliche materielle Probleme, die die Familie aufgrund ausbleibender Pensionszahlungen zunächst zu bewältigen hatte. Der Sohn befand sich in Kriegsgefangenschaft; die Eltern waren im Ungewissen über sein Schicksal.¹

Die persönliche Bedrängnis wurde durch die Sorge über das weitere Vorgehen der alliierten Besatzungsmächte noch verstärkt. Es kursierten Gerüchte über Pläne zu einer weitgehenden De-Industrialisierung Deutschlands. Mulert stand unter dem Eindruck, daß sich die Sieger zu einer Rachepolitik entschließen könnten, in deren Folge die deutsche Bevölkerung zu einem, wie er sagt, „Sklaven- und Bettlervolk“ erniedrigt werden würde. – Diese Befürchtung gibt zugleich einen wichtigen Hinweis auf den Entstehungszeitraum des Textes. Denn jene Überlegungen auf alliierter Seite, die ihren ersten Ausdruck schon im Herbst 1944 in Gestalt des berühmten „Morgenthau-Planes“ gefunden hatten, wurden in der deutschen Öffentlichkeit, von den abtretenden Diktatoren als letzte Schreckensbotschaft lanciert, erneut im April und Mai 1945 intensiv erörtert. Sie wirkten um so beängstigender, als eine offene Diskussion über das Vorgehen der Besatzungsmächte während der ersten Mona-

1 Vgl. hierzu: Hermann Mulert. Biografische Notizen - Daten - Erinnerungen, 89-93.

te der Besatzungszeit mangels brauchbarer Informationen und aufgrund der rigiden alliierten Nachrichtenpolitik noch nicht geführt werden konnte.² Obwohl Mulert, wie sich aus seinem Text selbst ergibt, an eine Publikation gedacht hat, kam es nicht dazu. Auch eine abschließende Überarbeitung hat Mulert nicht mehr durchgeführt. Die Gründe hierfür lassen sich nur vermuten: Zu zahlreich waren wohl die Beanspruchungen in Hochschule, Kirche und Gemeinde, die sich bereits im Herbst 1945 einstellten. Neben seiner Tätigkeit als „reaktiver Hochschullehrer“ in Jena übernahm er Aufgaben als Hilfspfarrer und als Friedensrichter in seinem Heimatort. Auch politisch war Mulert im Rahmen der von ihm mitgegründeten Liberaldemokratischen Partei wieder aktiv. Überdies lag das Presse- und Verlagswesen völlig darnieder, wodurch einer Publikation weitere Hindernisse entgegengesetzt wurden. Später mag Mulert der Ansicht gewesen sein, daß der von ihm im Moment des Umbruchs formulierte Standpunkt durch die Ereignisse überholt worden sei, so daß nun eine Veröffentlichung nicht mehr geboten zu sein schien.

2. MULERTS POLITISCHES PROGRAMM IM HISTORISCHEN KONTEXT

Mulert stellt sich im Sommer 1945 nicht nur die Frage, welche Konsequenzen sich aus der jüngsten Vergangenheit für die Gestaltung der nationalen und politischen Zukunft ergeben. Zugleich nimmt er in seinem Text auch die Auseinandersetzung mit dem Dritten Reich und der nationalsozialistischen Ideologie auf. In diesem Zusammenhang fällt zunächst auf, wie sehr auch dieser besonnene Liberale selbst noch von der sprachlichen Diktion des Nationalsozialismus bestimmt wird. So gebraucht er unreflektiert eine Reihe von Begriffen und Wendungen, deren ideologischer Gehalt für heutige Leser unmittelbar evident ist, die aber für Mulert 1945 offenkundig unproblematisch waren.

Unhinterfragt spricht er etwa von deutschem „Volkstum“. Der Gedanke einer kulturellen Überlegenheit des deutschen Volkes gegenüber den Völkern in Süd- und Osteuropa ist für Mulert nicht weiter erörterungsbedürftig, und auch Begriffe wie „Volksgenosse“ und sogar „erbgesund“, ein Terminus, der nach heutiger Einsicht von dem Euthanasie-Programm der Nationalsozialisten nicht getrennt werden kann, finden sich ohne weitere Problematisierung

² Zur Entstehung und zur Diskussion der wirtschaftspolitischen Zielsetzungen, die im Zusammenhang mit jenem Plan standen, vgl. Bernd Greiner: Die Morgenthau-Legende. Zur Geschichte eines umstrittenen Planes, Hamburg 1995; Wilfried Mausbach: Zwischen Morgenthau und Marshall. Das wirtschaftspolitische Deutschlandkonzept der USA 1945 - 1947 (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte. Band 30), Düsseldorf 1996.

in dem Text. Am eigentümlichsten berührt vielleicht der Umstand, daß die alliierten Kriegsgegner, immerhin die Befreier von der Verbrecherherrschaft, nach wie vor als „Feinde“ apostrophiert werden. Ihnen stehen „die Deutschen“ als korporative Gesamtgröße gegenüber.

Diese Redeweise Mulerts macht deutlich, in wie starkem Maße 1945, unmittelbar nach dem politischen und militärischen Zusammenbruch des Dritten Reiches, das geistige Klima in Deutschland noch von der NS-Propaganda geprägt war. Sogar von einem „völkischen Gegensatz zum Judentum“ kann Mulert sprechen, und dies, obwohl er durch ein jahrzehntelanges Engagement im „Verein zur Abwehr des Antisemitismus“ seine Ablehnung antisemitischer Denk- und Redeweisen wie nur wenige protestantische Theologen nach 1918 unter Beweis gestellt hat. Man wird überdies in Rechnung stellen müssen, daß Mulert sich noch aus der patriotischen Tradition des protestantischen Bildungsbürgertums heraus, die ihm vor 1900 durch Eltern und Lehrer vermittelt worden war, eine tiefe emotionale Bindung an das Vaterland, seine Kultur und seine Geschichte, bewahrt hatte. Der Text zeigt deutlich, daß diese Bindung auch durch die „völkische“ Ideologie der Nationalsozialisten nicht zerstört worden war.

Für das Verständnis des Textes ist es von elementarer Bedeutung zu beachten, daß es Mulert nicht um eine Erörterung der Schuldfrage geht. Diese Problematik, die in den Jahren 1945 und 1946 gerade liberale Protestanten vielfach beschäftigt hat, wird von Mulert bewußt nicht in den Kontext seiner Fragestellung einbezogen.³ Auch eine Erklärung für den an sich dringend erklärungsbedürftigen Umstand, daß es zur Errichtung der nationalsozialistischen Diktatur und ihrer Terrorherrschaft überhaupt kommen konnte, sucht er im Zusammenhang dieses Textes nicht. Im Mittelpunkt steht vielmehr ausschließlich das Problem des politischen und gesellschaftlichen Neuanfanges.

Zu diesem Zweck analysiert Mulert die politische Situation zum Zeitpunkt des Scheiterns der Weimarer Republik. In erster Linie habe es in Deutschland vor 1933 an einer entwickelten politischen Diskussionskultur gefehlt. Gegensätzliche Einschätzungen wurden im politischen Meinungsstreit immer sofort als letztgültige „Gewissenssache“ betrachtet. Eine Dialogpraxis, in der politische Ansichten einander als gleichberechtigte Positionen gegenübergestellt werden konnten, hat sich unter diesen Umständen gar nicht erst ausbilden können. Charakteristisch sei, und zwar in der parlamentarischen Auseinandersetzung ebenso wie in der öffentlichen Debatte, eine verhängnisvolle Neigung zu Extrempositionen. Gerade die Bereitschaft zum Kompromiß aber

3 Vgl. hierzu etwa Martin Dibelius: *Selbstbesinnung des Deutschen*. Herausgegeben von Friedrich Wilhelm Graf, Tübingen 1997.

sei eine der wichtigsten Vorbedingungen für ein funktionierendes demokratisch-parlamentarisches Politiksystem.

Vor dem Hintergrund dieser Lage, deren Überwindung nach einer zwölfjährigen ideologischen Meinungsdictatur schwerer denn je zu erreichen sein würde, schien sich nach Mulert für die politische Reorganisation Deutschlands ein Staatsmodell anzubieten, in dem Elemente des demokratischen Verfassungsstaates mit solchen des autoritären Obrigkeitsstaates verbunden sein sollten. Wie eine solche Kombination divergierender Staatsmodelle im einzelnen aussehen sollte und welchen Grad an verfassungsrechtlicher Stabilität mit ihm verbunden sein konnte, mußte nach Mulert der weiteren Entwicklung vorbehalten bleiben. Selbst das monarchische Prinzip schloß er in diesem Zusammenhang nicht von vornherein aus, wenngleich er ihm aus praktischen Gründen keine Erfolgsaussichten zubilligte.

Auf der Grundlage solcher Überlegungen stellt Mulert die Frage, wie die Deutschen auch nach 1945 noch ein nationales Bewußtsein ausbilden können. Welche Traditionen – Mulert nennt die Stichworte Friedrich, Bismarck und Luther – können sie sich dafür nutzbar machen, und welche Traditionen sind durch die katastrophale historische Entwicklung auf Dauer diskreditiert? An der Notwendigkeit eines solchen nationalen Bewußtseins zweifelt er nicht, zumal aufgrund der kollektiven Zusammenbruchserfahrung, dazu auch wegen der räumlichen Umgruppierung großer Teile der deutschen Bevölkerung infolge der Vertreibungen, das Bedürfnis nach einem verbindenden nationalen Selbstverständnis stark ausgeprägt sei. Von grundlegender Bedeutung bleibt jedoch auch hier für Mulert immer ein Gedanke, den er schon in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren unablässig vertreten hatte: Eine politisch-staatliche Neuorganisation Deutschlands, in der die rechtliche Freiheit des Staatsbürgers gewährleistet sein soll, ist nicht erreichbar, wenn nicht zugleich die geistige Freiheit garantiert ist.

3. ZUR EDITION

Die Vorlage für die Edition bildet eine Typoskript-Fassung des Textes, die von Mulerts Tochter in den sechziger Jahren angefertigt worden ist. Dieses Typoskript beruht auf nicht erhaltenen handschriftlichen Unterlagen. Mulert hat sein Manuskript auf einer Vielzahl einzelner Papierstücke niedergeschrieben. Dazu verwendete er alle geeigneten Materialien, wie die Rückseiten von Briefen, Briefumschläge, Belegzettel etc. Zum Teil war die Papierqualität ausgesprochen schlecht. Die Tintenschrift war daher an einzelnen Stellen kaum noch lesbar, doch haben sich Probleme bei der Texterfassung nur in geringem Maße eingestellt. Bl. 1 des Typoskripts gibt Titel, Verfasser und Jahreszahl

erneut an; diese Wiederholung wurde im Druck fortgelassen. Offenkundige Fehler im Typoskript bei Schreibungen und Zeichensetzung wurden korrigiert. In den Wortlaut ist nicht eingegriffen worden.

Die in eckige Klammern gesetzten Zwischenüberschriften stammen, wie auch die Fußnoten, vom Herausgeber. Die Erläuterungen beschränken sich auf ein Minimum an sachlichen Hinweisen.

HERMANN MULERT

WIE WIR WIEDER EIN VOLK WERDEN SOLLEN

1870 schrieb Hermann Baumgarten, Professor der Geschichte in Karlsruhe, später in Straßburg, der Vater des Theologen Otto Baumgarten und Oheim des Wirtschaftsforschers Max Weber, ein Heft: „Wie wir wieder ein Volk geworden sind“⁴. Die großen Ereignisse jenes Jahres und die vaterländische Begeisterung dafür, daß Nord- und Süddeutschland gegen einen gemeinsamen Feind zusammenstanden, gaben das Recht zu solch freudigem Rückblick. Haben wir 75 Jahre danach um so Schwereres erlebt und stehen noch schwerere Zeiten vor uns, ist nicht nur unser Staat zerschlagen, sondern auch unser Volk, nach dem Willen vieler seiner Feinde, zum Tode verurteilt, in jedem Falle zu Boden geworfen, auseinandergerissen, in Wirklichkeit nicht mehr das, was man mit Recht ein Volk nennt, so suchen wir im Dunkel einen Stern der Hoffnung. So wenig jene Schrift Baumgartens übermütig war, so wenig dürfen und wollen wir verzweifeln. Wir fragen, wie wir wieder ein Volk werden können und sollen.

1. ARBEIT UND HOFFNUNG.

Im 19. Jahrhundert gab es in Deutschland eine große Zahl politischer Parteien. Ihr dauernder und heftiger Streit bedeutete eine Schwäche und Gefahr für die Nation. Als zu Anfang unseres Jahrhunderts versucht wurde, die liberalen Gruppen zusammenzuschließen, ließ der als Gegner Bismarcks seiner Zeit bekannte Eugen Richter seine Anhänger auf einer Tagung in Gießen, einen Beschluß fassen, der sich namentlich dagegen richtete, daß Friedrich Naumann und seine Freunde in solche Einigung einbezogen würden. Naumann, bei nächster Gelegenheit öffentlich darum befragt, antwortete mit lächelnder Ruhe, das werde bei weitem noch nicht der letzte Beschluß in der Ge-

⁴ Hermann Baumgarten: Wie wir wieder ein Volk geworden sind, Leipzig 1870 [Zweite, vermehrte Auflage, Leipzig 1870].

schichte des deutschen Liberalismus sein. Was sich als richtig erwiesen hat. Seiner Denkweise hätte es ebenso entsprochen, später von dem Versailler Frieden 1919, den er noch erlebt und an dem er schwer getragen hat, doch zu urteilen, auch das werde noch nicht der letzte Vertrag in der Geschichte des Deutschen Volkes und der beteiligten anderen Völker sein, bei weitem auch nicht der letzte Beschluß in der Weltgeschichte.

[1.1. NATIONALE EINHEIT UND STAATLICHE EINIGUNG]

So sollen wir, wenn die Sieger nach dem zweiten Weltkrieg uns jetzt Lasten auferlegen, noch viel schwerer als die von 1919, und wenn weithin der Wille sichtbar wird, das deutsche Volk sterben zu lassen, unseres Landes Macht und Ehre für immer zu vernichten, zunächst still und fest uns sagen: Auch das werden noch nicht die letzten Beschlüsse in der Weltgeschichte, in der Geschichte unseres Volkes und der übrigen Beteiligten sein. Geibel hat in einer Zeit, da über alle Vaterlandsfreunde tiefe Enttäuschungen gekommen waren, gesungen:

„Wenn der Morgen, der heute tagt,
nichts als Trümmer dich schauen läßt,
unter Trümmern doch unverzagt
halte im Herzen die Hoffnung fest!

Mag dies irre Geschlecht mit Hohn
ihrer spotten, verzweifle nie,
und im Sterben an deinen Sohn
als dein Kleinod vererbe sie.“⁵

Wir denken leicht zu wenig daran, zu welchem Tiefstand deutsche Macht und Würde wiederholt schon gekommen sind. Seit 1813 hatten wir keinen Feind mehr im Lande gehabt; der Krieg von 1866 war innerdeutsch, die von

⁵ Emanuel Geibel (geb. 17. Oktober 1815 in Lübeck; gest. 6. April 1884 in Lübeck) gilt als repräsentativer Lyriker der deutschen Einigungsbestrebungen unter preußischer Führung. Das angeführte Gedicht: „Halte die Hoffnung fest!“ stammt aus dem Jahre 1851. Mulert zitiert die ersten beiden von vier Strophen (vgl. Emanuel Geibel: Gesammelte Werke. Vierter Band. Zweite Auflage, Stuttgart 1888, 207). Die Fortsetzung lautet: „Daß er [*scil.*: der Sohn] harre wie du getreu / Und gerüstet zu frischer That, Wenn zu scheiden vom Korn die Spreu / Einst der Tag der Erfüllung naht. // Jener Morgen von Gott gesandt, / Der bei klingendem Schwererstreich / Im zerstückelten Vaterland / Neu aufrichtet das deutsche Reich.“

1864 und 1870 waren kurz und siegreich, und im ersten Weltkrieg haben die Russen nur ganz zu Anfang ein Stück von Ostpreußen besetzt und die Franzosen wiederholt solche von Elsaß-Lothringen. Aber daß das ganze linke Rheinufer von den Gegnern besetzt wurde, geschah erst auf Grund der Waffenstillstandsbedingungen. Bis dahin hatten vielmehr unsere Heere auf französischem und belgischem Boden gestanden. Und die Ruhrbesetzung 1925 war nur kurz, geschah übrigens ohne neue Kriegserklärung. Aber 1813 standen Russen und Franzosen auf deutschem Gebiet, die Russen zwar als Freunde; immerhin war der Zar damals so viel mächtiger als alle deutschen Fürsten, daß es nicht hätte überraschen können, wenn er bei den Friedensverhandlungen eine Art Schutzherrschaft über Teile Deutschlands beansprucht hätte. Und Napoleon hatte 1806/07 Preußen rasch so weit besetzt, daß er den Frieden an der äußersten Nordostgrenze des Landes, in Tilsit, schließen konnte. Das war, wie wenn Deutschland mit Frankreich einen Frieden an den Pyrenäen schloße. Vorher aber, im siebenjährigen Krieg, sind die Russen zeitweise in Berlin gewesen, die Franzosen bis in die Nähe von Leipzig gekommen.

Im dreißigjährigen Krieg hat Deutschland die Hälfte seiner Bewohner verloren. Gustav Adolf, mochte er auch als Freund der Evangelischen gekommen sein, drang bis München vor, so wie 1547 Karl der Fünfte mit seinem spanischen Heer bei Mühlberg siegte und bis Wittenberg kam. Und wenn wir in die älteste deutsche Geschichte zurückgehen - es hat vielleicht nicht viel gefehlt, daß die Römer, wenn sie im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung nur etwas stärker oder ausdauernder gewesen wären, den Widerstand der Cherusker und anderer Stämme gebrochen und Germanien in ähnlicher Weise kolonisiert hätten wie Gallien, so daß auf unserem Boden heute ein romantisches Mischvolk säße, wie sie in Süd- und Westeuropa wohnen. Als aber die germanischen Stämme dann das römische Reich überfluteten, drängten von Osten die Slawen und andere Völker nach. Die Hunnen kamen über Deutschland hinaus bis Frankreich, kamen einmal in die Gegend von Chalons. Im 10. Jahrhundert stürmten die Ungarn bis nach Thüringen und wenige Jahrzehnte nachher bis an den Lech, im 13. Jahrhundert die Mongolen bis Liegnitz. Zweimal, 1529 und 1683, haben die Türken Wien belagert, und ein Vordringen dieser Mohamedaner auf deutschem Boden ist von der europäischen Christenheit damals so angesehen worden, wie wir heute die Heerzüge der Bolschewisten auf unseren Fluren empfinden.

In unserer Geschichte hieß es oft genug nicht „O Deutschland hoch in Ehren“, sondern „O Deutschland tief in Leiden“. Wiederholt war solches Leid mitverschuldet durch innerdeutsche Zwietracht. Conrad Ferdinand Meyer läßt seinen Hutten sagen:

„Der deutsche Ritter auch, er ficht und rauft
für jeden fremden König, der ihn kauft.
Fürst, Pfaffe, Bauer, Städte, Ritterschaft,
ein jeder trotzt auf eigne Lebenskraft.
Nichtsnutzig eine Freiheit, die vergißt,
was sie der Reicheshhre schuldig ist!
Nichtsnutzig eine deutsche Libertät,
die prahlerisch im Feindeslager steht!
Geduld! Es kommt der Tag, da wird gespannt
Ein einig Zelt ob allem deutschen Land.
Geduld! Wir stehen einst um *ein* Panir
Und wer uns scheiden will, den morden wir.
Geduld! Ich kenne meines Volkes Mark:
Was langsam wächst, das wird gedoppelt stark.
Geduld! Was langsam reift, das altert spät:
Wenn andere welken, werden wir ein Staat.“⁶

Der sind wir, nachdem wir es 1815 und 1848/49 noch nicht geworden waren, durch Bismarck geworden, und wenn die Deutsch-Österreicher dabei noch fehlten, so sind auch diese, die es 1918 schon wollten, 1938 zum Reich gekommen. Freilich ist Schenkendorfs Verheißung von 1814:

„Nimmer wird das Reich zerstöret, wenn ihr einig seid und treu.“

nicht in Erfüllung gegangen⁷; das Reich ist für den Augenblick furchtbarer zerstört als – nun, sagen wir: je seit 1648 oder 1807. Wir waren eben nicht einig.

Indem der Nationalsozialismus allen Widerstand mit Gewalt zu überwinden suchte, verbitterte er weite Volkskreise immer tiefer. Und wir waren nicht

6 Conrad Ferdinand Meyer: Huttens letzte Tage. Eine Dichtung (1871). Kapitel XXXVI: Deutsche Libertät, V. 15-30 (Conrad Ferdinand Meyer: Sämtliche Werke. Vollständige Texte nach den Ausgaben letzter Hand. Band 2, München 1976, 413-414).

7 Gottlob Ferdinand Maximilian Gottfried von Schenkendorf (geb. 11. Dezember 1783 in Tilsit; gest. 11. Dezember 1817 in Koblenz); Mulert zitiert aus dem Gedicht „Frühlingsgruß an das Vaterland“ von 1814 (Erstdruck vermutlich 1815; eine Vertonung stammt von B. Klein). Die Schlußstrophe lautet vollständig: „Ihr in Schlössern, ihr in Städten, / Welche schmücken unser Land, / Ackersmann, der auf den Beeten / Deutsche Frucht in Garben band, / Traute deutsche Brüder, höret / Meine Worte alt und neu: / Nimmer wird das Reich zerstöret, Wenn ihr einig seid und treu!“ (zitiert nach Max von Schenkendorf: Gedichte. Herausgegeben, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Edgar Groß, Berlin / Leipzig / Wien / Stuttgart o.J. [1912], 60; vgl. auch: 215).

treu. Davon wird nachher mehr zu sagen sein. Ein solches Maß von Unterdrückung der freien Rede und Schrift, von Ängstlichkeit der Einzelnen, ihre politischen Gedanken vor den Anderen auszusprechen (weil man jemand durch Anzeige ins Konzentrationslager bringen konnte), von erzwungenen Gehorsamsbezeugungen, von Verlogenheit im öffentlichen Leben wie im Dritten Reich hatte es seit 1819, seit den Tagen Metternichs, in Deutschland nicht mehr gegeben. Viele Nationalsozialisten haben ehrlich und freudig daran geglaubt, unser Volk werde sich in ihrer Denkweise wieder zusammenfinden; die Widerstrebenden würden allmählich sich innerlich überwinden lassen. Statt daß man Ventile aufmachte, nach Erfolgen wie der Wiederbesetzung des Rheinlands mit deutschen Soldaten, der Rückkehr des Saargebiets, dem Anschluss Deutsch-Österreichs nun wirklich in größerem Maße freie, auch kritische Erörterung der staatlichen Dinge zugelassen hätte, auch bisher abseits gedrängte, von politischer Mitarbeit ausgeschlossene Volkskreise zu solcher herangeholt hätte, hat man den Druck und Zwang mindestens nicht vermindert. Und das mußte, je länger dies Wesen andauerte, als vermehrte Belastung wirken. Treue hängt mit Vertrauen zusammen, Vertrauen aber setzt Freiheit und Wahrheit der öffentlichen Aussprache voraus. So waren wir nicht treu.

[1.2. PROBLEMATISCHER UMGANG MIT DER EIGENEN GESCHICHTE]

Wir waren es auch in dem Sinne nicht, daß wir das Gute und Große aus unserer Geschichte nach Gebühr gepflegt hätten. Wohl wurden einzelne Helden unserer Vergangenheit hoch geehrt. Wenn z.B. die Verdienste des in Norddeutschland viel zu wenig gekannten Prinzen Eugen ans Licht gerückt wurden, wenn der mittelalterliche Mönch Meister Eckart als deutscher Denker liebevoll studiert wurde, so war das nur gerecht. Aber schon das Bild Friedrichs des Großen, das man den Massen einzuprägen suchte, war sehr einseitig. Der große Heerführer und Staatsmann wurde hervorgehoben, aber daß dieser König den Geist der Aufklärung vertrat, daß er die Freimaurer, die Juden und die Jesuiten in Preußen besser behandelt hat, als sie meist anderswo behandelt wurden - er war selbst Freimaurer -, davon schwieg man; diese Tatsachen hätten allen nationalsozialistischen Dogmen ins Gesicht geschlagen. Und vollends die jüngste deutsche Vergangenheit, die Zeit mühsamen Wiederaufstiegs 1919-1932, wurde als die eines fluchwürdigen „Systems“ fast nur heruntergerissen. Daß sie, wenn auch an Fehlern, doch zugleich an zäher Arbeit reich war, die in fast verzweifelter Lage geleistet wurde, dafür hatte man keinen Sinn. Unzählige sahen denn auch die Dinge so an, als fange die deutsche Geschichte, die zu kennen und zu lieben sich lohne, erst 1933 oder

doch erst mit Hitler an. Aber gerechteres Urteil über des eignen Volkes Geschichte gehört durchaus zu der Treue, ohne die ein großes Volk sein staatliches Dasein und seine Macht schwerlich behalten wird und zu behalten auch nicht wert ist.

Man hat insbesondere vom völkischen Gegensatz zum Judentum und unklarer Begeisterung für nordisches Wesen her wenig Sinn dafür gehabt, wie eng unsere Geschichte, schon das Werden des deutschen Volkes, mit der Geschichte des Christentums verknüpft ist. Weil man übereilt nicht nur das Alte Testament als Judenbuch ansah, verkennend, wie sehr anders die alten Israeliten gewesen sind als die späteren Juden, sondern auch Jesus und seine Botschaft als orientalisches, jüdisches, nicht arisches verwarf, wurde man blind dafür, wie gerade die Vermählung deutschen Wesens und christlichen Geistes, besonders im Mittelalter, die herrlichsten Werke deutscher Kultur geschaffen hat. Und man verlor die Fühlung mit Luther und Paul Gerhardt, mußte schließlich auch Johann Sebastian Bach als fremd empfinden, ebenso den starken Einschlag biblischen Gedankengutes in der geistigen Welt unserer Klassiker. Damit zerschnitt man viele Wurzeln, aus denen deutschem Wesen Kraft zugeflossen ist und weiter zufließen kann.

Man hat von dem reichen Schatz deutschen Geisteserbes Vieles unbenutzt gelassen. Ob aber die neuen Losungen, die man ausgab, wirklich zukunfts-künftig waren oder vielmehr nur Schlagworte, mußte sich erst zeigen. Die Zeit starken politischen Aufschwungs sind die Jahre des Dritten Reiches bis 1941 gewesen, mochte die Grundlage auch brüchig sein; eine Zeit geistigen Aufschwungs waren sie sicher nicht.

[1.3. ZUR GEGENWÄRTIGEN LAGE]

Nach dem ersten Weltkrieg sind viele Deutsche verzweifelt. Man weiß von solchen, die ihres Vaterlands Unglück nicht überleben mochten und Selbstmord begingen. Einst hatte Friedrich List, der fähig gewesen wäre, Deutschland mächtig in die Höhe zu bringen, nach dem Scheitern seiner Hauptpläne das Gleiche getan, und schon 1811 Heinrich von Kleist, der die Finsternis der deutschen Knechtschaft unter Napoleon nicht tragen mochte. Wir haben solche Männer nicht zu richten, aber Recht gegeben hat ihnen der weitere Gang der Geschichte nicht. Auch ein Größerer, Goethe, meinte, es werde uns nichts helfen, an unsern Ketten zu rütteln, „der Mann ist Euch zu groß“. Es kam anders; Blücher ging bis Paris, und Napoleon starb auf Sankt Helena. Aber wie einst ein Polenführer schmerzlich ausrief: „Finis Poloniae“, Polen ist verloren, so soll ein berühmter und leidenschaftlich deutsch gesinnter Geschichtsschreiber 1919 geäußert haben: „Finis Germaniae“. Sprach er so, dann

war in ihm mehr der heftige Wille des Politikers als die Besinnung und Weisheit des Historikers. Bald nach 1919 ist in den Ländern unserer Feinde eine Reihe wichtiger Veränderungen eingetreten, soweit nicht, wie in Rußland, die für den Krieg Verantwortlichen schon vorher hatten weichen müssen. An die Stelle Lloyd Georges traten zwar zunächst Konservative, aber 1924 der Führer der Arbeiterpartei, Macdonald, ein aufrichtiger Friedensfreund. Wilson war schon 1919 ein kranker Mann, Poincaré, Clémenceau, sie alle haben ihre Macht nicht mehr lange behalten.

Wichtiger aber als der Personenwechsel war der Wandel der Ideen und Stimmungen. An Stelle der von Haß gegen Deutschland und Deutsch-Österreich erfüllten Kriegspolitiker gewannen mehr und mehr die Wirtschaftskundigen Einfluß, die sahen, daß in einer durch den Krieg und dann durch die Sieger tief geschädigten europäischen Wirtschaft auch ihre eigenen Länder nicht gedeihen konnten, und die Vertreter der Menschlichkeit und die bewußten Christen, die am weitesten darin kamen, sich zu verständigen. Nachdem die Quäker und andere unmittelbar nach dem Kriege, wo Not war, Hilfe gebracht hatten, ließ man den Taten der Liebe nun Erwägungen der Gerechtigkeit und Nachprüfung des durch die Kriegspropaganda entstellten Sachverhalts folgen. Die so gesinnten Kreise sind nicht stark genug gewesen zu verhindern, daß in den dreißiger Jahren die rückläufigen Mächte, wilder nationaler Fanatismus, Siegerhochmut, Habgier der Reichen und Herrschsucht der Mächtigen, den Willen zu Friede und Verständigung wieder mehr und mehr unterdrückten. Aber wie 1931, als Brüning und Laval miteinander verhandelten, wirkliche Hoffnung auf Festigung des Friedens war, so brauchen wir daran nicht zu zweifeln: War jetzt der Kampf noch härter, ist der Haß noch bitterer, sind entsprechend die Friedensbedingungen noch schwerer, ist der Wille des Siegers, den Besiegten zu vernichten zehn Mal wilder, als er 1919 war.

Wenn nicht wieder in 12, so sind in 24 oder 48 Jahren die vermodert, die jetzt der Ungeist des Hasses beherrscht. Je zäher und schlauer sie alle tun, um ihr System zu verewigen, desto kräftiger wird sich bei Söhnen und Töchtern, spätestens bei den Enkelkindern der Wille zur Einsicht, das Verlangen nach geschichtlich gerechtem Urteil geltend machen. Mögen die Besiegten jetzt lange „wieder gut machen“ sollen; später wird man auf der anderen Seite fühlen, wie viel man selbst wieder gut zu machen hat. Besiegt sein ist immer eine Last und heute eine furchtbar schwere. Den Sieg zu mißbrauchen ist aber eine Schande, von der die Vertreter wahrer nationaler Ehre ihre Völker irgendwann und irgendwie werden los zu machen suchen. Freilich bis dahin kann entsetzliches Unheil angerichtet werden. In wenigen Jahren kann ein großer Teil eines Volkes ausgerottet werden, ja in wenigen Monaten können Millionen in solche Verhältnisse gebracht werden, daß es einer Verurteilung zu langsamem oder raschem Tode gleichkommt.

Alle jene Hoffnungen gelten einfach vom Glauben an eine sittliche Weltordnung her, an Gerechtigkeit in der Geschichte. Die andere Frage, die politische, sei nur angedeutet, wie lange das Bündnis zwischen Kapitalismus und Bolschewismus, zwischen den Vereinigten Staaten und England einerseits, Rußland andererseits Bestand haben wird. Ob wir Deutschen es uns wünschen sollen, daß es bald auseinanderbricht, ist freilich sehr fraglich, weil ein Kampf zwischen beiden vielleicht auf unserem Rücken, zum Teil wenigstens auf dem Boden unseres Landes ausgetragen werden würde.

[1.4. DAS PROGRAMM: ARBEIT AM AUFBAU]

Aber gleichviel, wann die politische Lage nicht mehr so schrecklich für uns sein wird wie jetzt, eins ist klar: Nur mit äußerster Anspannung aller Kräfte werden wir uns das Nötigste zu dem bescheidenen Dasein eines armen Volkes schaffen können. Will man uns zu einem Sklaven- und Bettlervolk machen, - wir wollen ein arbeitendes Volk werden, mehr noch als wir es bisher schon längst gewesen sind. „Und im Unglück erst recht.“ Von England her ist es uns zwar vor dem früheren Kriege oft genug vorgeworfen worden, die Dauer unseres Arbeitstages und der Eifer, mit dem bei uns gearbeitet würde, ermöglichten uns, anderen Völkern in unerträglicher Weise Konkurrenz zu machen. Wenn man uns jetzt zu noch fleißigerer Arbeit zwingen will, so kann man uns deren Früchte eine Zeit lang wegnehmen, in der Form von Kriegsentschädigung oder irgendwelcher anderen [Form]. Man kann auch versuchen zu hindern, daß Deutschland zu gute komme, was treue Söhne unseres Vaterlandes, die (oder deren Vorfahren) ausgewandert sind, ihrer Heimat in solchen Jahren der Not zuzuwenden suchen vom Ertrag der Arbeit, die sie in der Ferne leisten, ihres deutschen Erfindergeistes. Aber beliebig lange hält kein Volk solche Ausbeutung aus. Die Arbeitssklaven brechen dann zusammen wie überlastete Tiere. Und die Ausbeuter schneiden sich ins eigene Fleisch. Nach dem vorigen Kriege rief Erzberger den Siegern zu: „Wer Hunger sät, wird Bolschewismus ernten.“ Die geistigen Seuchen, die seelischen Erkrankungen, die in den ausgehungerten Völkern und Ländern notwendig entstehen, sind auf die Dauer auch den Siegern gefährlich.

Eine besondere Gestalt nimmt die Gefährdung unseres Volkstums an, wenn, wie angekündigt, in größerem Maße deutsche Arbeitskräfte nach Rußland zwangsweise verschickt werden sollen, oder gar nach Sibirien. Aus dem Altertum kennen wir den Gebrauch, so zu deportieren. Und inwieweit sie in fremder Umgebung ihr Volkstum behalten haben oder vielleicht mehr von den umwohnenden Stämmen wesentlich aufgesogen worden sind, davon haben wir keine ausreichende Kenntnis. Daß ein großer Teil der Israeliten auf

solche Weise in die babylonische „Gefangenschaft“ wandern mußte, dieses aus dem Alten Testament bekannte Beispiel beweist deshalb nicht viel, weil nach zwei Menschenaltern diejenigen, die zurückkehren wollten, es durften. Es werden nicht alle gewollt haben, aber an sich hatte gerade dieses Volk einen besonders straffen Zusammenhalt gegenüber allen Fremden in dem tiefsten Gegensatz zwischen seiner Religion und der ihren, dem Glauben an einen Gott und der Vielgötterei.

Deutsche, die in den letzten Jahrhunderten freiwillig nach Amerika oder sonst über See ausgewandert sind, haben ihr Volkstum oft bedauerlich rasch verloren, während die nach Ost- und Südeuropa Gezogenen, nach Wolhynien, der Wolga, Bessarabien, es im allgemeinen treu festgehalten haben, was ihnen durch die kulturelle Überlegenheit über ihre Umgebung erleichtert wurde. So darf man auch für Deutsche, die zwangsweise nach dem Osten gebracht werden, erhoffen, daß viele ihr Volkstum bewahren – allerdings würde das viel leichter sein, wenn sie auch deutsche Frauen dort haben könnten. Andererseits: Es steht noch nirgends geschrieben, wie lange solche Zwangsverschickung wirklich dauern wird und wann solche, die das ungünstige Klima und die Überanstrengung aushielten, würden heimkehren können.

Soweit es sich aber um Arbeit auf dem Boden des Vaterlandes handelt, die Feinde jedoch unsere Industrie nicht nur für jetzt möglichst zerstören, sondern auch für die Zukunft möglichst niederzuhalten suchen sollten, dürfen wir darauf vertrauen, daß unser Volk, ehe bei uns eine stärkere Industrie aufkam, sowohl in Landwirtschaft und Gartenbau als auch im Bergbau zu arbeiten gelernt hat. Daß zunächst, als die größeren Städte wuchsen, der Städter und der Bauer einander fremd wurden, das ist z.T. schon im vorigen Kriege anders geworden, durch das Verdienst unserer Feinde, die uns aushungern wollten. Der Städter lernte die Arbeit des Bauern wieder mehr kennen und schätzen. Andererseits aber kann eine Landwirtschaft, die aus dem Boden möglichst viel herausholt, gar nicht ohne industriell-technische Mittel sein.

Und ist die Entwicklung zum Industriestaat bei uns rascher gegangen, als der Gesundheit unseres Volkes gut war, weil viele vom Dorf Zugewanderte in den Industriegegenden zunächst Proletarier wurden, ist das Wachstum der Großstädte bei uns ungesund gewesen, hat die Mietskaserne schwere Schäden angerichtet, so mag man heute beinahe sagen, haben wir zu wenig auf Damaschke und die anderen Bodenreformer gehört, und mehr als hundert Jahre hindurch Milliarden in den Riesenhäusern der Großstädte angelegt, so wird nun Bodenreform auf sehr schnelle und grausame Art durchgeführt, indem diese Städte weithin zu Trümmerfeldern geworden sind. In der alten Weise sie wiederaufgebaut hätten wir hoffentlich auch dann nicht, wenn wir gesiegt hätten. Nun aber ist es völlig klar, daß an Stelle der Mietskasernen, sobald und soweit überhaupt wieder gebaut werden kann, größenteils klei-

nerer Häuser treten werden. Die Zahl der bisherigen Großstädter, die künftig weiter draußen mehr Licht, mehr Luft und einen Garten haben wollen, wird groß sein. Wir wollen uns dessen freuen! Bei vielen werden Leib und Geist gesünder, wenn sie ein, sei es auch noch so kleines Stück Land selbst bebauen und so noch ein anderes Verhältnis zur Natur gewinnen als der gelegentlich spazieren gehende oder fahrende Großstädter des letzten Jahrhunderts. Niemand kann abschätzen, wie viel seelische Werte dadurch verlorengegangen sind, daß zuletzt mehr als ein Viertel unseres Volkes in Großstädten wohnte. Wohl, es haben Arbeitslosigkeit, Inflation und Wohnungsnot zusammen auch in den schlimmsten Jahren 1919-1923 in unserem Volk den Lebenswillen nicht ganz töten können. Aber manche Großstädte behielten ihre Volkszahl nur noch durch Zuzug, und namentlich in Wien, aber auch in anderen Teilen Deutsch-Österreichs war während der Jahre, wo dieses Land zu ohnmächtigem Sonderdasein verurteilt war, der Wille zum Kind bedenklich schwach geworden. Unter unseren Feinden mögen solche sein, die diesen Zustand für ganz Deutschland wünschen. Aber wie ich neulich eine junge Deutsche sagen hörte: „Solange noch Frühling wird und solange Kinder geboren werden, soll man nicht verzweifeln.“, so wird sich zeigen, was länger Stand hält, der Haß und Vernichtungswille der erbitterten Feinde oder die Lebenskraft des deutschen Volkes. Wir können jetzt nur abwarten, was die Sieger uns auferlegen. Und es kann so Unerträgliches gefordert werden, daß wir ehrlicher Weise nicht Ja sagen dürfen, nicht so tun dürfen, als könnten wir solche Bedingungen erfüllen. Mag der Feind uns dann noch härter bedrücken: Wir wollen nicht in den Fehler verfallen, daß wir die nächsten Übel immer für die schwersten halten.

Bei einem bleibt es: Wir wollen arbeiten mit dem Fleiß und der Treue, die wir unseren Vätern und Müttern, unseren Kindern und Enkeln schuldig sind. Das oft angeführte Wort des schottischen Deutschland-Freundes Carlyle: „Arbeiten und nicht verzweifeln.“, soll von uns ganz ernst genommen werden. Arbeit hat Viele vor der Verzweiflung bewahrt. Arbeit, die völlig zwecklos wäre, leistet allerdings niemand lange. Aber bei vielen Arten der Arbeit kann man den Zweck nicht nachweisen, man kann auf ihren Erfolg nur hoffen, an ihren Sinn nur glauben. Deutschland aus der Zerstörung wieder aufzubauen, mag als eine Aufgabe erscheinen, bei der jeder Einzelne, um Schillers Worte zu brauchen, zu dem Bau der Ewigkeiten zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht.

Aber es wird so von der Schuld der Zeiten mehr und mehr abgetragen.⁸ Wie unsere Vorfahren auf verwüsteten Fluren nach dem dreißigjährigen Krieg in allem Elend zähe gearbeitet haben, so sollen und wollen auch wir tun. Wir wollen nicht aufs Blaue hin hoffen – der Himmel ist für uns sehr dunkel –, sondern wollen unsere Hände regen, so lange wir können. Wir arbeiten nicht ohne Hoffnung, der Vaterlandsfreund in unauslöschlicher Liebe zu seinem Volk und Land, der Idealist im Glauben an eine sittliche Weltordnung, der Christ im Gottvertrauen.

2. FREIHEIT UND WAHRHEIT.

Die einen Völker sind mehr durch ihre Führer stark geworden, andere mehr durch Tüchtigkeit und Gemeinsinn der Menge. Heil den Völkern, in denen beides sich verbunden hat! Wie Kinder bisweilen gezwungen werden müssen, das zu tun, was ihnen nützlich ist, so können Völker auch, so zu sagen, gegen ihren Willen glücklich und stark gemacht werden. Friedrich der Große und andere Vertreter des Despotismus der Aufklärungszeit haben in ihrer Weise solches geleistet, ähnlich Bismarck und sein König in den Jahren des Konflikts mit dem Abgeordnetenhaus. Aber wie Bismarck dann eine Versöhnung mit dem Landtag anstrebte und erreichte und wie Kinder heranwachsen und sich dann nicht mehr zwingen lassen, so gilt: Völker verlangen, sobald die geistige Selbständigkeit vieler in ihnen zunimmt, ein gewisses Maß von Freiheit der Einzelnen auf verschiedenen Lebensgebieten, in Wirtschaft, Sitte, Glaube, Bildung, Wissenschaft, Kunst und dem der Mitbestimmung des Volkes über seine Schicksale, was eine Einschränkung der Herrschermacht bedeutet. Widerstreben die bisherigen Alleinherrscher, so können sie gestürzt werden; geben sie nach, so kommt es zu einer Verbindung von Herrschermacht und Volksvertretung, wie es die konstitutionelle Monarchie ist. In jedem Falle müssen auch die Volksvertreter zeigen, ob sie ihren Aufgaben gewachsen sind. Wenn parlamentarische Formen so gemißbraucht werden wie es in der deutschen Republik geschah, wenn zwar Regierungen zum Rücktritt veranlaßt werden, aber infolge Parteienzersplitterung keine Mehrheit für positives Schaffen zu Stande kommt, schlägt die Demokratie leicht wieder in Diktatur um.

⁸ Vgl. Friedrich Schiller: Die Ideale (1795/96), V. 81-88: „Und du, die gern sich mit ihr [scil.: der Freundschaft] gattet, / Wie sie der Seele Sturm beschwört, / Beschäftigung, die nie ermattet, / Die langsam schafft, doch nie zerstört, / Die zu dem Bau der Ewigkeiten / Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht, / Doch von der großen Schuld der Zeiten / Minuten, Tage, Jahre streicht“ (zitiert nach Friedrich Schiller: Sämtliche Werke. Herausgegeben von Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfert. Erster Band, München 1980, 190).

[2.1. FREIHEIT ALS VORAUSSETZUNG DES STAATSWESENS]

Gemeindliche und städtische Selbstverwaltung pflegen Vorschule des Volkes für Mitwirkung bei der staatlichen Gesetzgebung zu sein. In England hat Jahrhunderte lang politische Erziehung eine gute Überlieferung geschaffen; in Frankreich bedeutete der häufige Wechsel der Ministerien eine Schwäche der Republik. Ob in Rußland die nach langer Zeit unumschränkter Zarenherrschaft rasch geschaffenen Formen parlamentarischen Wesens auf die Dauer dem Volkscharakter entsprochen hätten, läßt sich nicht sagen, da sie bald durch die Diktatur der bolschewistischen Führer ersetzt wurden. Im allgemeinen aber wird ein großes Volk, das lange Zeit seine Schicksale selbst bestimmt oder doch mitbestimmt hat, sich diese Macht nicht leicht auf die Dauer wieder nehmen lassen.

Zu verständiger Ausübung seiner politischen Rechte gehört aber politische Kenntnis, politische Bildung möglichst vieler, also ernsthafte Erörterung des Für und Wider bei den wichtigeren Fragen des öffentlichen Lebens. Solches Suchen des Richtigen, der Wahrheit, hat seinen sittlichen Charakter nur, wenn einer die redliche Überzeugung des andern achtet und wenn das Suchen in Freiheit erfolgt. Darum sind Rede, Versammlungsfreiheit und Pressefreiheit Grundforderungen des neuzeitlichen politischen Lebens. Daß man Entartungen wie Verleumdung des Andersdenkenden, Aufreizung zu Gewalttaten, die das Recht zerbrechen würden, Verbreitung von Unsittlichem bekämpfen und verhüten soll, ist dabei selbstverständlich, schon weil sonst der Mißbrauch der Freiheit diese selbst in Verruf bringen würde. In irgendwelchem Maße wird, wo der Wille zu solchem Schutz da ist, sich auch der Weg finden lassen. Aber dieser Vorbehalt ändert nichts an der Berechtigung und Kraft jenes Verlangens nach Freiheit überhaupt.

Wie sehr es aber an Achtung vor dem andersdenkenden Volksgenossen im Dritten Reich gefehlt hat, haben wir erlebt. Die Agitation des Nationalsozialismus führte zu Fanatismus, Blindheit, Mißachtung jeder abweichenden Denkweise. Das wäre ein schwerer Schaden gewesen, auch wenn es noch Rede- und Pressefreiheit gegeben hätte. Aber an Stelle von Versammlungen mit freier Gegenrede gab es bald nur noch Kundgebungen, nämlich der einen Partei, die allein noch geduldet wurde, und die Pressefreiheit hörte auf. Das ganze geistige Leben sollte braun angestrichen werden, aber unter solcher Tünche wurde der Widerwille immer stärker.

In der Republik hat der Minister Dietrich einmal gefragt, ob wir ein Staatsvolk seien oder [ein] Interessenhaufen. Letzteres wollte der Nationalsozialis-

mus nicht, und soweit er Gemeinnutz vor Eigennutz gehen ließ, hatte er Recht.⁹ Aber ein Staatsvolk zu sein, hat er uns gründlich abgewöhnt, indem er den Staat zum Parteistaat machte. Der einen Partei, die den Staat trug, beherrschte und oft genug für sich ausnützte, stand erst sorgend und zweifelnd, dann grollend und drohend ein immer größerer Teil unseres Volkes gegenüber, zur Stummheit verurteilt. Doch man wußte, wie wenig die Millionen noch glaubten, was in den Zeitungen stand, was die amtlichen Versammlungsredner vortrugen und was der Rundfunk bot. Der Widerspruch wäre noch viel stärker zum Ausdruck gekommen, wenn nicht Unzählige gefürchtet hätten, ihr Nachbar oder mit wem sie sonst sprachen, könnte sie anzeigen. Unser Volk wurde mehr und mehr verängstigt. Ob die Wege der amtlichen Politik richtig waren, konnte nur im Ausland erörtert werden, und von diesem wurde Deutschland mehr und mehr abgeschlossen. Alles wurde auf *eine* Karte gesetzt, aber wenn diese die falsche war?

[2.2. TOLERANZ IN DER POLITISCHEN AUSEINANDERSETZUNG]

Irrtümer kommen in jedes Volkes und Landes Politik vor, aber schlimmer, als daß man die Wahrheit verfehlt, ist es, wenn die Wahrhaftigkeit, die Aufrichtigkeit unterdrückt wird. Wollen wir wieder ein Volk werden, dann gehört dazu, daß wir wieder Achtung vor abweichender politischer Überzeugung des Volksgenossen gewinnen, vor jeder, so lange wir sie für wirkliche, ehrliche Überzeugung halten können. In den beiden Weltkriegen haben Deutsche aus allen Parteien und allen Stämmen und allen Bekenntnissen miteinander in den Schützengräben gelegen und miteinander ihr Leben fürs Vaterland hingegeben. Nun soll es uns sein, als ob diese gefallenen Brüder uns zuriefen: „Deutsche aus allen Stämmen und Ständen und Parteien und Konfessionen, habt doch ein wenig mehr Vertrauen zu einander!“ Wahren wir dies Erbe nicht, vollstrecken wir dieses Testament unserer Toten nicht, dann werden wir nie wieder ein Volk werden, dann würden wir ein Haufen von geistig Unmündigen, von Sklaven und Fanatikern werden und bleiben.

⁹ In Artikel 24 des Programmes der NSDAP vom 24. Februar 1920 heißt es: „Die Partei als solche [...] ist überzeugt, daß eine dauernde Genesung unseres Volkes nur erfolgen kann von innen heraus auf der Grundlage: Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ (zitiert nach: Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933-1945. Herausgegeben, eingeleitet und dargestellt von Walther Hofer, Frankfurt am Main 1983, 30-31).

[2.3. ANFORDERUNGEN AN DIE BEAMTEN]

Achtung vor abweichender ehrlicher Überzeugung müssen besonders die im Staat Führenden und die leitenden Beamten beweisen, indem sie bei Anstellung im öffentlichen Dienst möglichst wenig nach Parteizugehörigkeit, möglichst rein nach Tüchtigkeit und Eignung fragen. Natürlich hat das eine Grenze; wer von rechts oder links her Revolution machen will, hat keinen Anspruch auf Anstellung im Dienst der Gemeinschaft, deren Rechtsordnung er brechen will, statt ihr zu dienen. Und wer zu einer fanatischen und gegen Andersdenkende verständnislosen Gruppe gehört, würde dann wohl auch im öffentlichen Dienst es an der geistigen Beweglichkeit fehlen lassen, die Voraussetzung für seine befriedigende Ausübung ist. Nur redet mancher Parteimann so einseitig, wie es seinem wirklichen Wesen nicht entspricht, und hat, sobald er nicht mehr seiner Partei, sondern dem Staat zu dienen hatte (oder einer Körperschaft in ihm), erfreulich um- und hinzugelernt; Bismarck selbst galt, ehe er in den diplomatischen Dienst trat, als schroffer Parteimann und war doch wahrlich mehr als das.

So war es denn schon weise, daß im ersten Weltkrieg, wie schon die Gewerkschaften ihren Anteil an der Regelung der öffentlichen Wirtschaft erhielten, auch einige Sozialdemokraten in Beamtenstellungen einrückten, obwohl von der Partei grundsätzlich die Monarchie abgelehnt wurde; z.T. haben sie sich da durchaus bewährt. Umsicht, Umgänglichkeit, Wohlwollen, Erzieherweisheit, Geduld werden jedem, der da zu Entscheidungen berufen ist, wohl anstehen. Daß auch in Gemeindeverwaltungen oder in der Leitung solcher großer Gemeinschaften wie der Kirchen die Umsicht enger oder weiter sein kann, und daß, wo letzteres der Fall ist, der Übergang in neue Zeiten und das Anfassen neuer Aufgaben leichter sein wird, sei nur eben erwähnt.

Es ist auch ein Unterschied zwischen den Gebieten der öffentlichen Verwaltung. Bei den Zollassistenten oder Telegraphensekretären hat der Staat wirklich an ihrer politischen Stellung kein Interesse, wenn sie Gewähr dafür bieten, ihren Dienst gewissenhaft zu tun. Unter der gleichen Voraussetzung sollte er die Richter nicht nach ihrem politischen Bekenntnis fragen. Etwas anders steht es bei den Beamten, die irgendwie auch politische Aufgaben haben, Landräten, Statthaltern usw. Es ist eine ernste Frage, ob der Staat nicht überhaupt möglichst ohne Verwaltungsbeamte dieser Art auskommen sollte, eine Frage, die uns durch die englischen Ordnungen nahe gelegt wird.¹⁰ Aber soweit es bei uns solche Beamte auch weiter geben wird, ist klar, daß, wenn

¹⁰ In der englischen Kommunalverfassung stehen an der Spitze der kommunalen und regionalen Selbstverwaltungsorgane Verwaltungsbeamte, nicht gewählte Politiker. Diese Verwaltungsstruktur wurde nach 1945 auf die englischen und amerikanischen Besatzungsgebiete übertragen, wo sie zum Teil noch heute in Geltung ist.

der politische Gegensatz zwischen ihnen und der Regierung zu scharf wird, das für beide Teile unerträglich werden kann. Wohlwollend, schonend behandeln soll man solche Konflikte jedoch immer. Und nachdem der Staat einmal Glaubens- und Gewissensfreiheit zugesagt hat – sie ist in Jahrhunderte langen Kämpfen erworben [worden] und kann um der Ehrlichkeit und Gesundheit des religiösen Lebens willen nicht wieder preisgegeben werden –, muß die Anstellung der Beamten von ihrem religiösen Bekenntnis unabhängig sein. Daß noch bis zum ersten Weltkrieg Dissidenten bei uns nicht Offiziere, nicht einmal Reserveoffiziere werden konnten, hat Viele veranlaßt, nur sehr äußerlich in den Kirchen zu bleiben.

Eine besondere Stellung nehmen hier die Lehrer ein, sofern sie Unterricht in sogenannten Gesinnungsfächern, Deutsch, Geschichte, Religion zu geben haben. Auch hier wird aber entscheidend sein, in welchem Maße der Lehrer die Denkweise, die nach dem Gesagten Voraussetzung für Einigkeit unseres Volkes und für Wiederaufbau unseres öffentlichen Lebens ist, selbst hat, d.h. inwieweit er Achtung für die Verschiedenheiten hat, die nun einmal im geistigen Leben unseres Volkes sich geschichtlich herausgebildet haben. Besser einer, der politisch weit rechts oder weit links steht, aber die Jugend zum Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit erzieht, als einer, der, in der Mitte stehend, sie doch wenig davon spüren läßt, daß da Fragen sind, um die ernst gerungen werden muß.

Und so weit in unseren Schulen weiter Religionsunterricht gegeben wird, sollen das natürlich nur solche Lehrer tun, die es ihrer Überzeugung nach können. Die in der Weimarer Verfassung getroffene Regelung – Religionsunterricht ordentliches Lehrfach in den allermeisten öffentlichen Schulen, aber ohne Zwang für Lehrer wie Schüler – hat sich in der kurzen Zeit ihres Bestandes durchaus bewährt. Nur wenige Lehrer wollten keinen geben, nur wenige Eltern meldeten ihre Kinder vom Religionsunterricht ab. Auch solche Eltern, die aus der Kirche ausgetreten waren oder doch innerlich kein Verhältnis zum Christentum hatten, wollten oft, daß ihre Kinder zunächst den Glauben der Väter kennenlernten. Herangewachsen, mochten sie dann selbst entscheiden, wie sie sich dazu stellen wollten.¹¹

11 Vgl. Art. 149 der Weimarer Reichsverfassung vom 11. August 1919: „Der Religionsunterricht ist ordentliches Lehrfach der Schulen mit Ausnahme der bekenntnisfreien (weltlichen) Schulen. [...] Die Erteilung religiösen Unterrichts und die Vornahme kirchlicher Verrichtungen bleibt der Willenserklärung der Lehrer, die Teilnahme an religiösen Unterrichtsfächern und an kirchlichen Feiern und Handlungen der Willenserklärung desjenigen überlassen, der über die religiöse Erziehung des Kindes zu bestimmen hat.“ Mulerts Feststellung entspricht einer Erwartung, die von liberalen Theologen bereits 1919 formuliert worden war; vgl. etwa Ernst Troeltsch: Der Religionsunterricht und die Trennung von Staat und Kirche, in: Friedrich Thimme / Ernst Rolffs (Hg.): *Revolution und Kirche. Zur Neuordnung des Kirchenwesens im deutschen Volksstaat*, Berlin 1919, 301-325.

[2.4. ZUM VERHÄLTNISS VON KIRCHE UND STAAT]

Die Frage nach dem Religionsunterricht in den staatlichen Schulen ist ein Stück der Frage nach dem Verhältnis von Staat und Kirche überhaupt. Es wäre kein Wunder, wenn Viele jetzt meinten, nachdem bei uns 1919 das Band zwischen Staat und Kirche gelockert wurde, dann im Dritten Reich einerseits die Partei zu Christentum und Kirche eine immer ablehnendere Haltung einnahm, dabei aber der Staat kräftig in die Kirche, namentlich in die evangelische, hineinzuregieren versuchte, und die Deutschen Christen sie in den Dienst des Nationalsozialismus stellen wollten, wäre es das Vernünftigste, nun Staat und Kirche wirklich, endgiltig, ganz zu trennen. Darüber sei nur soviel gesagt: So lange überhaupt Kirchen bestehen und eine geistige Macht im Volksleben darstellen, werden staatliche und kirchliche Interessen sich irgendwie berühren. Der Staat kann nicht so tun, als wären gar keine Kirchen da, und die Kirchen natürlich auch nicht so, als wäre kein Staat da. Schon in Fragen der Jugenderziehung und im Eherecht muß Verständigung auch dort angestrebt werden, wo grundsätzlich Trennung von Staat und Kirche besteht. Viele sozialistische und sonstige Kirchengegner meinten, bei Trennung würden die Kirchen bald absterben. Das ist offenbar [ein] Irrtum; das Christentum ist nicht einmal in Rußland tot, wo der bolschewistische Staat es zu unterdrücken sucht.

Die Losung „Trennung von Staat und Kirche“ ist vielmehr der Sache nach zuerst von entschiedenen Christen, von Sektenleuten ausgegeben worden, denen die Staatskirche als Verweltlichung des Christentums erschien.¹² In der Tat war mit Staatskirchentum oft ein zu Gunsten der Kirche im vermeintlichen Interesse der Religion ausgeübter Druck auf die Gesinnung mindestens der Beamten verbunden; Heuchelei aber gilt echtem Christentum als etwas besonders Schlimmes. Und wer überhaupt an Wahrheit und Lebenskraft des Christentums glaubt, ist überzeugt: Auch wenn bei Wegfall der staatlichen Zuschüsse die Kirchen zunächst in Schwierigkeiten geraten, solche Nöte der Übergangszeit werden überwunden.

In den Vereinigten Staaten, wo die Trennung von Anfang an bestanden hat, ist die Macht der Kirche im öffentlichen Leben viel größer als bei uns. Also vom Standpunkt des Christentums her könnte man die Trennung begrüßen. Eine andere Frage ist, ob sie vom Standpunkt der nationalen Kultur her erwünscht sein kann. Staatsfreie Kirchen bekommen leicht einen Zug entweder zum

¹² Vgl. hierzu die Darstellung von Karl Rothenbücher: Die Trennung von Staat und Kirche, München 1908. Zur staatskirchenkritischen Haltung religiöser Gemeinschaften im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert vgl. Ernst Troeltsch: Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen (Gesammelte Schriften, Band 1), Tübingen 1912.

Hierarchischen, zur Priesterherrschaft, oder zum Sektenhaften, zur Engherzigkeit. Und wenn der Staat den Religionsunterricht nicht selbst gibt, sondern ihn den Kirchen überläßt, verliert er den Einfluß auf den Geist, in dem er erteilt wird. Ob also wir in Deutschland, so lange die große Mehrheit unseres Volkes entweder der katholischen Kirche oder den evangelischen Landeskirchen angehört, nicht grundsätzlich bei der bisherigen Regelung dieser Dinge bleiben sollten (Weiterbildung im einzelnen vorbehalten), die dem Staat Einfluß auf die Kirchen sichert? Die Leistungen an die Kirchen, zu denen er sich andererseits verpflichtet hat, sind immerhin bescheiden.

[2.5. STAAT UND WISSENSCHAFT]

Soviel zum Verhältnis von Staat und Kirche. Nur eben erwähnt sei noch, daß der Grundsatz strenger Gerechtigkeit des Staates gegenüber den verschiedenen Strömungen und gewissenhafter Sachlichkeit in der Pflege geistigen Lebens besonders festzuhalten ist von der Verwaltung der Hochschulen, bei der staatlichen Förderung von Wissenschaft und Forschung. Im Dritten Reich hat man auch hier allzusehr die Parteiinteressen bedacht. Aber die Wissenschaft verträgt keinerlei Parteilichkeit. Werden die Lehrer unserer Hochschulen nach anderen Erwägungen ernannt als nach ihrer Tüchtigkeit in Forschung und Lehre, so hat der Geist den Schaden davon.

Der Ruf der deutschen Wissenschaft in der Welt beruht zum großen Teil darauf, daß sie bei den staatlichen Hochschulverwaltungen, trotz aller im Einzelnen gemachten Fehler, eine sorgfältige Pflege gefunden hat. Männer wie Wilhelm von Humboldt waren beste Vertreter solcher staatlichen Fürsorge. Das Wort, das der preußische König im Zusammenhang der Gründung der Universität Berlin gesprochen hat, der Staat müsse an geistigen Kräften ersetzen, was er an äußeren verloren habe, gilt auch für die Gegenwart. Unsachlichkeit in der Pflege der Wissenschaft muß dazu führen, daß deutsche Wissenschaft gegenüber der anderer Länder an Ansehen verliert. Soweit zur wissenschaftlichen Arbeit große äußere Mittel nötig sind, wie in naturwissenschaftlichen, technischen, medizinischen Instituten, werden wir ohnehin den Wettbewerb mit dem Ausland in nächster Zeit schwer bestehen können. Aber auf wichtigen Gebieten kann der Geist seine Siege erringen, auch wenn er an Geld arm ist. Geschichte erforschen läßt sich auch mit bescheidenen äußeren Mitteln. Und nicht bloß Luther, Kant und Hegel, um nur drei berühmteste deutsche Universitätsprofessoren zu nennen, sind unbemittelt gewesen, sondern auch Helmholtz, um wenigstens *einen* Naturforscher anzuführen, hat zuerst mit einfachster Ausrüstung Großes geleistet.

Die Wissenschaft darf nicht zur Magd der Politik werden. Und sachlich und

gerecht, wie in der Pflege der Forschung, soll der Staat auch in seiner Fürsorge für die Künste sein. Aber die geistige Freiheit, ohne die weder die Wissenschaft noch die Kunst gedeihen kann, und die bürgerliche Freiheit und Rechtsicherheit im Staate sind nicht ohne Zusammenhang. Die Wahrheit kann nur in Freiheit gefunden werden.

3. EINIGKEIT UND RECHT

Zum Schutz der Freiheit und anderer Güter hat jedes Volk seine Rechtsordnung, seine Staatsverfassung und seine sonstigen Gesetze geschaffen. Freilich, auch die besten Gesetze geben einem Volke keine Sicherheit für sein Dasein, seinen Wohlstand und seine Zukunft, wenn äußere Feinde ihm den Lebensraum streitig machen, seine Freiheit und Selbständigkeit ihm nehmen. Die besten Zustände im Inneren helfen auf die Dauer nicht, so lange die Völker, die auf der Erde wohnen, Interessengegensätze haben und in Streit miteinander geraten, so lange es eben nicht einen einzigen die ganze Erde umspannenden Staat gibt (oder einen Staatenverband von solcher Festigkeit, daß Kämpfe seiner Mitglieder untereinander ausgeschlossen sind).

[3.1. DIE DEUTSCHEN UND DIE POLITIK]

Ein politisch unbegabtes, in seiner äußeren Politik ungeschicktes Volk kann, auch wenn seine inneren Verhältnisse wohlgeordnet sind, ins Verderben geraten. In diesem Sinne sprach Bismarck vom Primat, vom Vorrang der äußeren Politik. Und ein Volk, daß zu schweren Fehlern der äußeren Politik neigt, wird auch die besten Einrichtungen seiner inneren Politik - wenn denkbar ist, daß es solche hätte schaffen können - mißbrauchen. Von solchem Unheil ist hier keineswegs rein theoretisch die Rede, denn es hat Deutsche gegeben, die bei leidenschaftlicher Vaterlandsliebe tief überzeugt waren, unserem Volke fehle die politische Begabung. Es möge noch so reiche Gaben haben, die lägen auf anderen Gebieten. Einseitigkeit, Mangel der Begabung für bestimmte wichtige Dinge mag es in der Tat geben, so wie etwa ein Volk bei reicher Veranlagung für Dichtkunst und Malerei doch unmusikalisch sein kann, was aber ein reiner Schönheitsfehler ist, politisch ungefährlich. Fehlte uns Deutschen die politische Anlage, dann wäre Bismarck, auch schon Stein und Friedrich der Große, Ausnahmen. Fehlt sie uns wirklich?

Die einen meinen: Wir seien das Volk der Dichter und Denker und schon deshalb unpraktisch, unpolitisch. Das ist sicher vorschnell geurteilt. Es hat bei uns an technischer Begabung, auch an kaufmännischem Geschick und

Erfolg nicht gefehlt. „Dichter und Denker“ ist auch insofern einseitig gesehen, als immer zugleich Tüchtigkeit und Tapferkeit an uns Deutschen, besonders an einigen Stämmen, gerühmt worden ist. Der deutsche Soldat hat auch in den beiden letzten Kriegen so Großes geleistet, daß wir dessen in tiefer Dankbarkeit gedenken müssen, auch wenn beide Male der Enderfolg nicht auf unserer Seite war; wir kämpften gegen eine Übermacht.¹³

„Dichter und Denker“ wäre auch dann unrichtig, wenn man meint, es seien bei uns dichterische Phantasie und Denkerscharfsinn besonders ausgebildet. Oft waren es vielmehr Gemüt und Gewissen. Deutsche alter und neuer Zeit haben Glaubensfragen sonderlich ernst genommen. Wir sind das Volk der Reformation, haben auch eine starke Gegenreformation gehabt, die aber nur teilweise Erfolg hatte. Wir haben, wie Naumann sagte, die Spanier vom Süden und die Schweden vom Norden hereingeholt, und die haben auf unserm Boden die Schlachten Europas geschlagen. Wir sind das einzige große Volk Europas, das konfessionell in etwa zwei gleich große Teile zerfällt. Zwar hat jede von beiden Kirchen, die katholische wie die evangelische, Vorteile davon gehabt, daß sie bei uns nicht allein ist; durch Wettbewerb mit der andern wurden sie lebendiger als sie in vielen andern Ländern sind, wo eine von beiden so gut wie allein herrscht. Aber zur nationalpolitischen Schwäche konnte der konfessionelle Zwiespalt jederzeit werden.

Vor allem: Er mag beigetragen haben oder sich verbunden haben mit der Meinung der Deutschen, Meinungsverschiedenheiten zu rasch als Gewissenssache zu behandeln, mit dem deutschen Eigensinn, der die Kehrseite der Gründlichkeit ist, mit der Querköpfigkeit, dem Doktrinarismus der namentlich auf politischem Gebiet oft verhängnisvoll gewirkt hat. Wir haben früher wenig Revolutionen gehabt und zwischen denen von 1848 und 1918 war die Pause lang. Aber daß nun auf die von 1918 die von 1933 rasch folgte, das kann die Neigung, innerpolitische Schwierigkeiten auf gewaltsamem Wege zu überwinden, gefährlich stärken, und den Widerwillen gegen geordnete verantwortliche positive Mitarbeit im Staate [hervorrufen]. Daß extreme Parteien auf beiden Seiten schließlich so anwachsen, wie es bei uns um 1930 rechts den Nationalsozialisten, links den Kommunisten möglich wurde, und damit ein verfassungsmäßiges Regieren fast unmöglich [war], das würde in andern Ländern nicht so leicht vorkommen. So lange aber solcher Doktrinarismus und Fanatismus bei uns herrscht, sind wir noch nicht reif, unseres Volkes Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. Er muß überwunden werden, wenn wir wieder ein Volk werden sollen, wenn wir eine dauerhafte Verfassung, eine gesicherte Rechtsordnung gewinnen wollen.

¹³ Die zeitgeschichtliche Bedingtheit dieses Urteils ist evident; es geht zudem von einem durch den Zweiten Weltkrieg selbst überholten Kriegsverständnis aus. Mulert urteilt ohne Kenntnis der Rolle der Wehrmacht im Dritten Reich.

[3.2. DER WILLE ZUR GERECHTIGKEIT]

Im Dritten Reich hatte der Nationalsozialismus die unbeschränkte Herrschaft, aber um den Preis, daß die Rechtssicherheit mehr und mehr verloren gegangen war, statt daß sie, wie es im Interesse jedes Volkes liegt, das eine Revolution durchgemacht hat, nach dieser möglichst bald wiederhergestellt worden wäre. Die Konzentrationslager und die Art, wie die Staatspolizei viele Gegner des Nationalsozialismus lange in Haft hielt, ohne daß ein geordnetes Verfahren durchgeführt worden wäre, mußten allmählich das Rechtsbewußtsein in weiten Kreisen untergraben. Das Vertrauen zu Recht und Gerechtigkeit ist aber ebenso eine Voraussetzung oder eine wichtige Seite des sittlichen Lebens, wie das Vertrauen zur Wahrheit und der Wille zur Wahrheit. Bloß formales Recht, das kein richtiges Recht wäre, nicht der Gerechtigkeit diene, nützt wenig. Und die Besetzung der Beamtenstellen im Dritten Reich bewies, wie wenig der Nationalsozialismus noch die Gerechtigkeit achtete. Das sollen wir uns mit allem Ernst klar machen: Es kommt mehr auf den Geist des öffentlichen Lebens an, als auf den Buchstaben der Verfassung und der Gesetze. Wo wenig Wille zur Gerechtigkeit, wenig Gemeinsinn, wenig Pflichttreue ist, werden alle guten Gesetze zu leeren Formen. Und das Moralische versteht sich leider nicht von selbst, nämlich nicht in dem Sinn, daß nach den sittlichen Grundsätzen gehandelt würde. Wenn es sich auch in dem Sinne von selbst verstehen mag, daß jedem unverbildeten Gemüt und Gewissen in erheblichem Umfang sittliche Wahrheiten einleuchten. Aber es ist nicht nötig, lange von dieser Grunderfahrung der Völkergeschichte zu reden; entscheidend ist, in welchem Geist das Leben der Völker geführt wird. Wir wenden uns, unter Vorbehalt dieser Erfahrung, der Frage zu, welche Verfassungsreformen sich künftig für unser Volk als die richtigen erweisen mögen.

[3.3. DAS WAHLRECHT]

Sowohl die von der Weimarer Verfassung festgesetzte weitgehende Demokratie, als auch die Diktatur Hitlers haben sich für unser Volk [als] verderblich erwiesen. Ich deute an, was mir als Mittelweg vorschwebt.

Neben einer dauerhaften Regierung allerdings eine gewählte Volksvertretung, aber nicht aus Wahlen mit abgestuftem Recht, ungleichem Wahlrecht hervorgehend. Natürlich kann und soll man solchen Fehler vermeiden, wie daß schon die Zwanzigjährigen mitwählen. In Zeiten politischer Erregung und wirtschaftlicher Not, wie es die Jahre 1919 bis 1924 waren, haben diese Wähler unverhältnismäßig die radikalen Gruppen gestärkt, die durch laute Schlagworte und

wilde Kritik den mühsamen Wiederaufbau von Staat und Wirtschaft mehr erschwerten als unterstützten. Es wird auch niemand behaupten, daß das gleiche Wahlrecht ideal sei. Die Menschen sind nun einmal mehr ungleich. Das böse Wort, auf je 120 oder 150 Pfund Lebendgewicht (eines Stimmviehs) entfallen eine Stimme, war schon begreiflich. Aber eine vermehrte Stimmenzahl kann man entweder den Wohlhabenden geben - wie unsozial! Sie werden diese, wenn die Ungleichheit nennenswerte Wirkungen hat, ausnutzen, um ihren Besitz zu sichern, wie früher die Hausbesitzer ihre Vorrechte bei Stadtverordnetenwahlen bisweilen sehr selbstsüchtig mißbrauchten.

Oder man sucht anderen eine günstigere Stellung zu geben, denen, die man für die wirklich Einsichtigeren hält. Aber wem hat es wirklich eingeleuchtet, als die preußische Regierung s.Z. das in der Tat politisch und moralisch unmöglich gewordene Dreiklassenwahlrecht als unhaltbar ansehend, den sogenannten Kulturträgern zusätzliche Stimmen geben wollte? Sind etwa die akademisch Gebildeten immer auch politisch klüger? Guten Sinn hat es schon, den in gemeindlicher oder sonstiger Selbstverwaltung Bewährten mehr Rechte zu geben; aber das wird zahlenmäßig nicht ins Gewicht fallen, da das immer nur wenige sind. Reichstag und Landtag aber aus den Kreistagen oder Gemeindevertretungen wählen zu lassen, das sog. Siebssystem, führt leicht zu schwerer Benachteiligung der Minderheiten oder aber zu ausgesprochener Parteienherrschaft.

Das allgemeine gleiche Wahlrecht ist eine gefährliche Gabe; wenn man jedoch überhaupt zum Volke das Zutrauen hat, daß es seine Schicksale mitbestimmen könne, dann kann man es nur so haben, daß man dabei hofft, es werden mehr und mehr Einzelne wirkliches, politisches Urteil, politische Bildung gewinnen. Und dann wird man gleiches Wahlrecht geben können, in der Hoffnung, daß politische Erziehung unseres Volkes allmählich dazu helfen wird, uns etwas von der Stetigkeit der politischen Verhältnisse derjenigen Länder zu geben, in denen schon länger Regierung und Volksvertretung fruchtbar zusammenarbeiten.

[3.4. POLITISCHE REPRÄSENTATION UND BILDUNG EINES STAATSVOLKES]

Besser als eine Abstufung des Wahlrechtes würde es mir scheinen, daß die künftig zu wählenden Vertretungskörper nicht rein aus Wahlen hervorgehen, sondern ein Teil - etwa ein Viertel oder ein Drittel der Mitglieder - von der Behörde ernannt wird, wobei sie wahrlich nicht bloß Leute von einer Partei ernennen soll, sondern sachlich Tüchtige aus allen Parteien, aber auch solche, die sich zu keiner bestehenden Partei halten. Es gab durchaus Männer und Frauen in Deutschland, schon im 19. Jahrhundert und ebenso in letzter Zeit,

die in den Reichstag oder die Landtage gehört hätten, aber nicht hineinkamen, weil keine Partei sich für sie einsetzte.

Indem diese Ernannten lebenslänglich (oder doch für längere Zeit als die Gewählten) den gesetzgebenden Körperschaften angehören, geben sie diesen eine größere Stetigkeit als bei dem Spiel der Wahlen möglich ist. Eine Mehrheit gegen die Regierung kann sich auch so bilden, wenn die Überzeugung von der Unbrauchbarkeit der bisherigen Minister verbreitet genug ist. Aber gegen die sinnlose Ministerstürmerei, gegen die Ausartung der Herrschsucht der Parteien, wie Frankreich und wir sie erlebt haben, würde schon diese Maßregel einigen Schutz bieten. Es lassen sich noch andere denken, Sicherungen dagegen, daß eine Regierung gestürzt wird, wenn zwar im Gegensatz zu ihr sich eine Mehrheit zusammenfindet, diese aber auf ein positives Programm sich nicht einigen kann - wie es bei uns war, wenn in der Republik eine Regierung der Mitte durch die Nationalsozialisten (und Deutschnationalen) einerseits, Kommunisten andererseits (etwa auch durch die Sozialdemokraten) ein Mißtrauensvotum erhielt. Diese zwei oder vier Gruppen zusammen hätten doch nie die Leitung der Geschäfte, die Verantwortung für Volk und Staat übernehmen können.

Also: Weder Demokratie noch Diktatur, weder Massenherrschaft noch Ausschluß des Volkes von der Mitbestimmung über seine Schicksale, sondern (sobald überhaupt wieder die Möglichkeit besteht, daß wir auf deutschem Boden über staatliche Formen bestimmen) ein abgewogenes Maß von Vollmachten einer starken Regierung und dauerhafte Verwaltungsbehörden, neben denen in der sich von unten her in Gemeinden, Kreisen, Gauen aufbauenden Selbstverwaltung die zur Mitverantwortung Willigen ihr Teil an Einfluß gewinnen. Nur in solcher Zusammenarbeit kann die politische Erziehung der sonst Urteilslosen und von Stimmungen und Verstimmungen Abhängigen zu politisch gebildeten Staatsbürgern, die Umwandlung der Masse in ein Staatsvolk geleistet werden.

[3.5. STAATLICHE EINHEIT

OHNE POLITISCHEN ODER KULTURELLEN ZENTRALISMUS]

Die Ausdehnung unseres Landes und der geschichtlich gewordene Charakter unseres Volkes lassen zugleich in einer anderen Hinsicht einen Mittelweg als allein gangbar erscheinen. Wir wollen weder die alte Viel- und Kleinstaaterei, noch einen ungegliederten Einheitsstaat. Alle einzelnen deutschen Stämme haben in erheblichem Maße [ein] Sonderdasein gehabt, und haben nicht nur den Willen, ihre Eigenart zu behalten, sondern auch Anspruch darauf. Man kann nicht dieselben Regierungsmethoden in Ostpreußen und Pommern ei-

nerseits, im Rheinland, in Hessen, Bayern, Baden, Kärnten, Steiermark andererseits anwenden. Vielleicht wird der Wille der feindlichen Sieger unseren Nationalstaat wieder auseinanderreißen, so daß die Deutsch-Österreichischen Brüder, sieben Jahre mit dem Reich vereinigt, wieder von ihm durch Papier, Grenzsteine, Zollschranken fern gehalten werden. Es können auch sonst deutsche Stämme vom Reich losgerissen werden, wie man schon 1919 das Nationalitätenprinzip zwar gern zu Ungunsten Deutschlands angewendet hat, es aber in vielen Fällen vergaß, wo es Deutschen zu Gute gekommen wäre. So kann man wieder vorgehen. Aber solche Gewaltmaßnahmen tragen die Gewähr ihrer Vergänglichkeit in sich. Sie werden den Betroffenen den alten deutschen Partikularismus gründlich austreiben, da er nun hier mit dem Fluche feindlichen Zwanges belastet ist. Auch ein so verkleinertes Reich kann und soll aber nicht zum straff regierten Einheitsstaat werden. Berlin ist für Deutschland nicht ebensoviele wie Paris für Frankreich, oder auch London für England, Kopenhagen für Dänemark. Berlin ist erst 1871 Reichshauptstadt geworden, erst nach tausend Jahren deutscher Geschichte. Es ist auch erst im vorigen Jahrhundert die volkreichste Stadt Deutschlands geworden. So hat es auch erst in der Zeit Friedrichs des Großen eine beträchtliche Rolle in der deutschen Geistesgeschichte zu spielen angefangen.

Daß die Nationalversammlung 1919 nach Weimar ging, war nicht nur durch die damalige Unsicherheit in Berlin veranlaßt (und gerechtfertigt), sondern hatte tiefere Bedeutung. Und ist Weimar nur kurze Zeit ein Brennpunkt deutschen Geisteslebens gewesen, so haben Wien und Frankfurt, Hamburg und Nürnberg, Leipzig und München und andere Städte in der deutschen Geschichte so viel bedeutet, daß sie keinesfalls Berlin gegenüber einfach als Provinzstädte gelten können. Und neben Weimar haben andere, die auch heute noch nicht Großstädte geworden sind, zeitweise dem Denken unseres Volkes entscheidende Anregungen gegeben, Jena, Heidelberg, Tübingen. Man kann auch nur wünschen, daß, wo Ansätze zur Pflege einer wertvollen Sonderart in Kleinstädten oder auf dem Dorfe da sind, sie gefördert werden. Immer wieder sind den Städten erbesunde Geschlechter vom Lande her zugewandert; der Verbrauch an Nervenkraft nimmt mit der Zusammenhäufung von Menschen in den Großstädten zu; in und mit der Natur zu leben ist das beste Mittel, jung zu bleiben.

Wohl dürfen und sollen wir die Bewohner der verschiedenen Teile unseres Vaterlandes, die Angehörigen der verschiedenen Stämme, auch dadurch einander näher zu bringen suchen, daß, wie schon die Industrie seit dem 19. Jahrhundert zu stärkerer Binnenwanderung geführt hat, so auch Beamte hin und her versetzt werden, was überdies ihren Blick erweitert. Vorbehalte sind zu machen für Beamte der Verkehrsverwaltung. [Für] Studienräte, vollends [für] Hochschullehrer gilt zwar das Gesagte meist, doch wird einen Lehrstuhl

für niederdeutsche Volkskunde normalerweise nur ein Niederdeutscher, den für bayrische Geschichte nur ein Bayer erhalten. Und schon für die Richter ist es durchaus wichtig, mit dem Landvolk in seiner heimischen Mundart reden zu können, für Ärzte, Volksschullehrer und Pfarrer gleichfalls. Und wie man den Schiffbau natürlich nur an solchen technischen Hochschulen zweckmäßig lehren wird, die am Meer liegen wie Danzig, und Hochschulen für Forstwesen oder Bergbau wohl besser nicht in Großstädten einrichtet, sondern an solchen Orten wie Freiberg oder Eberswalde, so soll man überhaupt versuchen, an einzelnen Hochschulen solche Sondergebiete der Wissenschaft auf denen dort schon länger Erhebliches geleistet worden ist, besonders zu pflegen, wie in Göttingen die Mathematik und die mit ihr zusammenhängenden Wissenschaften. Entsprechendes gilt für die Hochschulen der Kunst. Nichts wäre verkehrter, als von allen Gebieten des geistigen Lebens die besten Kräfte nach ein- und derselben Großstadt zu ziehen. Das mag geschehen, wo die Hauptstadt die einzige Großstadt ist wie in Dänemark Kopenhagen. Aber unser Vaterland muß größer sein, oder vielmehr: Es ist wirklich zu groß und sein Kulturleben zu mannigfach, als daß wir so verfahren dürften.

Zur Zusammenfassung unserer staatlichen Macht nach außen hin, sobald wir wieder solche haben, für Einheitlichkeit der wirtschaftlichen Ordnungen, für Erleichterung des Verkehrs hin und her, für gegenseitiges Zusammenwachsen der im Geist des deutschen Erbfehlers leicht gegeneinander Strebenden mag man ansonsten nach bester Einsicht sorgen, damit Geibels Wort wahr werde:

„Eins nach außen, Schwert gewaltig,
um ein hoch Panir geschart,
innen reich und vielgestaltig,
jeder Stamm nach seiner Art.“¹⁴

Wobei wir auf das gewaltige Schwert, auf die wahrlich nicht leichte Rüstung gern verzichten werden, sobald der Wille unserer Nachbarn zu einem gerechten und dauerhaften Frieden feststeht, sobald alle abrüsten und jedem sein Lebensraum gönnt wird. Kriegslüstern zu sein, sollte uns für alle Zeiten die Erinnerung an das tiefe Leid unsrer Geschichte, auch unsere innere Vielgestaltigkeit abhalten; der Tiroler versteht die Mundart des Schlesiens kaum, der Ostpreuße die des Alemannen oder Rheinländers oder Steiermärkers ebenso wenig, aber als deutsche Brüder können sie sich darüber hinweg alle fühlen, von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt.

¹⁴ Aus dem Gedicht „Wann, o wann?“ von 1858. Mulert zitiert die zweite von sechs Strophen. Nach der Druckfassung der „Gesammelten Werken“ (Ebd., 209) lautet die erste Zeile: „Eins nach außen, schwertgewaltig [...]“.

[3.6. REPUBLIK ODER MONARCHIE?]

Zuletzt sei eine Frage wenigstens berührt, die, wenn von künftiger Verfassung die Rede ist, bald aufgeworfen werden mag: Republik oder Monarchie? Hier muß zunächst vor dem Irrtum gewarnt werden, als seien beides eindeutige Begriffe. Großbritannien und Japan sind in sehr verschiedenem Sinne Monarchie, und die Macht des Präsidenten der Vereinigten Staaten ist von der des den der Schweiz sehr verschieden, auch wenn man von dem Unterschiede des Umfangs beider Länder noch ganz absieht. Keinesfalls ist aber dies an diesem Punkte unsere dringlichste Sorge. Der Zusammenbruch der Monarchie 1918 war so, daß Viele meinten, sie sei für immer erledigt. Inzwischen haben wir gesehen, daß auch die Republik ihre schweren Fehler hatte, und die Diktatur ebenso.

Klar sollte eins sein: Würde mit etwaigem Wiederaufleben der Monarchie ein Wiederaufleben der Landesfürstentümer verbunden, sollten Habsburger, Wittelsbacher und wie sie alle heißen, wiederkehren, bis hin zu Reuß beider Linien, so wäre das ein verhängnisvoller Schritt rückwärts. So gewiß wir keine straffe Zentralisation der Verwaltung, wie sie in Frankreich besteht, brauchen, können und haben wollen, so gewiß wollen wir nicht zurück in Kleinstaaterei und Partikularismus. Ob an der Spitze des Reiches wieder ein Kaiser stehen kann und soll, darüber wird erst dann zu reden sein, wenn wir wieder ein einigermaßen gefestigtes Reich haben. Große Erinnerungen aus unserer Geschichte werden beim Kaisertitel lebendig. Aber nicht nur der letzte Träger dieser Würde hat ihr, trotz seiner mannigfachen Begabung, geschadet, und frühere prunkliebende und genußsüchtige Fürsten, wie etwa im 18. Jahrhundert die beiden ersten Friedrich August von Sachsen und Geistesranke wie der zweite Ludwig von Bayern oder Friedrich Wilhelm der Vierte von Preußen, sondern wir haben auch Monarchen gehabt, die bei bestem Willen doch durch eigensinnige Vertretung persönlichster Wünsche auf irgendeinem Gebiet den allgemeinen Gang der politischen Dinge verhängnisvoll geschädigt haben, so Friedrich Wilhelm der Dritte von Preußen durch seinen Starrsinn auf kirchlichem Gebiet und ebenso seine beiden Söhne, auch der ehrwürdige Wilhelm der Erste. Um die Monarchie zu streiten, hat wenig Zweck, solange nicht ein Mann in Sicht, und nicht nur in Sicht, sondern auch bewährt ist, der Sicherheit bieten würde, daß er ein würdiges Haupt des Staates, ein Diener sein würde. Solche Fürsten sind nicht leicht zu finden.

[3.7. DAS ZIEL: „ORDNUNGEN DER GERECHTIGKEIT“]

Tadeln ist leicht, besser machen schwer. Aber wer diese Schrift mit dem Empfinden gelesen hat: Da ist mehr über die Fehler gesagt, die wir gemacht haben, als daß klar und bestimmt der Weg gezeigt wäre, den wir nun gehen sollen, der hat schon Recht, soll jedoch bedenken: Immer ist uns die Vergangenheit bekannter als die Zukunft. Und wenn böse gesagt worden ist, man lerne aus der Geschichte nichts als dies, daß die Menschen nie aus ihr gelernt hätten, so ist das in dieser Allgemeinheit nicht richtig. Auch bei uns hat man aus den Fehlern von 1848 und 1860 gelernt. In England und im Vatikan gibt es so viele politische Erbweisheit. Volksführer und Staatsmänner können und sollen von den Fehlern lernen, die ihre Vorgänger gemacht haben, aber auch von dem Guten und Klugen, das diese getan haben. So lernt ein Volk schon deshalb aus seiner Geschichte, weil es aus seinen Leiden lernen muß, durch Schaden, wenn auch vielleicht noch nicht klug, so doch wohl etwas klüger wird.

Unseres deutschen Volkes Geschichte ist eine leidvolle Geschichte gewesen, und jetzt stehen wir wieder im tiefen Tal. Aber wir wollen empor und vorwärts blicken. Wer solchen Willen hat und darnach handelt, dem wächst leise trotz aller Rückschläge das Vertrauen, daß die Welt kein Chaos ist, kein Hexenkessel der Bosheit bleiben soll. Sie zum Kosmos zu gestalten, auf der Erde, im Leben der Völker Ordnungen der Gerechtigkeit zu schaffen, gegen Lüge Wahrheit, gegen Haß Gemeinsinn und Liebe durchsetzen ist eine unendliche Aufgabe. Aber wir wollen ihr dienen und das bescheidene unsere dazu tun, daß unser Volk und Land ihr mehr und mehr diene.

Über solchem Dienst steht der alte lateinische Spruch: „Coelo et patria numquam desperandum.“; am Himmel und am Vaterland soll man nie verzweifeln.

HERMANN MULERT
 AUSGEWÄHLTE TEXTE AUS DEN JAHREN 1930 BIS 1936

VORBEMERKUNG DES HERAUSGEBERS

Die folgenden Texte sollen exemplarisch Mulerts Denkweise in theologischer und kirchenpolitischer Hinsicht veranschaulichen. Im Mittelpunkt steht dabei der *Theologe* Hermann Mulert. Sein Verständnis von Wesen und Aufgabe der Theologie wird durch den von ihm formulierten Grundsatz deutlich, daß das Schwergewicht der Tätigkeit des Theologen auf der „religiösen Seite des theologischen Berufs“ liege (Religion, Kirche, Theologie. Einführung in die Theologie, Gießen 1931, VII). Unabhängig davon, in welchem Maße dieser Grundsatz sich auf die moderne protestantische Theologie insgesamt anwenden läßt, ist er doch in besonderer Weise geeignet, zumindest Mulerts eigene theologische Arbeit zu deuten. Nur von ihrem religiösen Kern aus lassen sich die vielfältigen systematischen, historischen, kirchenpolitischen und politischen Aktivitäten und Interessen, die Mulert verfolgt hat, als Ausdruck eines zusammenhängenden theologischen Wirkens verstehen.

In der Weihnachtsmeditation „Von den Engeln“ aus dem Dezember 1930 (Nr. I dieser Sammlung) nimmt Mulert die selbstverständliche Verwendung traditioneller religiöser Ausdrücke, wie sie in der Rede von den Engeln als Boten Gottes erfolgt, zum Anlaß, das Problem des symbolischen Charakters der religiösen Sprache zu erörtern. Das damit gegebene Thema einer Verhältnisbestimmung von religiöser Empfindung und sprachlichem Ausdruck bildete eine der zentralen Problemstellungen liberaler Theologie nach 1918.

Der im September 1932 veröffentlichte Aufsatz „Zur Lage des freien Protestantismus in Deutschland“ (Nr. II) macht die Randlage deutlich, in der sich der Liberalprotestantismus während der gesamten Zwischenkriegszeit befand. Mulert führt kirchliche, theologische, politische und kulturelle Faktoren an, um diesen Umstand zu erklären. Auch gesellschaftliche Entwicklungen werden in die Erklärung einbezogen. Vor allem aber der Zustand von Theologie und Kirche selbst, der allenthalben, in Reaktion auf die als Katastrophe erlebte Kriegsniederlage und den Zusammenbruch des wilhelminischen Ordnungsstaates, von einer Sehnsucht nach Autorität und festen Strukturen bestimmt war, wird von Mulert für die anhaltende Marginalisierung liberalprotestantischer Positionen verantwortlich gemacht.

Eine erste ausführliche Stellungnahme zum Nationalsozialismus bietet der 1932 veröffentlichte Beitrag zum Thema „Die Kirche und das dritte Reich“ (Nr. III). Leopold Klotz, der Gothaer Verleger, in dessen Haus auch die *Christliche Welt* erschien, hatte zahlreiche Theologen und Kirchenvertreter zur Mitarbeit aufgefordert. Unter anderem beteiligten sich Emil Fuchs, Friedrich Heiler,

Ferdinand Kattenbusch, Martin Rade, Wilhelm Schubring, Horst Stephan, Paul Tillich, Arthur Titius und Heinrich Weinel. In seinem Beitrag stellt Mulert die Endzeithoffnung, die Sehnsucht nach einem glücklichen Endzustand der Welt in das Zentrum seiner Überlegungen. Vom Kampflied der internationalen Arbeiterbewegung über Ibsens „Kaiser und Galiläer“ bis zu einem Huldigungsgedicht an Hitler reichen die angeführten literarischen Belege für diese Hoffnung. Die Gefahr der nationalsozialistischen Endzeitvorstellung liegt nach Mulert in ihrem totalitären Charakter, ihrer Tendenz zur unbedingten Herrschaft auch über die Gewissen. Die politische Siegesgewißheit tritt hier an die Stelle religiöser Erwartung. Konträr dazu formuliert Mulert den Begriff des Reiches Gottes als Gegenbegriff gegen alle religiöse Hypostasierung irdischer Verhältnisse. Dem absoluten, totalitären Anspruch der NS-Ideologie setzt er den universalen, humanen Anspruch der Religion entgegen.

Welche Konsequenzen Mulert schon im Sommer 1933 aus der politischen Entwicklung zu ziehen bereit war, zeigen die Briefe an Hans von Soden vom 3. und 10. Juli 1933 über die geplante freiwillige Amtsniederlegung (Nr. IV). Zum biographischen Kontext dieser Schreiben ist in der oben gegebenen Lebensschilderung bereits das Nötige gesagt (vgl. dort Abschnitt 8: Niederlegung der Professur).

Eine Art Programm liberaler Theologie bietet der unter dem Titel „Heutige Aufgaben der Christlichen Welt“ stehende Text (Nr. V). Es handelt sich um eine von Martin Rade angefertigte zusammenfassende Nachschrift eines Vortrages zum Thema, den Mulert bei der Ordentlichen Mitgliederversammlung der Vereinigung der Freunde der *Christlichen Welt* am 3. Oktober 1933 in Friedrichroda im „Haus der Christlichen Welt“ gehalten hat. Diese Mitgliederversammlung, an der laut Protokoll 37 Personen teilnahmen, blieb das letzte reguläre Zusammentreffen. Nach mehr als dreißigjährigem Bestehen mußte die Vereinigung sich im März des folgenden Jahres auflösen. Mit der Auflösung war nach 111 Ausgaben seit November 1903 auch das Ende des von Rade betreuten Vereinsblattes „*An die Freunde*“ verbunden. Angesichts dieses Umstandes lesen sich Mulerts Ausführungen zugleich wie ein Testament liberaltheologischer Programmatik.

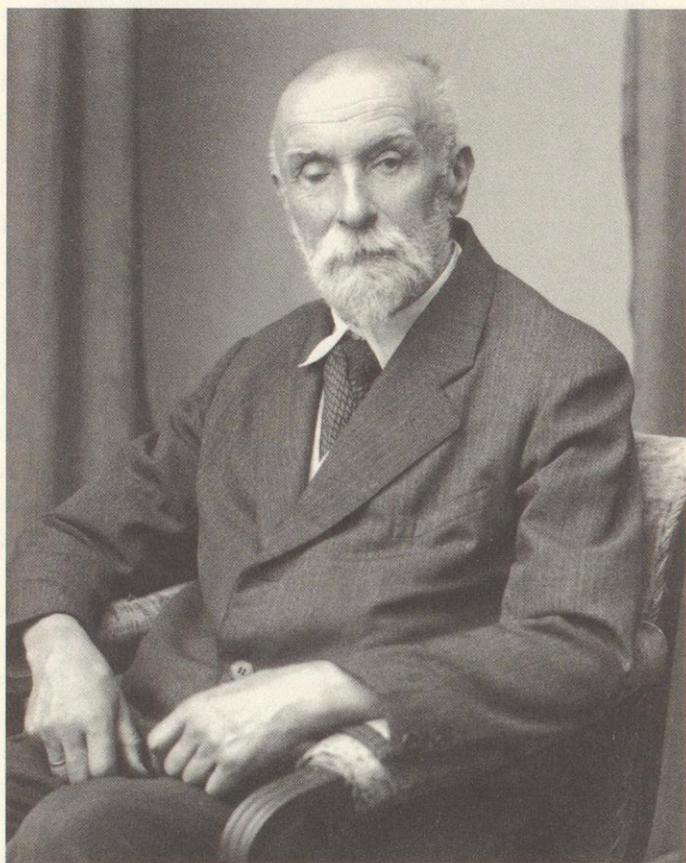
Eine Konzentration auf die beiden zentralen Momente des evangelischen Glaubensverständnisses bietet die kurze Meditation unter dem Titel „Luther“ vom November 1933 (Nr. VI). Der Reformator, an dessen 450. Geburtstag Mulert mit seinem Text erinnert, hat zum einen dadurch, daß er in seiner eigenen religiösen und theologischen Haltung das Problem der Glaubensgewißheit stark hervorhob, und zum anderen durch seine Betonung des ethischen Anspruches christlicher Frömmigkeit das religiöse Bewußtsein auf eine neue Höhe gehoben. Die Rechtfertigungslehre bringt nach Mulert die unlösliche Verbindung beider Momente zum Ausdruck.

Die Sammlung bietet weitere Stellungnahmen zum Nationalsozialismus. Mulerts ablehnende Position ist dabei eindeutig. In ihrer jeweiligen Gestalt aber orientieren sich die Texte stark an der konkreten historischen, tagesaktuellen Situation. Insofern haftet ihnen zwangsläufig ein Moment der Zeitgebundenheit an, das bisweilen irritieren mag. Dies gilt etwa, wenn Mulert noch im Januar 1934 meinte, von „dem ehrlichen sozialen Wollen unzähliger Nationalsozialisten“ sprechen und die Existenz „ernster Nationalsozialisten“ unterstellen zu können. Angesichts der zu diesem Zeitpunkt noch nicht abschließend ausgetragenen Konflikte innerhalb der NS-Partei, dazu auch im Blick auf das labile Verhältnis von Partei und Deutschen Christen ist hier in Mulerts Argumentation zweifellos auch ein strategisches Moment wirksam. Zudem aber verfolgte Mulert bis in die späteren dreißiger Jahre hinein das Interesse, auch mit den Deutschen Christen eine Verständigung über kirchenpolitische Fragen herbeizuführen. Denn die Einheit der Kirche zu bewahren und Tendenzen zu einer Kirchenspaltung abzuwehren, galt ihm als wichtigste Aufgabe in der gegenwärtigen spannungsreichen Situation.

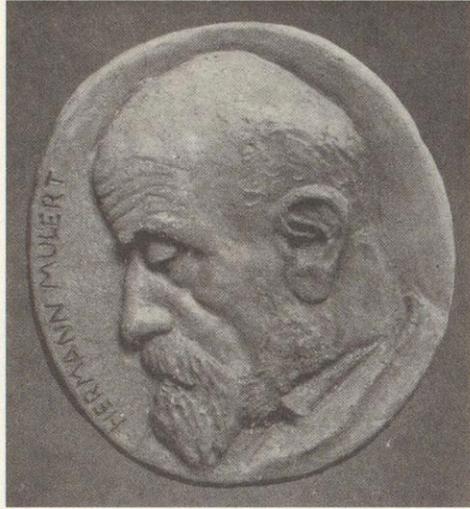
Die beiden Texte von Januar bzw. Februar 1934 „Kirchliche Lehren des Jahres 1933“ (Nr. VII) und „Ethische ‚Irrlehren‘“ (Nr. VIII) zählen zu den wichtigsten Äußerungen Mulerts aus der Frühphase des Kirchenkampfes. In diesen Wochen, als die nationalsozialistische Diktatur in ihr zweites Jahr ging, stellte sich vor allem die Frage nach den Gründen für den überwältigenden Zuspruch, den die Deutschen Christen auch in den gehobenen Bevölkerungsschichten erhielten. Mulert weist auf schwerwiegende Defizite bei den Kirchen hin. Selbst innerhalb von Kirchenleitungen und Pfarrerschaft sei an die Deutschen Christen die Erwartung geknüpft worden, es komme mit ihnen eine erwünschte „Bewegung in die evangelischen Kirchen“. „Kirche und Volk“ würden nach Jahrzehnten wachsender Entfremdung wieder zusammenfinden. Mit dem Erfolg stellte sich, wie Mulert betont, aber auch der Widerspruch ein. Bis hin zu den ihrerseits am Modell eines autoritären Staates orientierten „Jungreformatoren“ wuchs die Kritik an den deutschchristlichen Versuchen, „die Kirche dem Staat gleichzuschalten“. Spätestens am 13. November 1933, dem Tag des sog. Sportpalastskandals, war von seiten der Deutschen Christen die Trennlinie überschritten worden. Das völkisch-germanische, rassistische und unbiblische Religionsideal eines Reinhold Krause war aus kirchlicher Sicht nicht akzeptabel. An diese Selbstdemaskierung der Deutschen Christen schlossen sich erbitterte theologische Kämpfe um Fragen des Glaubens und des Bekenntnisses, um Schöpfungsordnung und Gottesoffenbarung an. Dennoch vertrat Mulert die Ansicht, daß die entscheidende Problematik der Auseinandersetzung nicht auf dogmatischem, sondern auf ethischem Gebiet liege. In zahlreichen Texten, vor allem in dem hier abgedruckten Artikel „Ethische ‚Irrlehren‘“, insistierte er darauf, daß die gegenwärtige Situation mehr denn je



Hermann Mulert 1928









Geburtshaus in Niederbobritzsch

Vereinigte Friedrichs-Universität
Halle-Wittenberg

Unter dem Rektorate des ordentlichen Professors der Philosophie Dr. Paul Menzer und unter dem Dekanate des ordentlichen Professors der Theologie D. Ernst v. Dobschütz verleiht
DIE THEOLOGISCHE FAKULTÄT
auf Grund einstimmigen Beschlusses ihrem ehemaligen Privatdozenten, dem ordentlichen Professor der Theologie in Kiel, Hermann Muleri, Licentiaten der Theologie, der sich durch eine Reihe von Schriften und Aufsätzen als feinsinnigen Kenner Schleiermachers und sorgfältigen Erforscher der Entwicklung des Lebens in den Kirchen erwiesen, auch die systematische Theologie, besonders die Ethik, gefördert hat,
ehrenhalber die Würde und die Rechte eines Doktors der Theologie.
Zum Zeugnisse dessen ist diese Urkunde ausgestellt und mit dem Siegel der Fakultät versehen worden.

Halle, den 10. Dezember 1920.

L. S.

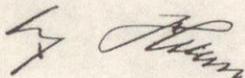
Der Dekan
der Theologischen Fakultät

Christ Lannert des Reichs

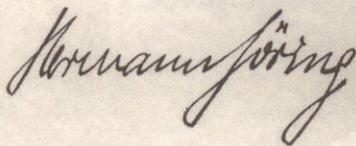
Auf Ihren Antrag vom 2. September d. Jahres
entbinde ich Sie mit Ende Oktober 1935 von
den amtlichen Verpflichtungen in der Evan-
gelisch-Theologischen Fakultät der Universität Kiel.

Berlin, den 31. Oktober 1935.

Der Führer und Reichskanzler



Entpflichtungsurkunde
für den ordentlichen Professor
D. Hermann Mulert in Kiel.



REKTOR UND SENAT DER
CHRISTIAN-ALBRECHTS
UNIVERSITÄT
IN KIEL

VERLEIHEN
DEM ORDENTLICHEN PROFESSOR DER THEOLOGIE
D. HERMANN MULERT
IN LEIPZIG

DEM BEWÄHRTEN VERTRETER DER SYSTEMATISCHEN
THEOLOGIE, DEM ERFORSCHER SCHLEIERMACHERS,
DEM DARSTELLER DER KONFESSIONSKUNDE, DEM
EINSTIGEN HERAUSGEBER DER CHRISTLICHEN WELT,
IN DANKBARER ERINNERUNG AN SEIN WIRKEN
ZUM WOHL E UNSERER ALMA MATER

DIE
UNIVERSITÄTSMEDAILLE

KIEL, AM 24. MAI, 1949

DER DEKAN DER
THEOLOGISCHEN FAKULTÄT

Mulert

DER DEKAN DER
MEDIZINISCHEN FAKULTÄT

Bangwan

DER DEKAN DER
PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

Mulert

DER REKTOR

D. Rausch

DER DEKAN DER
RECHTS- u. STAATSW. FAKULTÄT

Mulert

DER DEKAN DER
LANDWIRTSCH. FAKULTÄT

Speiser

Hier ruht in Gott

Elisabeth Mulert

geb. Weiss

✦ 25. 9. 1864

† 1956

Hermann Mulert

1879 — 1950

Professor in Kiel

1917 — 1935

† Marc. 9. 23.

12 Militärvverhältnisse:

1915-16 f.u.w.
Sagartoffener
in Berlin

14 Mitgliedschaft in
nationalen Verbänden:

16 Politische Betätigung:

Politiker
ab 1903 St. (F.)
Kantunumben
nat. (S. - Partei),
Lam u. f. u. (1908)
fortgef. Volksg.
Schiffen u. w. d.
Partei, z. h. i. f. u.
Kantunumben (bis zu
Schlussprüfung 1933)

18 Besoldungsverhältnisse:

paus. an. Prof. Dr. 6.3
Prof. Dr. W. 1.10.17

19 Ausgeschieden:

20 Bemerkungen:

15 Ehrentiteln:

13 Ordensorden und
Ehrentiteln:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20													
1	1. <i>id 24</i> 2. <i>Mikael</i> Suname 3. <i>Karlhan Spemann</i> Sunamen (Stufname unterstreichen) 4. <i>11.1. 79</i> Geburtsdag 5. <i>Mikael Colvrihoff</i> 6. <i>Tachan</i> Geburtsort 7. <i>adeng</i> Religion 8. <i>arisch</i>		2	1. <i>Mikael</i> Suname 2. <i>Janneman</i> Suname 3. <i>Pastor</i> Stand 4. <i>Mikael Colvrihoff</i> Wohnort 5. <i>Mutter:</i> <i>Elizabeth</i> Geburtsname 6. <i>Kannemann</i> Suname 7. <i>Ehefrau:</i> <i>Wass</i> Suname 8. <i>Kristine Elisabeth</i> Sunamen (Stufname unterstreichen) 9. <i>25.9.85</i> Geburtsdag 10. <i>9.2.05</i> Zeugnisdag 11. <i>adeng</i> Religion 12. <i>arisch</i>		3	1. <i>85-88</i> 2. <i>88-97</i> 3. <i>97-03</i> 4. <i>adeng</i> 5. <i>Marburg</i> 6. <i>adeng</i> 7. <i>adeng</i> 8. <i>adeng</i> 9. <i>adeng</i> 10. <i>adeng</i> 11. <i>adeng</i> 12. <i>adeng</i> 13. <i>adeng</i> 14. <i>adeng</i> 15. <i>adeng</i> 16. <i>adeng</i> 17. <i>adeng</i> 18. <i>adeng</i> 19. <i>adeng</i> 20. <i>adeng</i>		4	1. <i>03-06</i> 2. <i>06-07</i> 3. <i>07-08</i> 4. <i>08-09</i> 5. <i>09-10</i> 6. <i>10-11</i> 7. <i>11-12</i> 8. <i>12-13</i> 9. <i>13-14</i> 10. <i>14-15</i> 11. <i>15-16</i> 12. <i>16-17</i> 13. <i>17-18</i> 14. <i>18-19</i> 15. <i>19-20</i> 16. <i>20-21</i> 17. <i>21-22</i> 18. <i>22-23</i> 19. <i>23-24</i> 20. <i>24-25</i>		5	1. <i>6815</i> 2. <i>6815</i> 3. <i>6815</i> 4. <i>6815</i> 5. <i>6815</i> 6. <i>6815</i> 7. <i>6815</i> 8. <i>6815</i> 9. <i>6815</i> 10. <i>6815</i> 11. <i>6815</i> 12. <i>6815</i> 13. <i>6815</i> 14. <i>6815</i> 15. <i>6815</i> 16. <i>6815</i> 17. <i>6815</i> 18. <i>6815</i> 19. <i>6815</i> 20. <i>6815</i>		6	1. <i>03-06</i> 2. <i>06-07</i> 3. <i>07-08</i> 4. <i>08-09</i> 5. <i>09-10</i> 6. <i>10-11</i> 7. <i>11-12</i> 8. <i>12-13</i> 9. <i>13-14</i> 10. <i>14-15</i> 11. <i>15-16</i> 12. <i>16-17</i> 13. <i>17-18</i> 14. <i>18-19</i> 15. <i>19-20</i> 16. <i>20-21</i> 17. <i>21-22</i> 18. <i>22-23</i> 19. <i>23-24</i> 20. <i>24-25</i>		7	1. <i>03-06</i> 2. <i>06-07</i> 3. <i>07-08</i> 4. <i>08-09</i> 5. <i>09-10</i> 6. <i>10-11</i> 7. <i>11-12</i> 8. <i>12-13</i> 9. <i>13-14</i> 10. <i>14-15</i> 11. <i>15-16</i> 12. <i>16-17</i> 13. <i>17-18</i> 14. <i>18-19</i> 15. <i>19-20</i> 16. <i>20-21</i> 17. <i>21-22</i> 18. <i>22-23</i> 19. <i>23-24</i> 20. <i>24-25</i>		8	1. <i>03-06</i> 2. <i>06-07</i> 3. <i>07-08</i> 4. <i>08-09</i> 5. <i>09-10</i> 6. <i>10-11</i> 7. <i>11-12</i> 8. <i>12-13</i> 9. <i>13-14</i> 10. <i>14-15</i> 11. <i>15-16</i> 12. <i>16-17</i> 13. <i>17-18</i> 14. <i>18-19</i> 15. <i>19-20</i> 16. <i>20-21</i> 17. <i>21-22</i> 18. <i>22-23</i> 19. <i>23-24</i> 20. <i>24-25</i>		9	1. <i>03-06</i> 2. <i>06-07</i> 3. <i>07-08</i> 4. <i>08-09</i> 5. <i>09-10</i> 6. <i>10-11</i> 7. <i>11-12</i> 8. <i>12-13</i> 9. <i>13-14</i> 10. <i>14-15</i> 11. <i>15-16</i> 12. <i>16-17</i> 13. <i>17-18</i> 14. <i>18-19</i> 15. <i>19-20</i> 16. <i>20-21</i> 17. <i>21-22</i> 18. <i>22-23</i> 19. <i>23-24</i> 20. <i>24-25</i>		10	1. <i>03-06</i> 2. <i>06-07</i> 3. <i>07-08</i> 4. <i>08-09</i> 5. <i>09-10</i> 6. <i>10-11</i> 7. <i>11-12</i> 8. <i>12-13</i> 9. <i>13-14</i> 10. <i>14-15</i> 11. <i>15-16</i> 12. <i>16-17</i> 13. <i>17-18</i> 14. <i>18-19</i> 15. <i>19-20</i> 16. <i>20-21</i> 17. <i>21-22</i> 18. <i>22-23</i> 19. <i>23-24</i> 20. <i>24-25</i>		11	1. <i>03-06</i> 2. <i>06-07</i> 3. <i>07-08</i> 4. <i>08-09</i> 5. <i>09-10</i> 6. <i>10-11</i> 7. <i>11-12</i> 8. <i>12-13</i> 9. <i>13-14</i> 10. <i>14-15</i> 11. <i>15-16</i> 12. <i>16-17</i> 13. <i>17-18</i> 14. <i>18-19</i> 15. <i>19-20</i> 16. <i>20-21</i> 17. <i>21-22</i> 18. <i>22-23</i> 19. <i>23-24</i> 20. <i>24-25</i>	
1. <i>03-06</i> 2. <i>06-07</i> 3. <i>07-08</i> 4. <i>08-09</i> 5. <i>09-10</i> 6. <i>10-11</i> 7. <i>11-12</i> 8. <i>12-13</i> 9. <i>13-14</i> 10. <i>14-15</i> 11. <i>15-16</i> 12. <i>16-17</i> 13. <i>17-18</i> 14. <i>18-19</i> 15. <i>19-20</i> 16. <i>20-21</i> 17. <i>21-22</i> 18. <i>22-23</i> 19. <i>23-24</i> 20. <i>24-25</i>																																

aus D 21 Aufnahme 100014

Studien zur Geschichte des neueren Protestantismus

herausgegeben von

Lic. Dr. Heinrich Hoffmann und **Lic. Leopold Zscharnack**
Privatdozent an der Universität Leipzig Privatdozent an der Universität Berlin

3. Heft

Schleiermacher-Studien

I

**Schleiermachers
geschichtsphilosophische Ansichten
in ihrer Bedeutung für seine Theologie**

von

Lic. Hermann Mulert
Privatdozent an der Universität Kiel

Gießen 1907

Verlag von Alfred Töpelmann (vormals J. Ricker)

Paul Siebeck

Religionsgeschichtliche Volksbücher

für die deutsche christliche Gegenwart

Begründet von Friedrich Michael Schiele

IV. Reihe

 28./29. Heft

Lic. theol. Hermann Mulert,
Professor in Kiel

Schleiermacher

1. bis 3. Tausend



Tübingen 1918 ++ J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

Einfache Nummer 50 Pf., gebunden 80 Pf.,
Doppel-Nummer 1 M., gebunden 1 M. 30 Pf.,
zuzüglich Feuerungszuschlag.

A. g. XIII.

Aus der Welt der Religion

Forschungen und Berichte, unter Mitwirkung von

Heinrich Friß und Rudolf Otto

herausgegeben von

Erich Fascher und Gustav Mensching

Religionswissenschaftliche Reihe. Heft 17

Weniger Predigt!

Mehr Tat
und mehr andere Formen
der Verkündigung!

Von

H. Bär



1930

Verlag von Alfred Töpelmann in Gießen

Sammlung Töpelmann

Die Theologie im Abriss

Band 8



Religion

Kirche Theologie

Einführung in die Theologie

von

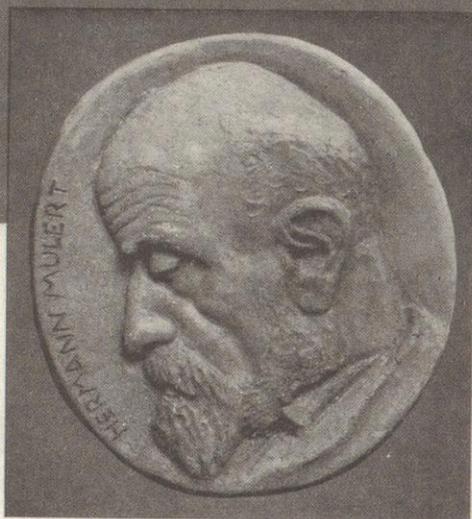
Hermann Maier



Verlag von Alfred Töpelmann in Gießen 1931

HERMANN MULERT

Sein Leben, Wesen und Wirken



ALFRED TOPELMANN BERLIN W 35

die Notwendigkeit untadeliger dogmatischer Aussagen zu Rechtgläubigkeit und Ketzerei zurücktreten lasse hinter die Forderung einer bewußten und entschlossenen Bewährung der ethischen Prinzipien des christlichen Glaubens: „[...] mehr als aller theoretische Zweifel, und mehr als aller Spott der Gegner, hat dem Christentum das unchristliche Leben vieler Christen geschadet. Erschütterung der sittlichen Grundsätze des Christentums ist schlimmer als alle ‚Irrlehren‘ in dogmatischen Dingen. Wo sie vorliegt, da steht der Feind, den wir zu bekämpfen haben, zu bekämpfen gewiß mit Waffen des Geistes und der Liebe, aber mit allem Ernst“ (vgl. unten S. 127).

Mulerts kritische Haltung gegenüber der Dialektischen Theologie und ihrer Mitverantwortung für den Erfolg der Deutschen Christen wird in einer zustimmenden Rezension deutlich, mit der er die im Frühjahr 1934 erschienenene, sogleich erhebliches Aufsehen erregende und bis heute lesenswerte Streitschrift des Berliner Oberschulrates Hans Schlemmer begrüßte (Nr. IX). Dabei überbietet er Schlemmers Standpunkt noch, wenn er „den Sinn für Autorität“, der die Dialektischen Theologen auszeichnete, unmittelbar neben den „Willen zur Macht“ der Nationalsozialisten stellt. Die in den frühen siebziger Jahren so heftig umstrittene These von der strukturellen Analogie zwischen Dialektischer Theologie und nationalsozialistischer Ideologie hat in dieser Auffassung eine Vorläuferin.

Zwei weitere Texte thematisieren grundlegende ethische Themen, nämlich die vermeintliche „Pflicht zur Gemeinschaft“ (Nr. X) und „Das Recht des Gewissens“ (Nr. XI). Dem Gemeinschaftsdruck, mit seiner Tendenz zur Vergesellschaftung des Einzelnen, wie er von den Nationalsozialisten seit 1933 massiv ausgeübt wurde, setzt Mulert eine Verteidigung des Rechtes der Individualität entgegen. Besonders der zweite Text, auf den hin der erste geschrieben ist und ohne den er unverständlich bleibt, kann als Apologie des liberalen Individualitätsverständnisses unter den Bedingungen einer totalitär verfaßten Massengesellschaft gelesen werden. Indem Mulert überdies den humanen Gehalt von „Individualismus und Liberalismus“ auf den lutherischen Glaubensbegriff selbst zurückführt, verankert er die von der NS-Ideologie diskreditierte und bekämpfte Hochschätzung von Menschenrecht und Menschenwürde „im sittlichen und im geschichtlichen Charakter unserer Religion“.

Die beiden zuletzt abgedruckten Texte veranschaulichen die Not des liberalen Theologen gegenüber den religiös motivierten Vorbehalten einer bibelorientierten, theologiekritischen Religiosität. Oftmals, bis heute, wird den Vertretern historisch-kritischer Forschungsmethoden in der Theologie unterstellt, sie würden die Grundlagen des Glaubens untergraben. Demgegenüber zeigt Mulert in dem Artikel „Christusglaube und Jesusforschung“ (Nr. XII), welchen Dienst die kritische Bibelforschung dem Glauben, und zwar in erster Linie einem fragenden, besonnenen und auch nach außen hin sprach-

fähig bleibenden Glauben, leisten kann. Geradezu ein Grundtext für Mulerts Verständnis des notwendigen Zusammenhanges zwischen christlichem Glauben und kritischer Theologie ist der Aufsatz über „Die religiösen Wurzeln kritischer Theologie“ (Nr. XIII). Aus dem Wahrheitsanspruch der Religion selbst, aus der Überzeugung, im Glauben könne es zu einer „Gemeinschaft mit dem Höchsten“ kommen, ergibt sich bereits die Forderung nach einer Selbstbesinnung des Glaubens auf seine eigenen Vorstellungen und Überzeugungen. Diese Funktion übernimmt die kritische Theologie: „[...] wenn es uns Ernst damit ist, Gott selbst zu finden, wenn er allein es ist, auf den es dem Glauben ankommt, wenn er der vergrabne Schatz ist, um dessen willen erst der ganze Acker unsrer Begriffe von Gott, unsrer Lehren und Dogmen, Wert hat, dann liegt eben in dieser Konzentration des Glaubens auf das eine Notwendige ein starkes Motiv zu kritischer Besinnung, kritischer Theologie.“ So lange aber in aller kritischen Forschung der Theologe selbst sich seiner Verbundenheit mit der Gemeinschaft der Frommen bewußt bleibt, so lange mit der kritischen Theologie lebendige Frömmigkeit, tätiges Christentum, Wille zu kirchlicher Gemeinschaft verbunden ist, so lange wird die Gemeinschaft seine Arbeit achten und schätzen. Denn dann ist unmittelbar klar, daß auch seine Arbeit in der „Ehrfurcht vor dem ewigen Gott“ gründet. – Die Textwiedergabe folgt den Erstdrucken. Alle Texte werden vollständig abgedruckt. Die Anmerkungen stammen vom Herausgeber.

I. VON DEN ENGELN [WEIHNACHTSMEDITATION]

[Protestantenblatt. Wochenschrift für den deutschen Protestantismus 63 (1930), 803-806. Ausgabe Nr. 51 vom 21. Dezember 1930]

Luthers Weihnachtslied „Vom Himmel hoch“ ist ein Engelgesang. Und wie in der Weihnachtsgeschichte die Engel auf die Erde herabkommen und wieder zum Himmel emporsteigen, so ist die Gestalt des Engels zu keiner Zeit im Bewußtsein Unzähliger so lebendig, wie in den Weihnachtstagen. In den Läden mag der Engel oft allzusehr nur Schaufensterdekoration sein, aber in den Häusern und in den Herzen nicht nur der Kinder wird jetzt seine Lichtgestalt wieder lebendig. Mit dem Tannenbaum und den Kerzen, mit der Weihnachtsfreude kehrt er bei vielen als alter lieber Gast ein.

Daß um diese Zeit der Himmel offenstehe, daß in den zwölf Nächten Wunder geschehen, ist ein tiefsinniger Glaube. Allerdings liegt es zum guten Teil am Willen der Menschen, ob sie ihren Sinn den Geheimnissen der höheren Welt öffnen. „Gastfrei zu sein vergeßt nicht, denn dadurch haben einige ohne ihr

Wissen Engel beherbergt“ [Hbr. 13, 2]. Dies merkwürdige Wort aus dem Schlußkapitel des Hebräerbriefes hat für uns, gleichviel welches Recht, welchen Wert wir den Vorstellungen von Engeln beimessen, in jedem Falle den Sinn: die Macht des Ewigen, gute Geister von oben, sind uns oft näher, als wir ahnen; also sollen wir unser Leben so führen, daß wir die Gelegenheit, Gemeinschaft mit ihnen zu gewinnen, nicht versäumen, ihren Segen nicht verlieren. In der Frömmigkeit der Katholiken spielt der Glaube noch heute eine große Rolle, daß jeder Mensch seinen Engel, seinen Schutzengel hat, dem wir zu danken haben, wenn wir vor Gefahren behütet worden sind, und den wir betrüben, wenn wir sündigen. Auch unter Evangelischen mag solche Anschauung gelegentlich stark wirken. Einem heute alten Mann ist es immer im Gedächtnis geblieben, wie er einst als Kind gelogen hatte und seine fromme Mutter ihm dann tiefbetrübt sagte: „Wenn nun ein Englein aus dir herauskäme, wie würde das klagen!“

Haben aber Menschen, ohne es zu wissen, Engel beherbergt, so liegt darin weiter, daß Engel in Menschengestalt erschienen sind, daß es Engel in Menschengestalt gibt, wohl auch, daß ein Mensch zum Engel werden kann. Es sollte kaum nötig sein, die Redeweise kräftig beiseite zu schieben, der man oft begegnet, die wohlfeile Sentimentalität, mit der oft ein Mädchen, wesentlich um der anziehenden äußeren Erscheinung willen, als Engel bezeichnet wird. Vom Reich der Frömmigkeit kann solches Schwärmen meilenfern sein, gerade so, wie es dem wahrhaft Frommen immer verdrießlich sein wird, wenn die Leute sagen, daß einer einen geliebten Menschen anbete oder anhimme. Wie wenig hat solches Entzücken über vergängliche Schönheit mit dem wirklichen Gebet zum Ewigen gemein! Anders steht es, wenn jemand ein Engel genannt wird, weil er in selbstverleugnender Liebe durch diese Welt hindurchgeht, die voll Streit und Selbstsucht ist. Menschen, die so die Not lindern und Licht ins Dunkel bringen, mögen wohl Engel heißen, und oft leuchtet unter unscheinbarem Äußern die Schönheit der Seele um so heller. So ist manche Frau der Engel ihres Hauses, manche Gemeindeschwester der gute Geist der Gemeinde.

Immer aber ist es die Treue, die persönliche Leistung, die das Recht auf solchen Ehrentitel gibt; nicht erwirbt man dieses Recht durch ein Amt, durch die bestimmte äußere Form des Lebens. Die Katholiken reden vom engelgleichen Leben der Mönche und Nonnen. Gewiß gibt es unter diesen viele, von denen gilt: „Sie wandeln auf Erden und leben im Himmel.“ Aber wieviel Allzumenschliches, wieviel häßlich Irdisches ist doch oft auch in den Verbänden und Häusern der Ordensleute! Und wenn sich in der Offenbarung Johannis die sieben Sendschreiben an urchristliche Gemeinden in Kleinasien finden, jedes an den Engel dieser Gemeinde gerichtet, so hat man den Engel bald auf den Vorsteher der Gemeinde, den Bischof gedeutet; vom zweiten Jahrhun-

dert an hat ja mindestens die Gemeinde jeder größeren Stadt ihren Bischof gehabt. Doch sind die Träger des Bischofstitels in späterer Zeit oft viel mehr weltliche Herren, kluge Diplomaten und dergleichen gewesen, [und] wahrlich nicht als Engel über die Erde hingegangen. Der Katholik kann das anerkennen, aber er betont um so stärker, das Amt der Bischöfe sei von Gott durch Christus eingesetzt, die Bischöfe seien die Nachfolger der Apostel; darum seien die Entscheidungen ihrer rechtmäßigen allgemeinen Versammlungen, den Konzilien, unfehlbar. Der Protestant wird mit Luther erwidern: „Allein das Wort Gottes begründet Glaubenssätze, sonst niemand, nicht einmal ein Engel.“

Was sich nicht unserem Herzen und Gewissen als Weisung und Wille des Ewigen bezeugt, das kann durch keine noch so hohe Autorität und keine Geisteserscheinung für uns ein Stück der letzten und tiefsten Ueberzeugungen werden, auf die wir leben und sterben wollen. Jenes Wort der Schmalkaldischen Artikel geht zurück auf ein scharfes Wort des Paulus im Galaterbrief, wo er jeden verflucht, der ein anderes Evangelium bringt, und wäre es auch ein Engel vom Himmel [vgl. Gal 1, 8]. Paulus war überzeugt: wer das Evangelium von Jesus Christus verfälscht, der kann nur ein böser Geist sein, auch wenn er sich in einen Engel des Lichts verkleidet.

Der katholische Gedanke, der Bischof sei der Engel seines Bezirks, wird uns auch in der Form nicht annehmbarer, die ihm im 19. Jahrhundert die Irvingianer gaben; sie verliehen, katholischem Wesen folgend, Vorstehern ihrer Gemeinde den Titel Engel.

Zu dem überlieferten Glauben aber, daß Gott von Engeln umgeben sei und diese als seine Boten und Diener tätig sind, werden nicht alle evangelischen Christen unserer Tage die gleiche Stellung einnehmen. Vielen erscheint er als ein Stück Dichtung ohne jeden Wahrheitsgehalt; die Engel stehen ihnen auf einer Stufe mit den Feen und Zwergen der Kindermärchen. Andere haben ein lebhaftes Verlangen, ihren Glauben, von dessen Wahrheit sie tief überzeugt sind, nicht abstrakt zu fassen; dann droht er ihnen zu entschwinden. Sondern sie müssen ihn sich veranschaulichen; wie unsere religiöse Rede immer sinnbildlichen, symbolischen Charakter trägt, so stellen sie sich vor ihr inneres Auge Bilder, lebendige, bunte Bilder der höheren Welt, vom ewigen Gott, seiner Weltregierung, seinen Kräften und Dienern. Ein so tiefer Denker des vorigen Jahrhunderts wie der Naturphilosoph [Gustav Theodor] Fechner hat mit Entschiedenheit den Glauben an Engel, an Geister, die zwischen Gott und uns stehen, neu zu begründen gesucht. Und wer dächte so einseitig verstandesmäßig, daß die bunte Welt der Engel, wie sie uns die Künstler darstellen, in keiner Weise zu seinem Herzen spräche, die Welt der Engel, die Raffael, Correggio und Thorwaldsen gemalt oder gemeißelt haben? Auch Goethes Faust hebt an mit dem Prolog der Erzengel und schließt mit dem *chorus mysticus*, der wieder ein Engelgesang ist.

Aber wir verstehen auch, daß und warum der Engelglaube im Protestantismus ungleich weniger bedeutet als im Katholizismus. Wie leicht wird bei Ausmalung der Vorstellungen von den Engeln der schlichte Ernst des christlichen Glaubens von schwärmender Phantastik überwuchert! Höher als die Buntheit der Bilder vom Ewigen steht uns evangelischen Christen Klarheit und Kraft der Gedanken vom Ewigen. Möchte in diesen Weihnachtstagen uns beides zusammen wieder geschenkt werden, die Lebendigkeit, mit der die Kinder alle Bilder der Freudenbotschaft dieses Festes anschauen, und der stille Ernst der Alten, die bei jedem Weihnachtsfest sich fragen: wie oft noch?

II. ZUR LAGE DES FREIEN PROTESTANTISMUS IN DEUTSCHLAND

[Die Christliche Welt 46 (1932), 804-806. Ausgabe Nr. 17 vom 3. September 1932]

Zur Lage, nicht: die Lage. Sie ist in den einzelnen deutschen Ländern so verschieden, daß ein kurzer Bericht auf diese Mannigfaltigkeit nicht eingehen kann; nur eben erwähnt sei, daß in einigen Gebieten, wo früher der kirchliche Liberalismus die Vormacht hatte, wie in Baden zwei Menschenalter hindurch, er heute in die Minderheit gedrängt ist.

1.

Im ganzen ist die Lage des freien Protestantismus in Deutschland *ungünstig*, schon wegen der politischen Erregung und der wirtschaftlichen Not. Frömmigkeit kann durchaus auch in Zeiten der Not kräftig sein; freie Frömmigkeit aber, zu der Suchen nach *Wahrheit* in Fragen des Glaubens gehört, Hingabe an Probleme der innersten Ueberzeugung, hat es schwer zu solchen Zeiten, in denen vielmehr der Kampf um die *Macht*, politische Kämpfe, nationale Leidenschaften aufs stärkste in Anspruch nehmen. Und wenn auf Zeiten der Revolution solche der Restauration zu folgen pflügen, in denen man sich nach dem Alten zurücksehnt, so sind heute in Deutschland Wünsche und Bewegungen der letzteren Art mächtig. Das ist für den freien Protestantismus genau so ungünstig, wie die Stimmungen der Restauration nach 1815 es für den damaligen Protestantismus waren. Und der große sozialistische Teil unseres Volkes, der für keine Orthodoxie und keinen Pietismus zu haben ist, also, soweit er nicht bei seiner Religionslosigkeit bleiben will, für den freien Protestantismus zu gewinnen wäre, steht ihm allerdings noch fern. Unsere Sozialdemokratie ist 1918 zu schnell zur politischen Macht gelangt. Sie hatte noch nicht die erwünschte Fühlung mit der überlieferten deutschen idealistischen

Bildung der bis dahin führenden Kreise, geschweige denn mit dem Christentum. So bedeuten die Religiösen Sozialisten innerhalb der deutschen Sozialdemokratie viel weniger als innerhalb der schweizerischen oder niederländischen. Und die politischen Gegensätze weiter bürgerlicher Kreise zur Sozialdemokratie sind bei uns noch so scharf oder sie sind wieder so scharf geworden, daß einige bewährte ältere Führer des kirchlichen Liberalismus in Deutschland zu den Religiösen Sozialisten kein freundliches Verhältnis gewinnen können.

Hat eine theologische Gruppe oder Schule bei uns, zunächst wenigstens, zum Sozialismus ein engeres Verhältnis gehabt, dann sind es die sogenannten dialektischen Theologen. Allerdings sind auch innerhalb dieser Gruppe, je größer sie wurde, Unterschiede um so mehr hervorgetreten, und einige ihr Angehörige stehen dem Sozialismus heute scharf entgegen. Was das Verhältnis zu den älteren theologischen Schulen und kirchlichen Parteien betrifft, so steht die dialektische oder kulturkritische Theologie, der Herkunft wie der Absicht nach, der sogenannten positiven Theologie nicht näher als der kritischen, und ihre Konzentration auf die Grundgedanken reformatorischen Glaubens könnte durchaus zur Vergleichgültigung vieler Stücke der überlieferten Dogmatik führen. Aber daß die Dialektiker sich nicht nur vom landläufigen kirchlichen Vereinsbetrieb, sondern auch von vielen sozialetischen Einzelfragen abzuwenden pflegen, das hat oft die Wirkung, daß man sich um so eifriger wieder dem Ausbau eines genauen Lehrsystems zuwendet, einer neuen Orthodoxie, bisweilen auch die Wirkung, daß man um so eifriger sich für Stärkung des Kirchentums einsetzt. Ueberdies war die Arbeit der kritischen Theologie der letzten Jahrzehnte mehr historischen als grundsätzlichen, religionsphilosophischen Fragen zugewendet; der Name Harnack ist dafür bezeichnend. Die dialektische Theologie aber ist geradezu antihistorisch. Und sofern sie dem Glauben den Vorrang vor aller Philosophie gibt, wirkt sie auch der bisherigen Art der religionsphilosophischen Arbeit entgegen. Aus all den angegebenen Gründen tritt diese starke jüngste theologische Schule im allgemeinen zum freien Protestantismus in schärferen Gegensatz als zu den konservativen Gruppen in unseren Kirchen.

Zu diesen Wirkungen der allgemeinen geistigen Lage kommen eine Reihe von konkreten und praktischen Schwierigkeiten. Teils drohen sie vorläufig nur, z.B. die Beherrschung unserer Kulturpolitik durch die Zentrumspartei. Viele deutsche Evangelische sind deshalb besonders böse auf das Zentrum, weil es so lange mit den Sozialdemokraten zusammengearbeitet habe. Tatsächlich brachte die politische Macht, die das Zentrum so gewann, dem Protestantismus mehr nur äußere Gefahren, weil das Zentrum zwar viel in Personenfragen, aber auf kulturpolitischem Gebiet wegen seiner roten Bundesgenossen nicht eben viel durchsetzen konnte. Sollte es bei uns aber künf-

tig mit der Rechten sich verbünden, so wird die Wirkung eine solche staatliche Kulturpolitik sein, die zu weitgehender Klerikalisierung der evangelischen Kirchen führt.

Teils sind die Nöte schon seit längerer Zeit da. Für geistige Bestrebungen, fürs Bücherkaufen und Zeitschriftenhalten, vor allem auch für die Mitgliedschaft in Vereinen zur Pflege geistigen Lebens haben Unzählige kein Geld mehr. Wir haben vielleicht auf religiösem und kirchlichem Gebiet, wir haben besonders im freien Protestantismus zu viel Vereine und Bünde; dabei ist er aber im Grunde doch zu schwach organisiert. Und der Stand, der früher dem freien Protestantismus führend gedient hat, die theologischen Universitätslehrer, geben sich heute zum guten Teil still dem vornehmen Betrieb ihrer gelehrten Forschung hin, meiden sorgfältig die Kirchenpolitik. Wenn wir aber nicht, wie es manche unter uns gerne möchten, mit einem Schläge einen einheitlichen Bund aller freien Protestanten in Deutschland begründen können, so ist daran nicht bloß die überlieferte Kleinstaaterei und landeskirchliche Zerspaltenheit schuld, sondern es besteht ein wirklicher Unterschied zwischen einem mehr volkkirchlich-sozialen und einem mehr weltanschaulich liberalen Typ von Vereinen des freien Protestantismus in den einzelnen Teilen Deutschlands.

Und wenn seit 1918, seit der Lockerung des Verhältnisses von Staat und Kirche, die evangelischen Landeskirchen bei uns mehr und mehr ausgebaut werden, so ist es ein Gesetz der Geschichte des Christentums: Zeiten, wo man an der verfaßten Kirche baut und sie festigt, sind der Entfaltung freier Theologie ungünstig. Starkes Kirchentum ist freier Theologie hinderlich, und freie Theologie lockert den Bau der Kirchen. Wir Deutschen haben gerade deshalb in der Theologie Vieles leisten können, was auch anderen Völkern wertvoll wurde, weil wir so viel Staatskirchentum, so wenig Kirche im Sinne des neuen „Jahrhunderts der Kirche“ hatten. Heute wird eifrig an den Kirchen gebaut, ihre Macht gemehrt. Dies alles ermöglicht es, daß wieder Ketzerprozesse versucht werden, die in und nach dem Kriege unmöglich geworden zu sein schienen. Nachdem in Bayern Leimbach und Knote abgesetzt worden sind, was zunächst als bayrische Sonderart galt, versucht man jetzt in Hamburg Hennecke aus dem Amt zu entfernen.¹ Gewiß hat auch dieser Fall sein Individuelles, aber daneben hat solcher Streit doch auch seine prinzipielle Bedeutung. Wirkliche Ketzergerichte würden zweifellos auch heute die Be-

1 Mulert bezieht sich auf spektakuläre kirchliche Konfliktfälle. Der Hamburger Pfarrer Franz Otto Henneke (1877-1960) wurde nach heftigen Auseinandersetzungen 1932 vorläufig amtsentbunden und 1933 in den Ruhestand versetzt. Die *Christliche Welt* trat für ihn ein; vgl. etwa Walther Classen: Zum Streit im Henneke, in: Die Christliche Welt 46 (1932), 316-329.

deutung haben, die Leute aufzurütteln, unserer freien Botschaft stärkeren Widerhall zu verschaffen. Aber zunächst einmal sind solche Fälle ein Zeichen davon, wie sehr unsere Gegner die Macht zu haben glauben. Sie haben die Mehrheit auf den meisten Synoden und das in den meisten Landeskirchen herrschende Siebssystem und die Begünstigung der dörflichen Bezirke bedeutet, daß man breiteste Volkskreise von der Wahlbeteiligung zurückhält. Von dem oft als Vorbild hingestellten Baseler Gesetz über die Trennung von Staat und Kirche, das in der Tat auf Deutschland herübergewirkt hat, ist gerade die Sicherung volkstümlichen Kirchenwahlrechts in Deutschland nicht übernommen worden.

2.

Aber nun ist es Pflicht, auch Tatsachen von anderer Art darzustellen, Tatsachen, die dem freien Protestantismus *günstig* sind oder günstig werden können. Wir finden in Deutschland seit langer Zeit oft eine enge Verbindung kirchlich konservativer mit politisch konservativer Gesinnung. Stöcker hat mit seinem starken sozialen Interesse in diesen Kreisen wenig nachgewirkt. Solche konservative Gesinnung pflegt ehrlich und charakterfest zu sein. Aber daß viele evangelische Kirchenleute sich verbrüdern mit Vertretern eines Herrenstandpunktes, die unsozial gesinnt sind, mit Schwärmern für die Gewalt, die keine Achtung vor dem Recht haben, mit Predigern des Völkerhasses, die keinen Sinn für Frieden und Völkergemeinschaft haben, damit ist diese Art konservativen Christentums verurteilt, wirkungslos zu bleiben in weitesten Kreisen unseres Volkes, die der Kirche entfremdet sein mögen, aber vom Geiste des Neuen Testaments, von der Gesinnung Jesu noch genug wissen, um solch verweltlichtes Christentum abzulehnen.

Wenn sodann infolge der vorhin angedeuteten Entwicklung hier und da dialektische Theologie und konfessionelles Luthertum einen Bund miteinander geschlossen haben, so sind die innersten Motive beider zu verschieden, als daß solches Bündnis Bestand haben könnte. Ähnliches gilt vom Bündnis zwischen Nationalsozialisten und Kirchlich-Positiven, das hier und da für die Synodalwahlen erstrebt wird. Wohl die stärkste Wirkung der völkischen Bewegung auf das religiöse Denken unseres Volkes ist, daß das bisher kirchlich-konservative Landvolk es verlernt, das Alte Testament als Gottes Wort zu ehren. Durch diese Bewegung wird die überlieferte Geltung der Bibel zerbrochen, allerdings oft in einer Weise, an der kein ernster Christ Freude haben kann.

Sind das Schwächen der Stellung unserer Gegner, so haben andererseits viele unserer Freunde umgelernt, hinzugelernt. Daß theologische Aufklärung, Kritik, Negation unwirksam bleibt oder mehr schadet als nützt, wenn mit ihr nicht fleißigste praktische Arbeit in den Gemeinden verbunden ist, diese Er-

kenntnis wird von vielen ernsten Vertretern des freien Protestantismus im deutschen Pfarrerstande heute besser als vor einem Menschenalter befolgt. Und in dem Stande, der mit dem Pfarrerstande zusammen die Arbeit unserer Kirche an unserem Volke hauptsächlich leistet, dem der Religionslehrer und -lehrerinnen an Volks- wie höheren Schulen, steht die überwiegende Mehrheit auf der Seite des freien Protestantismus, was bei kommenden Kämpfen noch wichtig genug werden kann.

Schließlich aber steht über allen Fragen der Zeitlage und der Kirchenpolitik, der Konjunktur und der Taktik, die Frage nach der Wahrheit und dem Rechte unserer Sache. Daß der freie Protestantismus auch in Deutschland wieder stärker werden wird, davon sind wir überzeugt, weil wir in einer für alle Erkenntnis der Wahrheit aufgeschlossenen Ehrfurcht, in einer freien christlichen Frömmigkeit die tiefste Deutung von Welt und Leben sehen. Mag heute die Lage ungünstig sein, dann tun wir unsre Arbeit für morgen und übermorgen, für solche, die nach uns kommen. Unser ist die Saat; wann und wie die Ernte reift, steht nicht in unserer Hand. Aber wir bleiben bei Arbeit und Kampf des freien Protestantismus, weil wir glauben an die Macht des Geistes und an die befreiende Kraft der Wahrheit!

III. [DIE KIRCHE UND DAS DRITTE REICH]

[Leopold Klotz (Hg.): Die Kirche und das dritte Reich. Fragen und Forderungen deutscher Theologen. Band II, Gotha 1932, 74-78]

Man soll das Wort vom dritten Reich deshalb ganz ernst nehmen, weil es starken Glauben wirkt, religiösen Klang hat. „Es schau auf's Hakenkreuz voll Hoffnung schon Millionen.“

Die Sehnsucht nach einem Endzustand voll Glück und Ruhe wohnt tief in den Seelen der Völker. Mag um solches Heil noch gekämpft werden müssen, so soll das der letzte Kampf auf Erden sein. Dieses Empfinden haben auch solche kommunistischen Kreise, die der Religion fremd und feindlich gegenüberstehen:

Völker, höret die Signale!
Auf zum *letzten* Gefecht!
Die Internationale
erkämpft der Menschheit Recht.

Die religiöse Enderwartung ist hier ins Ökonomische und Politische umgesetzt. So war es schon bei der älteren Generation der Sozialdemokraten, als

die armen mitteldeutschen Weber auf den Zukunftsstaat hofften, ihre Häupter erhoben, weil die Erlösung von den Fesseln der kapitalistischen Ausbeutung nahe schien. Wo aber nicht Arbeiter, sondern Bauern Not litten, und als Ausbeuter die Juden galten, da hat Ende des vorigen Jahrhunderts manch geschickter antisemitischer Volksredner erstaunliche Erfolge erzielt. Böckel wurde von den oberhessischen Bauern gefeiert wie ein politischer Messias, Ahlwardt von ostdeutschen. Politischer Zorn und eine fast religiöse Begeisterung flossen hier ineinander.²

Es ist nicht nur in Deutschland so. Im Orient, wo der religiöse Glaube selbstverständlich ist, pflegte seit Jahrtausenden fast jede politische Umgestaltung in der Form gefordert zu werden, daß Propheten sie als gottgewollt hinstellten. Die spätjüdische Messias Hoffnung hatte ihre politische wie ihre religiöse Seite, und noch vor einem halben Jahrhundert brach im Sudan ein gewaltiger Aufstand aus, dessen Führer als der Mahdi galt, der Messias des Islam. Und wenn im christlichen Abendland irgendwann die Sehnsucht nach baldigem Ende dieser schlechten Welt mächtig wurde, kleidete sie sich gern in den Glauben, daß eine dritte Periode angebrochen sei, so gegen Ende des Mittelalters in die Theorie, nach der Zeit des Vaters und der des Sohnes komme nun die des Heiligen Geistes. Daß aber das Christentum überhaupt noch nicht die höchste Stufe sei, sondern nach Judentum und Christentum noch eine dritte, höhere kommen solle, ist die Botschaft von Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“.

In unseren Tagen endlich hat Ibsen seinen Glauben an ein über das klassisch-antike und das christliche noch hinausreichendes Ideal in „Kaiser und Galiläer“ ausgesprochen; Kaiser Julian will das dritte Reich gründen. Und wie in Hegels Geschichtsphilosophie auf These und Antithese die Synthese folgt, jene beiden in sich aufhebend, so kleidete Schelling seine Hoffnung, daß die Christenheit über den Gegensatz von Katholizismus und Protestantismus hinauskommen werde, in die Formel, nach der Kirche des Petrus und der des Paulus werde eine Johanneskirche der Zukunft kommen. Immer ist es die Hoffnung auf ein Letztes, Höchstes, die anklingt, wenn von einem dritten Zustand, einem dritten Reich gesprochen wird.

Sollte sich die Vollkommenheit dieser Zukunft nicht auch darin zeigen, daß hier staatliche und religiöse Gemeinschaft zu *einer* verbunden sind? Aber können sie das sein? Bisweilen hat leidenschaftliche Erwartung eines anbrechenden göttlichen Heils vielmehr zur Ablehnung alles staatlichen Wesens geführt. „Wir erkennen kein Reich dieser Welt an“, bekannten unter dem Druck der Verfolgung Christen alter Zeit, die nur dem Reich Gottes angehören woll-

2 Vgl. Ismar Elbogen: Ein Jahrhundert jüdischen Lebens. Die Geschichte des neuzeitlichen Judentums. Herausgegeben von Ellen Littmann, Frankfurt am Main 1967, 169-175.

ten, und sie mochten sich dabei auf das Wort des Paulus an die Philipper berufen: „unser Bürgerrecht“ (oder: unser Staat) „ist im Himmel“ (Phil. 3, 20; Luthers Übersetzung: „unser Wandel ist im Himmel“ gibt den Sinn nur unvollkommen wieder).

Als dann die römischen Kaiser Christen geworden, beurteilten die Christen den Staat zwar freundlicher; Staat und Kirche traten für sie nun nebeneinander. Immerhin hat die mittelalterliche römische Kirche das Ideal einer vom Papst regierten Welt aufgerichtet. Der neuere Katholizismus erkennt dagegen klar an, daß Kirche und Staat, in ihrem Wesen verschieden, doch beide von Gott gewollt seien. Und manche Fromme alter und neuer Zeit haben vollends, wenn sie an einen schließlichen idealen Zustand dachten, ihn sich keineswegs als eine Art Priesterkönigtum oder Kirchenstaat vorgestellt. Wo das Heil verwirklicht ist, bedarf es keiner Einrichtungen zur Pflege der Religion mehr. So schaut der Prophet Johannes in der künftigen Gottesstadt keinen Tempel, keine Kirche (Offb. 21, 22); so meinte im 19. Jahrhundert Richard Rothe, wenn der Geist des Christentums die Welt durchdrungen habe, könne die Kirche aufgehen in einen christlichen Kulturstaat. Christlicher Geist herrscht dann in der ganzen Welt; es ist keineswegs Rothes Meinung, daß ein von den Naturgesetzen politischen Lebens beherrschter, religiösen Idealen fremd und spröde gegenüberstehender Machtstaat als Leviathan auch die Kirche verschlingen, sich unterjochen dürfe.

Wo dagegen leidenschaftliche Erwartung einer besseren Zukunft wesentlich politischen Charakter trägt, wo ein drittes Reich als nationales Reich erwartet wird, da kann die politische Hoffnung zum Surrogat der religiösen werden. Auch hier heißt es: „eins ist not“, aber dies Eine ist der nationale Machtstaat der Zukunft, der das gesamte Leben des Volkes umfassen soll, ein „totaler Staat“. Der Herrscher solches Reiches will leicht auch Kaiser des Geistes, der Diktator in solchem Staate will leicht auch Herr über die Gewissen sein. Dies aber ist der Punkt, an dem ernste Christen widersprechen müssen. Es ist sehr begreiflich, daß zu allen Zeiten, wenn politische, nationale Leidenschaft hochging, sie mit der religiösen entweder einen Bund schloß oder aber sich an ihre Stelle drängte. So ist es sehr begreiflich, daß in unseren Tagen der Nationalsozialismus, die inbrünstige Verehrung des politischen Messias Hitler, Vielen zum Ersatz des christlichen Glaubens geworden ist, (zumal wenn sie das Christentum nur in einer solchen Form kennen gelernt haben, die ihnen mit Erfahrungen ihres Lebens oder mit neuzeitlichen Erkenntnissen nicht vereinbar erscheint). So heißt eine nationalsozialistische Todesanzeige: „Mein Bruder G. St. starb im festen Glauben an Adolf Hitler und Deutschlands Auferstehung“, und Liselotte Jork-Weiser veröffentlichte im „Freiheitskampf“ (20. April 1932, nach dem Reichsboten vom 11. Mai) folgendes Gedicht an Adolf Hitler:

Du bist die Kraft, die mich vom Boden hebt, wenn ich versag!
Du bist der Glaube, der in mir noch lebt, wenn ich verzag!
Du bist der Wille, der empor mich reißt, wenn ich verwirrt!
Du bist die Hoffnung, die mir Wege weist, wenn ich geirrt!

Wollte man daraufhin sagen, hier sei Hitler geradezu an die Stelle von Jesus Christus getreten, hier werde Menschenvergötterung getrieben, so würden Nationalsozialisten vielleicht erwidern: „Das wollen wir nicht, aber unsere Sache ist uns in der Tat heilig.“ Diese Sache, das dritte Reich, ist für manche Nationalsozialisten eben an Stelle des Reiches Gottes getreten. Dem Christen aber ist die Überzeugung unauflösbar, daß das Reich Gottes nicht von dieser Welt ist. Bei allem Willen, Unrecht und Not zu bekämpfen (der gewiß noch viel stärker werden muß, wenn wir wirklich nach Jesu Weisungen leben wollen), bleibt es dem Christen gewiß, daß irdisch-menschliches Wesen nie vollkommen sein wird, und dem evangelischen Christen bleibt es Pflicht, die Arbeit für keinen der irdischen Zwecke oder Verbände, sei es für Staat oder Vaterland, sei es für die Kirchen, mit der für das Reich Gottes gleich zu setzen. Gottes Reich ist nicht die Kirche des Papstes; das sagt der Protestant gegen den römischen Katholizismus. Gottes Reich ist nicht die Landeskirche; das muß gegen verworrene katholisierende Gedanken gesagt werden, die sich gelegentlich auf evangelischem Boden zeigen. Gottes Reich ist für uns aber selbstverständlich auch nicht das Deutsche Reich; weder war es das Bismarcksche Reich, noch ist es das heutige, noch wird ein drittes Reich, ein nationalsozialistisches Zukunftsreich das Reich Gottes auf Erden sein.

Ernstere Nationalsozialisten erwidern: „Das wissen wir längst.“ Aber die obigen Beispiele zeigen die Gefahr, daß schwärmerische Unklarheit diese Unterschiede vergißt. Und eine speziellere praktische Gefahr sei wenigstens noch angedeutet: nationalsozialistische Kulturpolitiker neigen dazu, die Schule ganz in den Dienst der Erziehung zu nationaler Gesinnung zu stellen. Dann wird leicht der Religionsunterricht entweder mit Aufgaben belastet, die seinem Wesen fremd sind, oder er wird von der Schule weg verwiesen, den Kirchen überlassen. Nun besteht aber ein enger Zusammenhang zwischen Volkskirche und Erteilung von Religionsunterricht in der Staatsschule. Wer überzeugt ist, daß gegenüber der amerikanischen Zersplitterung in unzählige Kirchen und Sekten unser Volkskirchentum unserem deutschen Wesen besser entspricht, kann also eine Entwicklung jener Art, Abschaffung des Religionsunterrichts in den staatlichen Schulen, nicht wünschen. Jene andere Gefahr, daß der Religionsunterricht politisiert wird, die religiöse Erziehung den Geist Frickscher Schulgebete erhält, bestünde an sich für beide Konfessionen; aber dafür, daß der katholische Religionsunterricht weiter im Geiste der katholischen Kirche erteilt wird, würde das Zentrum sorgen, sei es als Opposition durch

Weckung von Kulturkampfstimmungen, sei es – wenn das Zentrum einmal eine Regierungskoalition mit den Nationalsozialisten bilden würde – durch Druck auf die Bundesgenossen. Der evangelische Religionsunterricht wäre dagegen den Forderungen, die von nationalsozialistischer Seite an ihn gestellt würden, viel mehr ausgesetzt.

Bei dem ausgeprägten Sinn für das Militärische, bei dem Willen zum Kommando, der im Nationalsozialismus herrscht, wird man dort geneigt sein, auch kulturpolitische Dinge einheitlich zu regeln, ohne hinlänglich zu bedenken, daß angesichts der konfessionellen und weltanschaulichen Gespaltenheit unseres Volkes nur eine elastische, tolerante Schulgesetzgebung bei uns Aussicht auf dauerhaften Bestand hat. Harte Maßregeln auf dem Gebiet der Schul- und Kirchenpolitik schaffen leicht Verbitterung; jeder Druck auf die Gesinnungen bewirkt Heuchelei. Auch wer „weltliche“ Schulen keineswegs liebt, sollte doch einsehen, daß die Schließung der weltlichen Schulen in Braunschweig, die vom dortigen nationalsozialistischen Kultusminister verfügt worden ist, keinen Schüler und keine Eltern zum Christentum bekehrt, sondern der Freidenkerpropaganda nur einen billigen Agitationsstoff liefert und den evangelischen Charakter der übrigen Schulen schwächt, in die nun die kommunistischen Kinder hineinströmen müssen. Im Gebiet der Gesinnungspflege versagen die Waffen des Zwangs. Geist ist etwas anderes als Gewalt und bleibt stärker als sie. Ehrliche Begeisterung für ein drittes Reich, für ein starkes Reich deutscher Zukunft, soll nie vergessen, daß das Reich Gottes geschieden bleibt von allen Reichen dieser Welt.

IV. [ÜBER DIE GEPLANTE FREIWILLIGE AMTSNIEDERLEGUNG]

1. Brief an Martin Rade, Wilhelm Schubring und Hans von Soden vom 3. Juli 1933; beigelegt: Schreiben an den Preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung sowie an den Reichspräsidenten

[Nachlaß von Soden. Bestand I: Korrespondenz Kollegen (ab 1933); maschinenschriftliche Ausfertigung; hier zitiert nach dem Abdruck in: Theologie und Kirche im Wirken Hans von Sodens. Briefe und Dokumente aus der Zeit des Kirchenkampfes 1933-1945. Herausgegeben von Erich Dinkler † und Erika Dinkler-von Schubert. Bearbeitet von Michael Wolter (Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte. Reihe A. Band 2), Göttingen 1984 [Zweite Auflage: Göttingen 1986], 45-47.³]

3 Frau Reinhilde Ruprecht Ph.D., Göttingen, sei herzlich für die Genehmigung zum Abdruck gedankt.

Liebe Freunde,⁴

man kann meinen, heute dürften wir keinen Platz freiwillig räumen. Aber wenn die Politik der Regierenden in bisheriger Art weitergeht, wird wahrscheinlich mancher von uns bald beurlaubt werden, und für diesen Fall ist es mir schon lieber, mich wenigstens einigermaßen aktiv noch am Kampfe beteiligt zu haben. Vor allem: können wir es verantworten, daß zwar einige Leute von andren Fakultäten protestierend ihr Amt aufgegeben haben, aber von uns Theologieprofessoren keiner, auch nach den neuesten Eingriffen in die Kirchen nicht?⁵ So war ich entschlossen, da ich von den für gestern angesetzten Verhandlungen nichts erwartete, beifolgendes Schreiben abzusenden, wenn Sie und die wenigen Freunde, die ich hier noch fragen will, mich nicht überzeugten, es sei unrichtig.⁶ Nach den neusten Nachrichten werde ich abwarten, was in Berlin herauskommt, sende Ihnen aber für alle Fälle den Text schon zu. Mit unsrem Kurator sprechen würde ich, wenn die Sache inzwischen klarer geworden ist, Dienstag. Von den Briefen an Hindenburg und Hitler verspreche ich mir keine Wirkung.

Herzlich Ihr Mulert

[beigefügt:]

„Den Herrn Minister

bitte ich, nach Ende dieses Semesters mich zu beurlauben oder von meinen amtlichen Pflichten zu befreien.

Der Grund ist nicht der, aus dem ich im vorigen Jahr um Urlaub für ein Semester bat: daß ich, seit langer Zeit mit Schleiermacher beschäftigt, gern vor dem nächsten Jahr, in das sein 100. Todestag fällt, zu Arbeiten über diesen

4 Martin Rade (1857-1940), emeritierter Theologieprofessor aus Marburg; Wilhelm Schubring (1875-1945), Pfarrer an der St.-Marien-Kirche in Berlin und Generalsekretär des Protestantenvereins; Hans von Soden (1881-1945), Professor für Kirchengeschichte an der Universität Marburg.

5 Zu denken ist etwa an den Heidelberger Juristen Gerhard Anschütz (1867-1948) oder den Berliner Kulturphilosophen Eduard Spranger (1882-1963).

6 In Reaktion auf die heftigen Auseinandersetzungen im Juni 1933 anlässlich der massiven staatlichen Eingriffe in kirchliche Angelegenheiten hatte sich der Reichspräsident, der mit Protesten und Eingaben bestürmt worden war, in einem am 1. Juli veröffentlichten Brief an Hitler gewandt und seine Besorgnis über die Lage zum Ausdruck gebracht. Hitler berief daraufhin schon für den Folgetag Verhandlungen ein, die zu einer raschen Befriedung der kirchlichen Verhältnisse führen sollten. Tatsächlich aber ging es Hitler lediglich darum zu bewirken, daß die aufgrund der kontroversen Situation ins Stocken geratenen Arbeiten an einem Verfassungsentwurf für die Deutsche Evangelische Kirche wieder aufgenommen wurden. Dieses Ziel erreichte er. Der Entwurf wurde am 11. Juli kirchlicherseits akzeptiert; am 14. Juli wurde die Verfassung der DEK durch ein Reichsgesetz bestätigt.

Mann freier sein möchte, besonders zur Fortsetzung der Diltheyschen Biographie, deren ersten Teil ich neu herausgegeben habe. Ich glaube, daß Schl.[eiermacher] gerade heute uns wieder viel zu sagen hat; aber wenn ich diesen Urlaub aus prinzipiellen Gründen nicht erhielt, so achte ich diese Gründe. Sondern was mich heute zu diesem Gesuch bestimmt, ist die Lage der deutschen evangelischen Kirche. Ob und wie Professoren der Theologie auch rechtlich der evangelischen Kirche eingeordnet sein sollen, darüber besteht Meinungsverschiedenheit. Zweifellos besteht aber eine enge innere Zusammengehörigkeit. Wir Professoren dienen der Kirche, indem wir ihre künftigen Diener heranbilden, sie also auch zu der gewissenhaften Selbständigkeit anleiten, die für den Verkünder des Evangeliums Pflicht ist. Daß die Verkündigung des Evangeliums nicht beengt werden soll, ist bei den letzten staatlichen Maßregeln gegenüber der evangelischen Kirche versichert worden. Es gehört aber zur Verkündigung des Christentums auch, daß man gegen Unrecht kämpft, das hier und da geschieht. Die Freiheit dazu ist heute nicht mehr ausreichend da. Außerdem halte ich die Art, wie jetzt der Staat in innere Angelegenheiten der evangelischen Kirche eingreift, nicht für berechtigt. Daß in außerordentlichen Zeiten das formale Recht bisweilen hinter Erwägungen der Gerechtigkeit und des Volkswohls zurücktreten muß, weiß auch ich, aber die neuesten Vorgänge dienen m. E. weder dem inneren Frieden des evangelischen Volksteils noch der Erhaltung einer evangelischen Volkskirche. Diese meine Denkweise würde ich, wenn auch die Vorlesungen und Übungen, die ich in diesem Semester halte, andren Gegenständen gelten, auf die Dauer den Studenten nicht verschweigen können noch wollen. Ich würde manchen damit in innere Konflikte bringen.

Es würde mir nicht leicht werden, aus einer Lehrtätigkeit zu scheiden, die ich länger als ein Vierteljahrhundert mit Freude ausgeübt habe. Ich nehme aber an, daß ihre Fortsetzung bei meiner dargelegten Einstellung dem Minister nicht erwünscht ist. Meine Behörde hat Anspruch darauf, daß ich ihr diesen Sachverhalt darlege und sie bitte, ihre Entscheidung zu treffen. Von den Briefen, die ich gleichzeitig absende, Abschrift vorzulegen, erscheint mir als Pflicht.“

An Hindenburg

„Als Herausgeber der christlichen Zeitschrift in Deutschland, die, wie ihr neulich einer ihrer schärfsten Gegner bescheinigte, die außerhalb Deutschlands meistbeachtete ist, bitte ich Sie, nun erst recht dazu zu helfen, daß die evangelische Kirche vor schwerem Schaden und Spaltung bewahrt werde. Der bisherige Verlauf der letzten Besprechungen mindert diese Gefahr nicht. Würde mir Gelegenheit gegeben, Ihnen oder einem von Ihnen Beauftragten meine Bedenken darzulegen, die mich veranlassen, gleichzeitig um meine Beurlaubung aus meiner Professur zu bitten, so würde ich dankbar sein.“

[Nachschrift zum Begleitbrief:]

Das gleichzeitig an den Kanzler zu sendende Schreiben hat entsprechenden Inhalt.

Von ODibelius erhielt ich einen verständigen Brief. Plan einer Zusammenkunft noch nicht aufgegeben.

2. Antwortschreiben an Hans von Soden vom 10. Juli 1933

[Nachlaß von Soden. Bestand I: Korrespondenz Kollegen (ab 1933); maschinenschriftliche Ausfertigung. Hier zitiert nach dem Abdruck in: Ebd., 51-52.]

Lieber Freund,

herzlichen Dank für Ihren mir wichtigen Brief.⁷ „Nicht berechtigt“ sagte ich nur, um in einem amtlichen Schreiben möglichst zurückhaltend zu reden; in der Sache empfinde ich viel schärfer, wie auch Sie. Im übrigen denke ich zwar nicht ganz wie Sie. Es macht schon einen Unterschied aus, d.h. für uns, ob der Staat in wirtschaftlichen Dingen Unrecht tat oder ob er es unsrer Kirche tut; im letzteren Falle erwartet man von uns m.E. mit Recht eine Äußerung. Und daß man die Pfarrer, die unsre Schüler sind, hindert, das zu tun, was wir sie gelehrt haben, das ist meiner Überzeugung nach schon jetzt der Fall. Erstens erfahren wir infolge der Zensur vieles nicht, was im Lande geschehen mag; z.B. suche ich über den Hungerstreik des verhafteten schlesischen Su-

7 Hans von Soden hatte sich am 9. Juli 1933 in einer Reaktion auf Mulerts Brief gegen dessen Plan ausgesprochen. Einleitend heißt es in dem Schreiben: „Lieber Freund! Ich danke Ihnen herzlich für Ihren Brief. Ich möchte Sie bitten, Ihnen von dem Schritt, den Sie nach demselben vorhaben, aufs dringendste abraten zu dürfen. Es hat jetzt keiner von uns das Recht, von seinem Posten zu weichen, solange ihm nicht Zumutungen gestellt werden, die ihm die Weiterführung seines Amtes in Wahrhaftigkeit und Selbstachtung unmöglich machen. Das kann noch kommen, aber es ist keine Rede davon, daß es jetzt daran wäre. [...] Ein freiwilliger Rücktritt, als Zeichen des Protestes gegen Dinge, die man nicht verantworten will, obwohl man sie ja gar nicht zu verantworten hat und dies ja ruhig aussprechen kann, und ebenso ein erzwungenes Martyrium können uns nur schaden; der Staat kann dann mit einem Schein von Recht von Revolte reden. Sie müssen Ihre Professur verlieren, weil Sie etwas getan haben, und nicht sie aufgeben, um dann etwas tun zu können“ (zitiert nach dem genannten Abdruck: Ebd., 48).

perintendenten Bronisch Genaueres zu erkunden, von dem die NZZ [Neue Zürcher Zeitung] sprach und von dem ich schon vorher hörte.⁸

Zweitens: Wenn ein Pastor sich gegen einige der neusten Maßregeln wendet, weil sie das Recht verletzen, so tut er, was ich ihm in der Ethik zur Pflicht machte; tut er es aber, so wird man wohl bald gegen ihn vorgehen. Aber in einem fürs Erste entscheidenden Punkt stimme ich Ihnen ganz zu: Man soll abwarten, welchen Verlauf die Besprechungen nehmen, die jetzt geführt werden. Auch ist die Antwort von Schubring an mich noch unterwegs. Überdies würde, was Gerullis Ihnen gesagt hat,⁹ da ich es nun einmal weiß, bedeuten, daß ich wohl zuerst mit einem der Herren des Ministeriums sprechen sollte, ehe ich ein Schriftstück in den amtlichen Gang gebe. Sie bekommen weiter Nachricht.¹⁰

Herzlich Ihr Mulert.

Abschrift geht an Rade und (morgen) an Schubring.

V. HEUTIGE AUFGABEN DER CHRISTLICHEN WELT

[An die Freunde. Vertrauliche d. i. nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte Mitteilungen. Nr. 110 / 1933 vom 25. November 1933 (1105-1109); Nachlaß Martin Rade. Universitätsbibliothek Marburg. Bestand: MS 839.]

Von heutigen Aufgaben unseres Blattes rede ich unter fünf Titeln: Christentum, Kirche, Theologie, Volk und Staat, Literatur und Kunst.

- 8 Die genannte Zeitung hatte am 30. Juni 1933 (Ausgabe Nr. 1181/2) über den Fall eines evangelischen Superintendenten Brohnsch berichtet. Nachdem er gegen die Deutschen Christen Stellung bezogen hatte, war Brohnsch mit KZ-Haft bestraft worden. Dort war er, in Ermangelung anderer Protestmöglichkeiten, wohl am 28. Juni in Hungerstreik getreten. Nähere Berichte liegen nicht vor. Vermutlich handelt es sich um Pfr. Johannes Bronisch (1864-1942), der das Amt des Superintendenten in Wilhelmsdorf, Kirchenkreis Goldberg (Schlesische Kirchenprovinz), innehatte.
- 9 Georg Gerullis (geb. 1888) war Ministerialdirektor im Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. In einem Anfang des Monats mit von Soden geführten Gespräch hatte er um Information des Ministeriums gebeten, bevor „eine Aktion“ in der von Mulert intendierten Weise erfolge.
- 10 Ein solcher weiterer Brief liegt im Nachlaß von Soden nicht vor. Mulert hat auf seine Absicht, von der Professur zurückzutreten, zunächst noch verzichtet. Möglicherweise haben ihn hierin die Argumente von Sodens beeinflusst. Erst als im Herbst 1935 die Entlassung unmittelbar bevorstand, kam Mulert ihr durch sein Ruhestandsgesuch zu vor.

1)

Weil die Kirche zur leeren Form wird, soweit sie mit ihren Einrichtungen nicht das *Christentum* in Herz und Leben der Menschen wirksamer macht und weil die Theologie zum seelenlosen Schulwissen wird, soweit sie uns nicht Gott reiner erkennen und ihm treuer dienen hilft, darum bleibt die höchste Aufgabe unseres Blattes, so lange es besteht, Ehrfurcht vor Gott und Vertrauen auf ihn, Liebe zu den Brüdern und Nachfolge Jesu zu pflegen, sie herauszufinden und zu fördern, wo irgend wir echte Gesinnung dieser Art finden. Von allem lebendigen Christentum wollen wir lernen, auch wenn es in solchen kirchlichen Formen erscheint und mit einer solchen Theologie sich verbindet, die uns fremd sind und fremd bleiben müssen.

Wenn nun in unseren Tagen die sog. Dialektische oder kulturkritische Theologie auch viele Laien für sich gewonnen hat, dann gewiß nicht so sehr durch die oft von diesen gar nicht verstandene dialektische Beweisführung, sondern durch den wuchtigen Ernst, mit dem Karl Barth, Brunner und Andere vom Ewigen und Heiligen reden, durch die Konzentration der Gedanken und Empfindungen auf einige Grundsätze der Reformation oder auf die Haupterlebnisse der Reformatoren. Man wird dieser Theologie viel gerechter, wenn man sie in erster Linie als eine religiöse Bewegung faßt (oder da das Wort Religion in ihren Kreisen fast geringschätzig gebraucht zu werden pflegt: als eine Vertiefung im Christentum). Die theologischen Systeme, die diese Männer bauen, scholastischer Orthodoxie nachstrebend, und die ihnen selbst als die Hauptsache gelten mögen, sind wahrlich nicht ihre Hauptleistung. Aber daß sie Luthers Kraft und Calvins Strenge uns neu vergegenwärtigt haben, manche Schätze nördlichen und östlichen Christentums damit verbinden, Kierkegaard und Dostojewski uns nahe bringend, das danken wir ihnen und deshalb bleibt es recht, daß Rade ihnen zunächst die CW zur Verfügung gestellt hat; das bleibt recht, auch wenn sie sich dann meist von uns abgewendet haben und heute eine Theologie lehren, in der die Meisten von uns viel Ungeschichtliches und Widersinniges finden.¹¹

Als eine vielen deutschen Evangelischen neue Art des Christentums, von der wir aber lernen können und wollen, begrüßen wir weiter die Bewegung, zu der in unserem Kreise namentlich der Verleger der CW, unser Freund Herr Klotz, die Brücke geschlagen hat. Vor langer Zeit hat Erich Foerster das, was uns an der Gemeinschaftsbewegung wertvoll ist und was wir ablehnen müs-

¹¹ Zum Verhältnis der *Christlichen Welt* zu den Vertretern der Dialektischen Theologie und insbesondere zu ihrer frühen Förderung durch Rade vgl. Johannes Rathje: Die Welt des freien Protestantismus, Stuttgart 1952, 298-303 und 372-378. Noch 1926 gehörten Karl Barth, Peter Barth, Rudolf Bultmann, Friedrich Gogarten und andere Dialektische Theologen der „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt“ an.

sen, so ausgesprochen: „Wir brauchen Laienchristentum; dort aber zeigt sich zugleich Lientheologie“ – er meinte: eine laienhafte, rückständige Theologie.¹² Das lebendige innerliche und doch zugleich tätige Christentum der Pietisten zu gewinnen, ohne daß wir der oft formelhaften und engen Theologie vieler Pfarrer und Laien des Pietismus verfallen, das ist ein hohes Ziel. Und es ist ein tragisches Schicksal, daß im festländischen wie im englisch-amerikanischen Pietismus (und in der Gemeinschaftsbewegung haben sich ja beide verbunden) oft Wärme des Herzens und Eifer in Werken christlicher Liebe zur Kehrseite einen Mangel an Sinn für das Fragen nach Wahrheit, für neue Probleme theologischer Forschung hat, und wiederum der kritische Theolog an praktischem Christentum oft schlichtesten Gemeindegliedern nachsteht. Es braucht nicht so zu sein; es gibt freie theologische Wissenschaft auch in kleinen, lebendig christlichen Gemeinschaften, und die Wiege der CW hat nicht umsonst nahe bei Herrnhut gestanden. Was nun nicht Wenige von uns bei jener Gruppenbewegung suchen, ist ein lebensnahes Christentum ohne die Manieren und Schranken des Pietismus. Jede solche Bewegung bleibt, wenn sie kräftig ist, zugleich bestimmten Versuchungen ausgesetzt; daß sie das Beste, was sie deutschem evangelischem Christentum geben kann, ihm wirklich gebe, dazu wird die CW gern weiter mithelfen.

Wo immer die CW echtes Christentum spürt, wirkliche Nachfolge Jesu, da hat sie Gemeinschaft gesucht und Verständnis für solches Christentum, für neue Christenpflichten verbreiten wollen. So mußte sie Stöckers und Friedrich Naumanns Appell an das soziale Gewissen der deutschen Christenheit unterstützen, so die Arbeit von [Johannes] Lepsius, der sich der schwer leidenden Armenier annahm. So soll es bleiben, und wenn wir aus den Schriften von Männern wie Blumhardt Urlaute christlicher Frömmigkeit vernehmen, und in anderer Weise bei Kutter oder Johannes Müller einen Willen zum Unmittelbaren wahrnehmen, der echter Sinn für das Letzte und Höchste ist, oder wenn Rittelmeyer uns in die Stille ruft, nach innen weist – von ihnen allen wollen wir lernen.¹³

So möchte ich auch künftig keine Nummer unsres Blattes ausgehen lassen, ohne ein (sei es auch kurzes) Stück, das nichts will als schlicht ein paar christliche Glaubensgedanken bezeugen. Als Rade die Schriftleitung abgab, ist er

12 Erich Foerster: Lientheologie, in: Die Christliche Welt 20 (1906), 132-136; zu Leopold Klotz vgl. die Hinweise in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Band 16, Herzberg 1999, 850-854.

13 Die genannten Personen haben seit den 1890er Jahren bis in Mulerts Gegenwart auf unterschiedlichste Weise Kirche und Theologie mit sozial- und kirchenpolitischen Reformforderungen und religiös anspruchsvollen Gemeinschaftsbildungen konfrontiert. Die meisten von ihnen wurden zumindest zeitweise in ihrem Wirken durch die *Christliche Welt* unterstützt.

wogen worden, ob weiterhin jedesmal eine „Andacht“ erscheinen solle. Wiche man von diesem Brauch ab, so würde er gewiß bald Vielen sehr fehlen. Auch solche Leser der CW, die oft schweren Anstoß an ihr nahmen, wie Karl Holl, haben sich mit dem Sinn, der aus Rades Andachten sprach, immer wieder verbunden gefühlt.

2)

Daß wir Gemeinschaft suchen, haben, pflegen, darin liegt die Pflicht, besonders auch der geordneten, verfaßten Gemeinschaft zu dienen, in der wir unser Christentum empfangen haben, unserer *Kirche*. Hieß die CW ursprünglich Gemeindeblatt, so ist ein Gemeindeblatt doch eben ein Kirchenblatt.¹⁴ Gewiß keine „Kirchenzeitung“. Ich sage das nicht geringschätzig. Die vornehme Art, in der Albrecht Ritschl und seine älteren Schüler sich von aller Kirchenpolitik fern hielten, hat sich gerächt, hat sich jedenfalls nicht festhalten lassen. Und wenn heute aller kirchliche Parlamentarismus mißachtet wird und Synodalwahlen und kirchliche Parteien in nächster Zeit nicht mehr dieselbe Rolle spielen werden wie in den letzten zwei Menschenaltern, so gilt doch: mögen die Rechtsformen der kirchlichen Gemeinschaft sich ändern und sich nach einiger Zeit wieder ändern, es bleibt die sittliche Pflicht des Einzelnen, mit seinem Einfluß in der Gemeinschaft das Wohl dieser Gemeinschaft zu fördern. Wenn autoritäre Kirchenführung die Wirkung haben kann, daß Viele, die bisher in der evangelischen Kirche verantwortlich mitarbeiteten, sich künftig um allgemeine kirchliche Angelegenheiten wenig mehr kümmern, so wäre das eine sehr üble Wirkung. Es wird vielmehr unsre Pflicht bleiben, uns über die kirchliche Lage gewissenhaft zu unterrichten.

Was vielen strengen Lutheranern da die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung leistet, das hat gerade in den kirchlichen Kämpfen der letzten Zeit unseren Freunden das Protestantentblatt mit vorbildlicher Vielseitigkeit geleistet. Mit solchen Kirchenzeitungen kann die CW ihrer ganzen Art nach und als Halbmonatschrift nicht konkurrieren; sie bietet dafür mehr von Anderem, und das mag vielen unserer Freunde lieb sein, weil sie das kirchenpolitische Lied als ein besonders garstiges Lied empfinden. Aber über solche Tatsachen, die voraussichtlich auf lange Zeit hinaus wichtig bleiben, wie das Reichskonkordat und die neue Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche, nicht nur zu berichten, sondern solche Urkunden im Wortlaut darzubieten, schien mir Pflicht, um so mehr als die „Chronik der CW“, die früher ein eignes Blatt war, nach dem Kriege nicht wieder aufgelebt ist. Und viele unsrer Freunde und auch solche Leser, die innerlich uns fernstehen, sind Stier zu

¹⁴ Der ursprüngliche Titel der *Christlichen Welt* lautete: „Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen“.

treuem Dank verpflichtet für die mühsame Arbeit, die er als Chronist in jeder Nummer leistet.¹⁵

Wichtiger als *Berichte* über die Vorfälle ist, in einer Zeit schwerster Erschütterung des kirchlichen Wesens wie heute, daß wir einander und den Andern, soweit sie uns hören wollen, zu christlichem *Urteil* über die Vorfälle und zu entsprechendem *Handeln* verhelfen. Wir müssen jedesmal, wenn unsre Kirche in Gefahr ist, unchristlich zu handeln, sie davor zu bewahren suchen, und wenn nach unserer Ueberzeugung dergleichen geschehen ist, widersprechen, soweit sich solcher Widerspruch heute Gehör verschaffen kann. Wesentlich dies, daß die Kirche davor bewahrt werden soll, unchristlich zu handeln, ist auch gemeint, wenn in diesem Sommer die Freunde der Liste „Evangelium und Kirche“ erklärten: „Kirche muß Kirche bleiben“ oder wenn die Jungreformatoren verlangen, es müsse bei kirchlichen Entscheidungen aus dem Wesen der Kirche heraus gehandelt werden. Für weitere Kreise ist aber der Satz, die Kirche dürfe nicht *unchristlich* handeln, deutlicher, weil das Wort *Kirche* den bekannten Doppelsinn hat und das Bekenntnis zur Kirche, gemeint als Bekenntnis zu wahrer Jüngerschaft und Nachfolge Jesu, leicht mißverstanden wird, als wolle man sich zu allen Machtansprüchen und Methoden der sichtbaren Kirche bekennen, auch solchen, die vielleicht mit dem Geiste evangelischen Christentums nicht vereinbar sind, mit dem Geist selbständiger Wahrhaftigkeit und selbstloser Liebe. So gewiß Hingabe an die Gemeinschaft für den Christen Pflicht ist, so gewiß ist Selbstkritik die Pflicht jeder protestantischen Kirche. Aeußerungen wie das Gutachten der Marburger Fakultät zum kirchlichen Beamten-gesetz und das von Neutestamentlern über Neues Testament und Rassenfrage (beide in CW 19) sind in diesem Zusammenhang Vielen von uns wichtig.¹⁶

Dabei ein Wort über den Dienst, den unser Blatt seinen zu unsrer Freude zahlreichen ausländischen Freunden zu leisten hat. Gewiß kann und soll es ihnen Verständnis für die kirchlichen Zustände und Vorgänge in Deutschland vermitteln, und wer sollte sich stärker bemühen, durch die Staubwolken der Propaganda hindurch ein gerechtes Urteil zu gewinnen, als gerade die echten Christen? Ich bitte aber diejenigen, die mit der Art, wie die CW da manches behandelt, nicht einverstanden sind, zu bedenken: man darf gerechter Weise bestimmte Erscheinungen nur dann loben, wenn man gleichzeitig andere tadeln kann; ist letzteres untunlich, dann wird man sich auch ersteres versagen müssen.

15 Ewald Stier (1864-1946) betreute die „Kirchliche Chronik“ von 1920 bis zur Einstellung der *Christlichen Welt* im Mai 1941.

16 Vgl. den Abdruck beider Erklärungen in: Die Bekenntnisse und grundsätzlichen Äußerungen zur Kirchenfrage des Jahres 1933. Gesammelt und eingeleitet von Kurt Dietrich Schmidt, Göttingen 1934, 178-182 [Marburger Erklärung] und 189-191.

3)

Damit sind wir bei der Frage, wie wir unserem Volk, unserem Staate zu dienen haben. Selbstverständlich vor allem durch unseren Dienst an Christentum und Kirche. Denn unserem Volk und Staat geschähe schwerster Schaden, wenn unsre evangelische Kirche verfiel, das evangelische Christentum unter uns verfiel. Und es gibt auch stärkste direkte Wirkungen rechten evangelischen Christentums auf das politische Leben. Der Christ dient dem Nächsten, der Protestant erarbeitet sich selbständige Ueberzeugungen; welches Volk, welcher Staat könnte stärker sein, als die, wo Selbständigkeit mit Gemeinsinn verbunden ist? Daß der Fanatismus, mit dem Viele leider heute und schon seit lange bei uns den politisch Andersdenkenden beschimpfen und zu vergewaltigen suchen, ersetzt werde durch Achtung vor der abweichenden Ueberzeugung des Volksgenossen und den Willen zur Gemeinschaft mit ihm, wer muß ernster und wer könnte besser in Deutschland darauf hinarbeiten als der evangelische Christ? Staatsgesinnung (Sinn für Würde und Wert des Staates, zugleich aber das Gefühl der Pflicht, an Mißbrauch der Staatsmacht positive Kritik zu üben) gibt es wahrlich auch bei unsern katholischen Brüdern; aber daß uns Evangelischen die Landeskirche nicht so neben oder über dem Staat steht, wie dem Katholiken seine Kirche, das ermöglicht uns, solche Staatsgesinnung noch stärker zu betätigen; und wann wäre das nötiger als in einer Zeit leidenschaftlicher politischer Kämpfe?

Daß wir über der Verpflichtung gegen Staat und Vaterland nicht die Gemeinschaft mit christlichen Brüdern aus anderen Völkern vergessen, soll selbstverständlich bleiben, auch wenn der aus unserm Kreise, der solche Gemeinschaft besonders gepflegt hat, [Friedrich] Siegmund-Schultze, heute durch Krankheit an Mitarbeit verhindert ist. Und daß solche heute in unserem Volk besonders lebhaft verhandelte Fragen des öffentlichen Wohls, wie die eugenischen und der ganze Umkreis der Rassenfragen, in den letzten Monaten von der CW wenig behandelt worden sind, lag größtenteils an den sich vordrängenden kirchlichen Ereignissen; vorbereitet sind größere Aufsätze über jene Dinge.

4)

In welchem Umfange unser Blatt auch *theologische* Abhandlungen bringen soll, wird im Kreise der Freunde immer verschieden beurteilt werden. Wobei aber nicht einfach die Theologen es sind, die solchen Inhalt wünschen, und die Laien, die ihn ablehnen; der mich am treuesten vor zu viel theologischen Aufsätzen warnt, ist der Kieler Freund, der am längsten zu unserem Kreise gehört, der Theologieprofessor Baumgarten. Es kommt ja auch sehr darauf an, was unter Theologie verstanden oder wie sie vorgetragen wird. Es ist eine hohe Kunst, echte Wissenschaft gemeinverständlich vorzutragen; aber diese Kunst ist selten. Und ich habe bei Uebernahme der Schriftleitung *ein* Gelüb-

de abgelegt: keinen Aufsatz zu drucken, den ich selbst nicht verstehe. Das bedeutet aber leider, daß recht viele gewiß wertvolle Aufsätze jüngerer Fachgenossen nicht in der CW erscheinen können, denn sie sind in schwerer Geheimsprache gelehrter Zunft geschrieben. Mit neuen theologischen Strömungen und mit wichtigen Forschungsergebnissen die Leser bekannt zu machen, wird durchaus Aufgabe der CW bleiben – gewiß nicht nur mit theologischen, sondern z.B. auch mit den Wandlungen der gegenwärtigen Naturerscheinung. Und während vor dem Kriege historisch-theologische Werke wie die neue Auslegung der Schriften des NT von Johannes Weiß und Anderen starkem Interesse begegneten – auch der Name Religionsgeschichtliche Volksbücher ist bezeichnend, da sie doch keineswegs nur geschichtlichen Inhalts sind –, werden jetzt viel mehr grundsätzliche Fragen erörtert, zum Teil unter bewußter Abwendung von allem Historischen. Wenn also die letzten Jahre eine ganze Reihe von systematisch-theologischen Werken hervorgebracht haben, so ist, diese Werke zu würdigen, eine schon allzu lange zurückgestellte, dringliche Aufgabe unsres Blattes.

5)

Ebenso – und davon nur noch wenige Worte – bleibt es Pflicht, den Blick immer wieder zu richten auf alte und neue Schätze aus der Welt des Schönen, auf *Literatur* und bildende *Kunst*, wahrlich nicht nur die „christliche“ Literatur (es ist ja überhaupt eine ernste Frage, ob nicht Tendenz für die Echtheit der Kunst gefährlich wird); sondern alle wahre Erhebung durch Schönes geht den an, der Ehrfurcht vor dem Heiligen kennt. Zwar wenden sich Kierkegaard und dialektische Theologie unserer Tage leidenschaftlich dagegen, daß man Christliches und Aesthetisches vermenge, aber auch die dialektische Theologie hat ihre Dichter wie Kafka, und wenn wir es auch ablehnen, daß Kunst zum Ersatz der Religion werde, so ist sie doch tatsächlich Unzähligen der edelste Ausdruck ihrer Ehrfurcht vor Gott und das stärkste Mittel, solches Empfinden anzuregen. Und wenn das Christentum und der Logos, der Sinn für die Wahrheit, die Vernunft, nicht auseinandergerissen werden dürfen, dann auch nicht das Christentum und die Freude am Schönen und die Pflege solcher Kunst, die das Leben treffend wiedergibt oder vorbildet. Kein Theolog kann von der furchtbaren Bedeutung der Vererbung des Bösen wirksamer reden als Ibsen in den Gespenstern. Und wenn gerade die Behandlung, die die Kunst und Literatur in den letzten Jahren bei der CW fand, manchem Freund wenig Plan zu haben schien oder sonst nicht genügte, so bitte ich hier besonders gern um Kritik und Mitarbeit.

6)

Von manchem Schönen und von manchem theoretischen Problem konnte

aus einem sehr einfachen Grunde nicht geredet werden: Mars regiert die Stunde, und geistige Kämpfe sind mindestens nicht weniger heiß als die mit den Waffen.

Tragen Sie, liebe Freunde, die Verantwortung dafür, wie unser Blatt durch die Wellen dieser Kämpfe hindurchzusteuern ist, mit auf Ihrem Herzen! Hilfe durch guten Rat oder Widerspruch muß dem jetzigen Herausgeber um so wichtiger sein, als er nicht, wie sein Vorgänger, in der Mitte Deutschlands wohnt, sondern an der Grenze. Wenn in der Erregung der heutigen Kämpfe nicht nur Manche wegen in der Tat schuldhaften Verhaltens zu leiden haben, sondern Manche, nur weil sie sich schlicht und fest zu ihren Ueberzeugungen bekennen, in Gefahr geraten ihr Amt zu verlieren, so werden wir darin einig sein, daß gegen das Gewissen zu handeln gefährlich ist. Wir bleiben zwar ehrlich bemüht, jede von der unseren abweichende Denkweise unserer Mitchristen und Volksgenossen zu verstehen. Aber wir sollen nach bestem Vermögen aussprechen, was uns als wahr und als Pflicht erscheint, und damit unserem Volk und unserer Kirche, der Christenheit und der Menschheit weiter dienen. Dazu wollen wir einander helfen.

[Anmerkung Rade:] Die lebhafteste Aussprache, die auf diesen Bericht folgte, ergab die restlose Gesinnungsgemeinschaft der Anwesenden und ihren Willen, weiter treu zusammenzubleiben. R.

VI. LUTHER

[Die Christliche Welt 47 (1933), 961-962. Ausgabe Nr. 21 vom 4. November 1933]

Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben. Hebr. 13, 7. Die große Feier des Luthertages ist verschoben. Das mag gut sein. Nicht daß jede Feier am 10. November unter der Agitation für die Wahl des 12. November würde leiden müssen. Die Wahlen haben ja andern Charakter als früher. Aber je weniger bei den Gedächtnisfeiern für Luther manche Redner versucht sind, zum Politischen hinüberzuschweifen, um so reiner kann der eigentliche Sinn, der rechte Charakter der Feier hervortreten. Im Ausland wird man den 10. November festlich begehen. Und auch in Deutschland werden, trotz der Verschiebung der Hauptfeier, die Gedanken schon in den Wochen bis dahin sich immer wieder auf Luther richten.¹⁷

Sein Reformationswerk ist daraus hervorgegangen, daß in der Seele des jungen Luther strenge Gewissenhaftigkeit mit leidenschaftlichem Verlangen nach

Heilsgewißheit verbunden war. Wer nach Gewißheit oder doch fester Hoffnung ewigen Heils verlangte, aber ohne sonderlich strenges Gewissen war, konnte nach priesterlicher Absolution und vollbrachten Bußleistungen sich beruhigen. Wiederum: wer zwar strenge Gewissenhaftigkeit hatte, aber nicht eben lebhaft nach Gewißheit ewigen Heils verlangte, der konnte innerhalb der katholischen Bußpraxis bleiben, wonach dem Einzelnen zwar Hoffnung, aber normalerweise nie Gewißheit des Heils zusteht. Mancher unsrer katholischen Brüder meint auch heute, Heilsgewißheit sei dem sittlichen Streben gefährlich. Und wir sollen ernst fragen, ob vielleicht die Heilsgewißheit, die zu Luthers Zeit ein Trost für gequälte Gewissen war, in den evangelischen Kirchen oft Allen in einer Weise gepredigt wird, die gar nicht nach Luthers Sinn ist. Aber in dieser Feierstunde fragen wir nicht so. Sondern heute sagen wir: wo sich heißes Verlangen nach Gewißheit schließlicher völliger Gottesgemeinschaft verbindet mit solcher Gewissenhaftigkeit, solchem sittlichem Ernst, wie Luther ihn hatte, da finden noch heute Menschen Frieden, Kraft, neues Leben in dem, was Luther erlebt und dann immer wieder verkündet hat: daß der Sünder nach des heiligen Gottes gütigem Willen durch Vertrauen wieder Gemeinschaft mit Gott gewinnt, Gott recht wird. In der theologischen Formel ausgedrückt, die Luther gemäß der Ueberlieferung brauchte: daß der Sünder durch Glauben vor Gott gerecht wird.

Luther gilt als der deutsche Prophet. Er selbst wollte das sein. Die Männer des Alten Testaments, an die wir bei dem Worte Prophet zunächst denken, die Schriftpropheten wie Amos und Jesaja haben vor allem *eine* Botschaft: Gott will Gerechtigkeit und Liebe; man dient ihm durch sittliches Handeln, nicht durch Brandopfer und Tempelkult. Und der Gott, der solches fordert, ist nicht mehr nur der Gott des Volkes, sondern der Herr der Welt und ihrer Geschichte. Noch inniger ist diese gegenseitige Durchdringung von Religion und Sittlichkeit im Neuen Testament, in der Verkündigung Jesu. Gottesglaube, der in Gegenwart und Zukunft lebendig bleiben soll, kann in der Tat nur sittlicher Gottesglaube sein.

Aber alle sittliche Religion ist in einer Gefahr. Weil man den Menschen hier an seine Pflichten mahnt, wird seine Verantwortlichkeit, seine Freiheit, seine Würde oft so betont, daß darüber das Wesen der Religion vergessen, das Uempfinden des Frommen verletzt wird. Nämlich, daß er sich ganz in Gottes Macht weiß, und daß es allein Gottes Ehre ist, die er sucht. Und das ist nun die

17 Die Feierlichkeiten aus Anlaß des 450. Geburtstages Martin Luthers („Deutscher Lutherstag 1933“) waren kurzfristig wegen der für den 12. November 1933 angesetzten Volksabstimmung über den Austritt aus dem Völkerbund sowie der damit verbundenen Wahl zum Reichstag durch den Reichsbischof vom 10. auf den 19. November verschoben worden.

Bedeutung von Luthers reformatorischem Erleben (oder die seiner Rechtfertigungslehre) in der Geschichte der Religion, daß bei ihm sich das Innerste der Frömmigkeit wieder erhebt gegen die in *sittlicher* Religion stets drohende Verkümmernng des eigentlich *Religiösen*. Luther weiß: Gott ist's, der uns das Heil schafft.

Tiefste Ehrfurcht vor Gott und sittlicher Ernst brauchen wahrlich nicht in Spannung zueinander zu stehen, sollen es nicht, so gewiß wir, wenn wir Gott den Heiligen nennen, eben damit unsere Pflicht als sein Gebot ehren. Im Evangelium sind beide eins, und wieder bei Luther. Ist im Evangelium Jesu Gott der Uebermächtige, der Heilige, der Gütige, so ist in Luthers Rechtfertigungslehre, wenn man genau zusieht, das in einen Satz gefaßt, lehrhaft ausgesprochen, was im Gottesbild des Evangeliums liegt. In diesem Sinne ist für uns die Reformation Erneuerung des Urchristlichen.

VII. KIRCHLICHE LEHREN DES JAHRES 1933

[Die Christliche Welt 48 (1934), 12-18. Ausgabe Nr. 1 vom 1. Januar 1934]

Wer an den Deutschen Christen Kritik geübt hat und übt, soll doch ihren Motiven gerecht zu werden suchen und die Gründe ihres zunächst großen Erfolgs sich verdeutlichen.

Daß Kirchen ihrer Natur nach konservativ sind, dafür haben Viele Verständnis. Aber wenn kirchliche Ordnungen und Formeln und die Rede- und Denkweise der Pfarrer sich vom Leben und Denken des Volkes zu weit entfernt haben, kann es jeden Tag einen Abfall von der Kirche oder günstigeren Falls einen Sturm in der Kirche geben. Dabei mag das größere Recht bisweilen durchaus bei den Vertretern des Bisherigen in der Kirche sein; wenn weite Volkskreise sich der Kirche entfremden, kann der Grund auch in sittlicher Verwilderung dieser Kreise liegen. Aber in Deutschland waren seit Jahrzehnten nicht nur Leichtsinnige und materialistisch Gesinnte, sondern auch viele ernste Leute mit den Kirchen unzufrieden. Von der katholischen Kirche rede ich heute nicht. Aber wie steht es mit der evangelischen?

Den evangelischen Kirchen gehörte größtenteils nur noch ganz äußerlich der Volksteil an, der rot wählte; von 1912 bis 1932 sind das etwa zwei Fünftel der Evangelischen gewesen. Daneben waren aber mit unseren Kirchen unzufrieden auch viele leidenschaftlich national Gesinnte. Das trat in der Zusammensetzung unserer kirchlichen Körperschaften nicht sehr zutage. Auf der altpreußischen Generalsynode hatte der „Bund für Deutsche Kirche“ nur vier (von mehr als

200) Sitzen (immerhin haben diese Vier seinerzeit den Ausschlag gegen den Bischofstitel der altpreußischen Generalsuperintendenten gegeben; während jetzt die Deutschen Christen die bischöfliche Verfassung einführten). Viele völkisch Gesinnte mögen schon lange, in verschiedenen Bünden ihre Denkweise pflegend, sich um Kirchenwahlen und um die evangelische Kirche überhaupt nur wenig bekümmert haben; manche radikale Völkische traten, sich zum Tannenbergbund zusammenschließend, aus der Kirche aus. Daß die akademische Jugend auf Verkündigung evangelischen Christentums noch am willigsten dann hörte, wenn diese sich mit entschiedenem nationalem Bekenntnis verband, konnte man seit Jahren beobachten; einige theologische Hochschullehrer aber, die gerade mit solcher Verkündigung starken Erfolg hatten, waren mit den älteren kirchlichen Gruppen sichtlich nicht sonderlich eng verbunden; wenn eine neue, zugleich evangelische und nationale Bewegung aufkam, konnten sie alsbald beitreten und ihre Führer werden. Daß akademische Jugend, auch außertheologische, leidenschaftliches Interesse an kirchlichen Dingen zu nehmen bereit war, wo sich eine von ihr als national nicht zuverlässig angesehene Theologie zeigte, das bewies 1931/32 der Streit um Dehn.¹⁸

Nun änderte sich 1933 die Gestalt unseres Staates stark. Und jede solche Staatsumwälzung pflegt auf die Kirchen zu wirken. Nur haben die Revolutionen 1848 und 1918 auf unsere Kirchen deshalb nicht tief gewirkt, weil die Führer der Staatsumwälzung beide Male für (oder auch gegen) kirchliche Dinge nicht sonderlich interessiert waren (der leidenschaftliche Kirchenfeind Adolph Hoffmann ist 1918 nur kurze Zeit preußischer Minister gewesen). Auch Hitler hält sich in kirchlichen Dingen klug zurück. Aber unter den Nationalsozialisten, die 1933 zur Macht kamen, waren doch nicht wenige evangelische Pfarrer und sonstige im kirchlichen Leben Tätige. Einige – nicht alle! – von ihnen haben alsbald versucht, wie der Nationalsozialismus in allen möglichen anderen Organisationen nun die Herrschaft in Anspruch nahm, so sie ihm auch in den evangelischen Kirchen zu gewinnen. Hatten sie bei den kirchlichen Wahlen vom Herbst und Winter 1932/33 noch keine entscheidenden Erfolge erzielt, so traten sie nach den politischen Märzahlen 1933 und seit der Reichstagung der Deutschen Christen [am] 3. und 4. April 1933 mit der

¹⁸ Der Berliner Pfarrer Günther Dehn (1882-1970) wurde 1929/30 in einer Pressekampagne von Nationalsozialisten als „subversiver Pazifist“ bekämpft. Die Heidelberger Theologische Fakultät zog infolge dieser Angriffe 1930 eine bereits ausgesprochene Berufung auf einen Lehrstuhl für Praktische Theologie zurück. 1931 wurde Dehn nach Halle berufen, doch konnte er dort wegen anhaltender Tumulte nationalsozialistischer Studenten seine Lehrveranstaltungen nicht durchführen. Im Oktober 1932 wurde Dehn beurlaubt und im folgenden Jahr aus dem Hochschuldienst entlassen. Anschließend arbeitete er als Hilfsarbeiter beim Berliner Bruderrat und seit 1936 als Dozent an der Kirchlichen Hochschule in Berlin.

Ueberzeugung auf, jetzt stehe überall die große Mehrheit des evangelischen Kirchenvolkes hinter ihnen. Und als durch die stürmischen Forderungen jener Reichstagung wirklich mehr Bewegung in die evangelischen Kirchen zu kommen schien, da wandten sich Unzählige den Deutschen Christen zu, voll froher Hoffnung, nun würden sich Kirche und Volk besser verstehen, enger zusammenfinden. „Deutsche Christen“ wurden jetzt auch solche, die so leidenschaftlich völkisch empfinden, daß dieses Empfinden bei ihnen geradezu an Stelle der Religion steht. Die Kirche brauchten sie kaum, oder sie suchen sie wesentlich als Pflegestätte nationaler Begeisterung und sittlicher Erziehung überhaupt; das ausgeprägt Christliche liegt ihnen fern. Aber sie schlossen sich den Deutschen Christen an. Und das taten noch viele Andere.

Wie Tausende, die früher politisch liberal gewählt haben, heute Nationalsozialisten sind, so traten Scharen solcher, denen die Kirche irgendwie veraltet, starr zu sein schien, die manche biblischen Wundergeschichten und manche kirchlichen Lehren nicht glauben konnten oder an engherziger oder lebensfremder Art kirchlicher Verkündigung Anstoß nahmen, jetzt hoffnungsvoll den Deutschen Christen bei. Daß die Losungen, unter denen die Deutschen Christen auftraten, sich in der Tat manchmal von denen nicht sehr unterschieden, die man früher bei den Freunden evangelischer Freiheit und sonstigen Vertretern des „Kulturprotestantismus“ fand, dafür nur ein Beispiel: in Schleswig-Holstein gab es seit Jahren ein Blatt „Volk und Kirche“, mehr volksgemeinschaftlich als theologisch interessiert, aber überwiegend von denen getragen, die man als Kirchlich-Liberale bezeichnet. Als die Deutschen Christen 1933 das andere kirchliche Blatt des Landes übernahmen, die „Niederdeutsche Kirchenzeitung“ die zuletzt im Sinn eines von Barth verjüngten strengen Luthertums geleitet worden war, gaben sie ihm den Titel „Volkstum und Kirche in Niedersachsen“. So sind in ganz Deutschland auch nicht wenige Freunde der Christlichen Welt und solche, die es ihrer Gesinnung nach durchaus sein könnten, Deutsche Christen geworden; in Thüringen überließ der Volkskirchenbund bei den Wahlen vom Juli 1933 den Deutschen Christen das Feld; in Baden und sonst schlossen sich kirchlich-freiheitliche Verbände geradezu den Deutschen Christen an.

Anderwärts ging es freilich ganz anders. Hier traten vielmehr ganz überwiegend Männer von kirchlich-konservativer Haltung den Deutschen Christen bei, auch ausgesprochene Pietisten und Gemeinschaftsleute. Hatten Blätter wie die „Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung“, der „Reichsbote“ und „Licht und Leben“ jahrelang an der deutschen Republik die schärfste Kritik geübt, in ihren politischen Betrachtungen sich auf den Standpunkt der Parteien der Rechten gestellt, wie sollten nun nicht die Freunde dieser Blätter mit Freude der einen großen Partei zuströmen, in der die bisherigen Parteien der Rechten allmählich aufgingen, und sich der kirchlichen Gruppe

anschließen, die als die dem Nationalsozialismus entsprechende erschien? Macht und Autorität scheinen verwandt zu sein; sollten evangelische Christen, die für die Autorität der Kirchenlehre eintraten, sich nicht auch ausdrücklich für den Staat Hitlers einsetzen, der viel eindrücklicher und energischer als der vorherige Staat Macht bewies und in Anspruch nahm? Leidenschaftlicher nationaler Machtwille und harte Orthodoxie verbinden sich z.B. bei [Wilhelm] Stapel. So hat es denn auch nicht an Versuchen gefehlt, die Theologengruppe, deren Arbeit schließlich am stärksten dazu beigetragen hat, im Gegensatz zur historisch-kritischen Forschung der vorausgegangenen Zeit, wieder Sinn für Wert und Recht des kirchlichen Dogmas zu wecken, die Theologen der Krisis, besonders eng mit dem nationalsozialistischen Staat und – so mochten Viele meinen – wohl auch mit den Deutschen Christen zu verbünden. Asmussen hat sich in solchem Sinne geäußert; die kirchenpolitische Schriftstellerei Hans Beyers hatte ausdrücklich diese Absicht. Fezer, dessen erstes bekanntes Buch stark von der Theologie der Krisis bestimmt war, schien zum theologischen Führer der Deutschen Christen zu werden. Von den bekanntesten Theologen der Krisis schloß sich Gogarten, seit längerer Zeit eine konservativ-lutherische Denkweise vertretend, ihnen an.

Bald aber ward man gewahr, daß noch Leute von wiederum ganz anderer Art mindestens bei den kirchlichen Wahlen vom Juli 1933 für die Deutschen Christen eingetreten waren, sich wohl auch sonst ihnen angeschlossen hatten. Wie Millionen ehemaliger Marxisten 1933 nationalsozialistisch gewählt haben und in nationalsozialistische Organisationen eingetreten sind, so sind von ihnen vermutlich auch manche „Deutsche Christen“ geworden. War man früher der Kirche fern, so betätigt man sich jetzt in ihr, und selbstverständlich bei dieser kirchlichen Gruppe. Ich bezweifle gar nicht, daß, wie auf politischem Gebiet manch ehrliche Bekehrung erfolgt ist, so auch auf kirchlichem mancher, der Religion und Kirche anders einschätzen gelernt hat als vorher, es ganz aufrichtig für das Gegebene ansah und ansieht, sich zu den Deutschen Christen zu halten. Erleichtert wurde dies dadurch, daß die Richtlinien der Deutschen Christen mehr Stimmungen als klare Gedanken enthalten, mehr nationale und allgemein religiöse Empfindungen, als daß sie viele bestimmte praktisch-kirchliche Forderungen ausgesprochen oder gar in umstrittenen dogmatischen Fragen Stellung genommen hätten. Daß bischöfliche Verfassung und ein Reichsbischof gefordert wurden, schien einfach dem Zug zur Macht und Autorität zu entsprechen, den der Nationalsozialismus überhaupt hat; den staatlichen Nichtarierparagraphen aber irgendwie in die Kirche zu übernehmen, mochte angesichts der populären antisemitischen Stimmung solchen, die die Kirche dem Staat gleichschalten wollten, fast als selbstverständlich gelten.

Seit dem April, als auf der Reichstagung der Deutschen Christen der Wille

sich geäußert hatte, die moralische und nötigenfalls auch die realste Macht des nationalsozialistischen Staates in den Dienst der Deutschen Christen und der von ihnen geforderten Reform der Kirche zu stellen, schien ihre Bewegung in kaum aufhaltsamem Vordringen zu sein.

2.

Aber natürlich mußte, je mehr sie vordrang und dabei zu positivem Schaffen genötigt war, um so deutlicher sich zeigen, wie wenig einheitlich sie war. Und je rascher sie die Macht in der Kirche eroberte, ohne die nicht zu ihr Gehörenden auch innerlich zu überwinden, um so mehr wuchs der Widerstand. Sobald die „Deutschen Christen“ im April stärker hervorgetreten waren, wurden Bedenken gegen einzelne ihrer Forderungen aus den verschiedensten Kreisen geäußert: von Gemeinschaftsleuten, von strengen Lutheranern, von Theologen der Krisis, von freien Protestanten. Eine Hauptforderung der Deutschen Christen ward allerdings fast allgemein als so berechtigt empfunden, daß die bisherigen Kirchenbehörden sie alsbald sich aneigneten und ihre Verwirklichung vorbereiteten: die Schaffung einer einheitlichen deutsch-evangelischen Kirche, die Ersetzung des Kirchenbundes durch eine Bundeskirche. Und das Verdienst, hierfür die Bahn gebrochen zu haben, wird den Deutschen Christen bleiben.

Soweit sie Widerspruch fanden, ward am meisten beachtet der von den „Jungreformatoren“ kommende, weil es sich hier nicht um eine der alten Parteien handelte, sondern um eine neue Bewegung, die von angesehenen Theologen geführt ward und die Presse geschickt benutzte. Die sachlichen Gegensätze kamen allerdings zunächst nicht deutlich heraus. Daß die Jungreformatoren, zum Teil von der Theologie der Krisis beeinflusst, in jedem Falle Gegner alles Liberalismus und den nationalsozialistischen Staat freudig bejahend, doch Gegner der Herübernahme des staatlichen Nichtarierparagrafen in die Kirche waren, das ist manchen wohl als Streit um eine einzelne Rechtsbestimmung erschienen; hier lag aber ein tiefer Gegensatz in der Auffassung von der Kirche vor; während die Deutschen Christen die Kirche dem Staat gleichschalten wollten, betonten die Jungreformatoren wie auch Andere, daß die Kirche in ihrem Wesen vom Staate verschieden ist und ihre Eigenart gerade auch dazu behalten muß, daß sie dem Volke und dem Staat leiste, was sie leisten soll. Die Jungreformatoren äußerten sich hier besonders scharf, und es zeigte sich hier eine wirkliche Schwierigkeit für die Deutschen Christen. In nationalsozialistischen Kreisen glaubt man gern, es sei in unserem Volke auch eine religiöse Besinnung eingetreten. Soweit der Kirchenbesuch sich gehoben hat, läßt sich, wie schon früher in ähnlichen Zeiten, schwer abschätzen, ob da wirklich eine innere Wandlung vorliegt oder mehr nur eine äußere Aenderung. Aber sicher ist: in Zeiten der Kräftigung religiösen Lebens

pfllegt auch der kirchliche Sinn stärker zu werden. Ist das Urteil richtig, daß es heute bei uns einen religiösen Aufschwung gibt, dann muß deshalb der Versuch, die Kirche gleichzeitig mehr zu verstaatlichen, sie zu politisieren, auf zunehmenden Widerstand stoßen.

Der andere Streitpunkt (neben dem Nichtarierparagrafen), der in der Öffentlichkeit sehr beachtet wurde, war die Person des Reichsbischofs. Hatten die Deutschen Christen verlangt, er solle am 31. Oktober vom Kirchenvolk gewählt werden, so forderten die Jungreformatoren, er sei sofort, aber durch die Kirchenführer, zu bestellen. Es braucht hier nicht noch einmal der Gang der Ereignisse berichtet zu werden: wie die Namen Bodelschwings und Müllers genannt wurden, wie dann die Kirchenführer, ein überraschendes Vorgehen der Deutschen Christen fürchtend, das bereits gemeldet worden war, ihrerseits Bodelschwing in Aussicht nahmen und ihn wählten. Die Deutschen Christen widersprachen und erklärten sich für Müller, der preußische Kultusminister setzte einen Staatskommissar ein; dieser griff stark in die Zusammensetzung der kirchlichen Behörden ein. Der Reichspräsident und der Kanzler veranlaßten Vermittlung des Reichsinnenministers. Die neue Kirchenverfassung ward rasch abgeschlossen und die Neuwahl aller kirchlichen Körperschaften auf ganz nahen Termin festgesetzt. Diese Beschleunigung der Wahl erleichterte es den allein schlagkräftig organisierten Deutschen Christen, fast überall eine große Mehrheit zu gewinnen, und teils vor den „braunen“ Synoden, die nun stattfanden, teils gemäß ihren Beschlüssen wurden die Kirchenbehörden jetzt im Sinne der Deutschen Christen umgebildet.¹⁹

Nun bestanden in unseren Kirchen schon längst scharfe Gegensätze, namentlich der zwischen denen, die streng an der Lehre der Bekenntnisschriften festhalten, und den freier Gesinnten, die besonders in *einem* Stande die große Mehrheit haben, dem Stande, der wegen des Religionsunterrichts für die Kirche nicht weniger wichtig ist als der Pfarrerstand: bei den Lehrern. Solche Gegensätze können zurücktreten, wenn praktische Aufgaben in den Vordergrund treten: der Kampf gegen sittlich-soziale Schäden und die Wiedergewinnung der dem Christentum Entfremdeten. Diese beiden Aufgaben hängen ja eng zusammen: Millionen sind vornehmlich deshalb entfremdet, weil sie bei der Kirche zwar den Willen sehen, im einzelnen mancher Not abzuhelpfen, aber nicht die Kraft, soziale Ungerechtigkeit im großen so zu bekämpfen, wie es den Worten Jesu entsprechen würde. Hätten die „Deutschen Christen“, dem ehrlichen sozialen Wollen unzähliger Nationalsozialisten gemäß, unsere Kirchen zu lebendiger Betätigung der sozialreformerischen Kräfte des Chri-

¹⁹ Vgl. Kurt Meier: Die evangelische Kirche im Dritten Reich, München 1992, besonders Kap. 2, sowie: Klaus Scholder: Die Kirchen und das Dritte Reich. Band 1: Vorgeschichte und Zeit der Illusionen, Frankfurt am Main / Berlin / Wien 1977, 560-626.

stentums aufgerufen, und hätten sie bei der Arbeit an Wiedergewinnung der Entfremdeten, wie es die Größe der Aufgabe fordert, die Vertreter der verschiedensten Arten evangelischen Christentums zu freiem Wettbewerb in Tätigkeit gesetzt, Christlich-Soziale und Evangelisch-Soziale, Dialektiker und Männer vom Bund für Deutsche Kirche, strenge Lutheraner und frei kritisch forschende Protestanten – wie großen Gewinn hätte unsre Kirche davon haben können! Und je mehr die Deutschen Christen so zwar die verschiedensten Kräfte in den evangelischen Gemeinden frei und mobil gemacht, für sich selbst aber dabei leitende Stellungen nicht stärker in Anspruch genommen hätten, als eben sachlich nötig war, um so williger wäre ihr Verdienst anerkannt worden. Uneigennützigem Führern folgt man gern.

Aber wie ganz anders sind die Dinge gegangen! Wohl wurde die Losung der Volksmission ausgegeben. Aber wenn der deutlichste Punkt in dem Programm, das Hossenfelder schließlich ausgab, der war, daß jeden ersten Sonntag im Monat überall über denselben Text gepredigt werden solle, so wird doch niemand, der unseres Volkes seelische Not wirklich kennt, meinen, mit solchen äußerlichen Mitteln würde es wieder fürs Christentum gewonnen! Ganz zu schweigen von so beschämenden Geschmacklosigkeiten wie dem Programm einer Massenversammlung im Berliner Friedrichshain, das die „Junge Kirche“ (Nr. 3) abdruckte und bei dem Reden der Führer der Deutschen Christen, religiöse Lieder, Armeemärsche und weltliche Musik bunt abwechselten.²⁰ Von dem Willen, alle Kräfte sich frei entfalten zu lassen, war nichts zu merken; vielmehr ward Zentralisation, bischöfliche Leitung, strammer Gehorsam gegen Führer verlangt. Von Zurückhaltung endlich war keine Rede; wohl nie sind in unseren evangelischen Kirchen mit solcher Schnelligkeit die Behörden anders besetzt worden, wobei alle leitenden Posten Deutschen Christen gegeben wurden. Nichts hat den anspruchsvollen (und deshalb ohnehin bedenklichen) Namen „Glaubensbewegung“ stärker in Mißkredit gebracht als diese Art der Personalpolitik. Verdiente, auch im Ausland angesehene Kirchenführer, die noch in den besten Jahren standen, mußten vom Platze weichen; unter den neu Berufenen waren manche Unbewährte und ihrer ganzen Art nach zweifellos Unberufene. Dabei mag von einzelnen besonders unerfreulichen Vorkommnissen noch abgesehen werden, wie denn der Mann, der zuerst öffentlich die Losung ausgab: „Fort mit Dibelius!“ , der Kulturreferent der Reichsleitung der Deutschen Christen, Bierschwale, inzwischen aus dem öffentlichen Leben ausgeschieden ist.²¹ Für den Staat, für die Nation gilt nach

²⁰ Vgl.: Junge Kirche 1 (1933), 40 (Nr. 3 vom 12. Juli 1933).

²¹ Alfred Bierschwale war bis Oktober 1933 „Reichskulturwart“ der Glaubensbewegung Deutsche Christen. Grund für sein Ausscheiden waren anscheinend kriminelle Verfehlungen (vgl.: Junge Kirche 1 (1933), 288).

reformatorischer Denkweise zwar sicher nicht, was Jakob Burckhardt, hierin der weltflüchtigen Stimmung morgenländischer Christen verwandt, argwöhnte: daß die Macht an sich böse sei. Aber daß das Verlangen nach Macht in der Kirche in schwere Versuchungen zu unchristlichem Wesen führt, das haben wir 1933 in Deutschland nur zu schlimm erlebt. Wer heftig agitiert, soll sich nicht wundern, wenn Leute sich ihm anschließen, die mehr von Streitlust bestimmt sind, als daß sie das Ziel des Kampfes recht verstünden. Es gibt geistige Landsknechtsnaturen. Fanatismus wechselt bisweilen nur das Vorzeichen. Gegen die Massenagitation der Deutschen Christen wurde der Widerstand immer schärfer. Schon bei den Synodalwahlen in Alt-Preußen schlossen sich Angehörige aller anderen Gruppen gegen die Deutschen Christen zusammen unter der Losung „Evangelium und Kirche“, und Karl Barth, der Hauptvertreter der Theologie der Krisis, hat in seinen Heften „Theologische Existenz heute“ die Deutschen Christen so bekämpft, daß er dabei auch die Jungreformatorischen verwirft, weil sie den Kampf nicht grundsätzlich genug führten. Davon, Theologen der Krisis und Deutsche Christen zu verbinden, ist keine Rede mehr.

Wie ungeistliche Formen die Agitation der Deutschen Christen annehmen konnte, zeigte die Sportpalast-Versammlung. Sie zeigte zugleich, wie wenig einheitlich die Deutschen Christen sind. Sie führte in ihren Folgen zum Zerfall dieser Gruppe. Sie erscheint als der Augenblick des Umschwungs des kirchenpolitischen Dramas. Seitdem bestimmen andere Gruppen, andere Mächte den Gang der Dinge stärker. Wiederum brauchen die letzten Ereignisse hier nicht noch einmal dargestellt zu werden. Heute, Mitte Dezember, scheint es so, als gehe der Reichsbischof mit dem zur Zeit unvollständig besetzten Geistlichen Ministerium planmäßig in vermittelndem Sinne vor. Vermeiden lassen wird es sich dennoch nicht, daß um weitere Entscheidungen noch scharf gekämpft wird.

Bleiben die Deutschen Christen zum großen Teil beisammen oder finden sie sich zum großen Teil wieder zusammen, so werden sie doch nicht einfach die bleiben, die sie im Sommer 1933 waren. Und es wird dann für die Zukunft unserer Kirche wieder viel davon abhängen, wie sie sich entwickeln und daß sie nicht wieder unter die Herrschaft von ganz einseitigen Führern kommen. In dem Willen, daß unsre Kirche volkstümlich sei oder werde, in der Erkenntnis, daß im überlieferten Dogma manches nicht haltbar (wenn auch als Erzeugnis jüdischen, griechischen oder römischen Geistes geschichtlich zu begreifen) ist, mit einem Wort: in den Gedanken, die Schuster in seiner Aufsatzreihe in den letzten Nummern hier darlegte (inzwischen als Sonderdruck erschienen: Freies Christentum; Gotha, Klotz)²², werden sich viele Deutsche

²² Hermann Schuster: Freies deutsches Christentum. Wege und Irrwege (Erweiterter Sonderdruck aus der Christlichen Welt 1933. Nr. 19-24), Gotha 1933.

Christen mit uns zusammenfinden können. Mit solchen Verständigung zu suchen, bleibt Pflicht, so gewiß zwischen Anderen in jener Gruppe und uns Gegensätze in der Auffassung davon bestehen, wie der Christ zur Gerechtigkeit gegen den Andersdenkenden, zur Liebe gegen die Brüder verpflichtet ist. Ethische Gegensätze sind oft noch tiefer als solche des Glaubens.

3.

Niemand vergesse aber über dem Streit um Krause die Tatsache, daß im selben Jahr 1933, da innerhalb der evangelischen Kirche die Deutschen Christen die Macht eroberten, am Rande oder jenseits dieser Kirche eine dritte Konfession sich bildete. Seit der Jahrhundertwende gab es in Deutschland zahlreiche Austritte zu den Konfessionslosen. Ihre Zahl war zuletzt so gewachsen, daß man ernstlich fragen konnte, ob das großenteils nur noch äußerlich zu den Kirchen haltende rote Drittel unseres Volkes sich nicht mehr und mehr auch äußerlich von den Kirchen lösen werde. Ob die dann neben Katholiken und Evangelischen als dritte Gruppe stehenden Konfessionslosen den Kirchen sehr gefährlich werden würden, darüber mochten die Meinungen auseinandergehen. Die Negation als solche pflegt auf die Dauer in sich wenig Kraft zu haben. Aber nun hat sich die politische Lage sehr geändert; es gibt keine sozialistischen und kommunistischen Verbände mehr in Deutschland, auch keine Gottlosenpropaganda mehr. Andererseits haben sich die meisten Gruppen, die völkische, germanische, arische Religion so vertreten, daß sie das Christentum ablehnen, zusammengeschlossen zur Arbeitsgemeinschaft Deutscher Glaubensbewegung (ADG); hier wird Gewissensfreiheit gefordert, und es hat sich ihnen auch ein Teil der bisherigen Freireligiösen angeschlossen. Nicht wenige angesehene Nationalsozialisten stehen hier oder haben sich doch in verwandtem Sinne ausgesprochen: Reventlow, Schirach, Rosenberg. Daß auch dieser Kreis in sich keineswegs einheitlich ist, wird sich zeigen; aber sofern hier doch ein positives Programm da ist oder gesucht wird, kann diese dritte Konfession mit den vorhandenen Kirchen in viel ernsteren Wettbewerb treten als es völlig Konfessionslose vermögen.

Wie das Bismarcksche Reich 1871, so findet das Dritte Reich 1933 mancherlei religiöse Erregung vor. Daß Bismarck und die Liberalen jener Zeit um der Staatsmacht willen gegen die katholische Kirche den Kulturkampf führen zu müssen meinten, hat sich als verhängnisvoller Fehler erwiesen. Hitlers bisherige Äußerungen weisen durchaus darauf hin, daß er solchen Fehler vermeiden will. Gegen ungeschickte Maßregeln, die hier und dort ergriffen wurden und die in der Tat einen bösen Druck auf die Gewissen vieler Deutscher bedeuten, sind wiederholt Äußerungen höherer Stellen erfolgt. Nachdem [Wilhelm] Hauer und seine ADG so viel Anhänger haben, wie jetzt der Fall ist, rechnet man mit ausdrücklicher staatlicher Anerkennung dieser dritten Kon-

fession. Dann wird ihre Auseinandersetzung mit den christlichen Kirchen lebhafter werden. Zunächst scheint es jedenfalls so, als wären wir von dem Wunschziele mancher Nationalsozialisten, Deutscher Christen und sonstiger Völkischer noch weit entfernt. Sie möchten den konfessionellen Gegensatz in Deutschland überrennen und unserem Volke in einem deutschen Glauben die Einigkeit geben, die es seit vier Jahrhunderten entbehrt. Davon sind wir so weit entfernt, daß an Stelle von zwei Konfessionen vielmehr jetzt drei treten.

Bei allem künftigen Wettstreit religiöser und weltanschaulicher Bewegungen in Deutschland wird es freilich, wenn er nicht unheilvoll scharf werden und unser Volk innerlich zerreißen soll, nötig sein, daß Gewissensfreiheit nicht nur formell bestehe. Es wird heute mehr und straffer organisiert als früher. Um so mehr muß man sich vor allem hüten, was in Gewissensdruck umschlagen oder auch nur den Schein eines solchen erwecken könnte. Je mehr die staatlich geförderten Jugendverbände Gesinnungspflege auch auf weltanschaulichem Gebiet treiben, um so näher würde es, wenn künftig eine dritte Konfession besteht und mancher geschätzte Jugendführer ihr angehört, vielen jungen Leuten liegen, sich auch zum Religionsunterricht dieser Konfession zu halten. Hier wird es vieler Weisheit bedürfen, zu verhüten, daß die straffere staatliche Organisation der Jugend sich mit einer solchen weltanschaulichen Beeinflussung verbinde, die zu Konflikten mit dem Geiste vieler Elternhäuser führen könnte.

Weiser Vermeidung von Gewissenszwang bedarf es endlich auch in den evangelischen Kirchen selbst. Der Widerstand gegen schroffe Politisierung unserer Kirchen, die als Verweltlichung empfunden werden müßte, und der Widerstand gegen ein Heidentum, das plötzlich mitten in der Kirche vertreten zu werden schien, nimmt begreiflicherweise oft die Form an, daß nun um so strenger das kirchliche Bekenntnis und die Autorität der kirchlichen Führer betont wird. Möge da nie vergessen werden, daß das Bekenntnis der Tat wichtiger ist als alle Lehrbekenntnisse, daß die Bekenntnisschriften nicht das Evangelium sind, und daß die Geschichte unseres deutschen Volkes es unserer evangelischen Kirche zur Pflicht macht, so lange und soweit möglich ist, weitherzige Volkskirche zu bleiben! Unser Weg heißt: weder heidnisch noch klerikal, sondern christlich, evangelisch, protestantisch.

VIII. ETHISCHE „IRRLEHREN“

[Die Christliche Welt 48 (1934), 108-111. Ausgabe Nr. 3 vom 3. Februar 1934]

Von Irrlehre und Ketzerei wurde bei uns Evangelischen lange Zeit hindurch nur noch selten geredet. Zwar bleibt es auch für uns Protestanten dabei, daß, wer überzeugt ist, die Wahrheit zu vertreten, abweichende Denkweise Anderer als Irrtum bekämpfen muß. Aber Irrtum gilt uns als Schuld nur, sofern er auf Nachlässigkeit beruht. Und wenn Religion ihrem Wesen nach ein ehrfürchtiges Empfinden ist, muß dieser ihr *Gefühls*charakter die Wirkung haben, daß auf diesem Gebiet verschiedene *Denkweisen* gleiche Berechtigung haben können. Wenn wir überdies vom Ewigen, Ueberweltlichen nur in Bildern und Gleichnissen reden können, muß die Einsicht in die Unzulänglichkeit unserer Redeweise gleichfalls die Wirkung haben, daß es uns oft wichtiger scheint, ob, was Menschen von Gott sagen, erlebnisrecht ist, als ob es ganz zutreffend ist. Die Wahrhaftigkeit wird hier oft wichtiger als die Wahrheit, die Aufrichtigkeit bedeutsamer als die Richtigkeit. Die katholische Art, von Irrlehre oder Ketzerei zu reden, schließt dagegen stets den Anspruch in sich, daß die Kirche, zu der man sich hält, die reine Wahrheit lehre, und daß, wenn die Anderen davon abweichen, dies Schuld, Sünde sei. So hat es guten Grund, daß im neueren Protestantismus die Worte Irrlehre und Ketzerei seltener gebraucht wurden.

In jüngster Zeit hört man sie im evangelischen Deutschland wieder häufiger. Aus jungreformatorischen und Pfarrer-Notbündnissen wird manchen Bischöfen, die zu den Deutschen Christen gehören, der Vorwurf gemacht, daß sie Irrlehre dulden, begünstigen, selbst vertreten, und dieser Vorwurf wird um so heftiger und bitterer erhoben, je entschiedener jene Jungreformatorischen sich erst für die bischöfliche Verfassung der Kirche eingesetzt haben, feste Lehrautorität forderten und in den Bischöfen deren Träger sahen. Die Enttäuschung ist nun schwer. Freilich muß gefragt werden, ob man nicht oft nach solcher Lehrautorität in ganz unevangelischer Weise verlangt hat.²³ Würden evangelische Bischöfe in einer den katholischen Bischöfen ähnlichen Weise als Inhaber von Lehrgewalt angesehen werden, oder selbst auftreten, so würde dies keine Stärkung, sondern Schwächung der evangelischen Kirche bedeuten. Erscheint sie als der katholischen ähnlich, so wird diese als die vollkommeneren Kirche der Autorität doch immer die größere Anziehungskraft haben. Nur wenn die evangelische Kirche ihre Eigenart als eine solche Gemeinschaft, in der Frömmigkeit und Gewissensselbständigkeit untrennbar

²³ Vgl. hierzu Hermann Mulert: Jungreformatorische Bewegung und neues Bekenntnis, in: Die Christliche Welt 47 (1933), 836-841.

verbunden sind, klar herausarbeitet und bewahrt, behält sie Daseinsrecht und Werbekraft.

Aber wir sehen heute von der Enttäuschung ab, die mancher Evangelische an den Bischöfen deshalb erlebt hat, weil er in romantisch-unklarer Weise von der Einführung bischöflicher Verfassung alles Heil für die Nöte der Kirche in unsrer Zeit erhofft hatte. Es ist ohnehin begreiflich, daß der Widerspruch gegen einige Gedanken und namentlich gegen allerlei Praxis der Deutschen Christen scharf wurde. Schon ehe Krause auf der Sportpalastversammlung am Alten Testament und anderen Stücken des in unserer Kirche Ueberlieferten seine Kritik in verletzender Form ausgesprochen hatte, empfanden ernste Christen aus den verschiedensten Gruppen des Protestantismus den Deutschen Christen gegenüber: „Ihr habt einen andern Geist als wir.“

Dabei ist es sehr verständlich, daß der Protest gegen manche Gedanken Deutscher Christen besonders schroff aus den Kreisen kam, die für strenge Geltung der kirchlichen Bekenntnisse sich einsetzen, und daß er hier die Form einer Anklage auf bekenntniswidrige Lehre annahm, auf Ketzerei (wobei vorausgesetzt scheint, bei uns gölten die Lehren der Bekenntnisschriften ebenso fest und klar wie in der römischen Kirche die katholischen Dogmen). Aber so entsteht ein schiefes Bild. Bei „bekenntniswidriger Lehre“ denkt jeder mann an dogmatische Abweichungen. Worum es jetzt geht, sind jedoch vielmehr ethische. Um manche den Deutschen Christen wichtige Lehre ist kaum Streit. Daß Volk und Rasse als Schöpfungsordnungen Gottes zu ehren sind, das wird zwar von den Deutschen Christen und von denjenigen völkischen Gruppen, die sich vom Christentum abwenden (soweit sie dabei noch Gottesglauben festhalten), stark betont, aber anerkannt wird es auch von allen andern Gruppen in der evangelischen Kirche und Theologie. Sondern was den heftigen Streitigkeiten zugrunde liegt, in denen man oft so sehr aneinander vorbeiredet und die deshalb oft so verworren scheinen und so unbefriedigend verlaufen, ist Folgendes: in weiten leidenschaftlich national gesinnten Kreisen ist die Begeisterung für heldische und kämpferische Ideale und die Feindschaft gegen einige fremde Völker und namentlich gegen die im Lande lebenden, aber als artfremd empfundenen Juden so stürmisch, daß man die christlichen Gedanken der Demut, der Liebe, des Friedens (mindestens unbewußt) großenteils ablehnt. Man sucht ein rein heldisches, nordisches Christentum (was als Reaktion auf allerlei Verweichlichung unseres Empfindens, allerlei Sentimentalität religiöser Dichtung und Malerei sehr begreiflich und zum Teil durchaus berechtigt ist). Und man wittert auch in dem urchristlichen Gedanken, daß vor Gott alle Menschen gleich seien (Gal. 3, 28), eine der Wurzeln des neuzeitlichen Liberalismus (historisch übrigens nicht mit Unrecht), den man nebst Demokratie und Parlamentarismus als eine fluchwürdige, von Westen gekommene Verfälschung deutschen Wesens ansieht (oft ohne die

Volksherrschaft in unseren nordischen Nachbarländern genügend zu kennen). Mit Leidenschaft verfißt man die Ungleichheit und die Wertverschiedenheit der Menschenrassen, teils auf Grund durchaus ernst zu nehmender Tatsachen, teils aber auch in der Form kühner Theorien und gewagter Postulate.²⁴ Die Meinung, Jesus sei nicht Jude, sondern Arier gewesen, und allerlei andere Versuche, das überlieferte Geschichtsbild umzugestalten, sind wesentlich Folgerungen aus jenem ethischen Empfinden, jener Lebensanschauung des Nationalismus der Gegenwart.

Noch einmal sei betont: gegenüber mancherlei Entartungen des überlieferten Christentums ist das Suchen nach heldenhafter Frömmigkeit gesund und zu begrüßen. Und wer wäre so töricht zu glauben, daß eine Bewegung von solcher Breite und Wucht, wie das Anschwellen nationalen Empfindens in verschiedenen Ländern nach dem Kriege, keine neue Wahrheit enthielte und den christlichen Theologen nichts zu sagen hätte? Ebenso klar ist aber, daß manche Arten des Nationalismus in unseren Tagen bewußt unchristlich sind, sich zu einem neuen Heidentum oder doch jedenfalls zu Nietzsche, nicht zu Jesus, bekennen, und daß manche leidenschaftlich völkisch Empfindende, die Christen zu sein meinen, gefragt werden dürfen, ob ihre Verherrlichung der Macht und der Gewalt noch mit christlichen Grundsätzen vereinbar ist. Sofern der Glaube mancher Völkischer an das Blut und an natürliches Edelmenschentum besonders zur überlieferten Erbsündenlehre in Gegensatz tritt, geht der Streit auf dogmatisches Gebiet über; an sich aber gehört er vielmehr dem ethischen an.

Man meine auch nicht, solcher Streit um ethische Grundsätze sei unter evangelischen Christen etwas ganz Neues. Gegensätze der Lebensanschauung, des Lebensideals bestehen nicht nur zwischen dem Katholizismus (mit seinem Mönchtum) und dem Protestantismus, sondern auch zwischen verschiedenen Gruppen evangelischer Christen. Sie führten zu Streit zwischen dem älteren Pietismus und der Orthodoxie um 1700, sie bestehen aber auch zwischen vielen Gemeinschaftschristen unserer Tage und manchen streng lutherisch Gesinnten, namentlich soweit letztere den besitzenden Schichten angehören. (Die verbreitete Meinung, es bestünde in Lebensanschauung und Lebensführung ein Gegensatz vor allem zwischen den Pietisten und den „Liberalen“, ist insofern falsch, als viele Vertreter historisch-kritischer Theologie, aber auch viele Vertreter freiheitlicher Verfassung der Kirche mit nicht gerin-

²⁴ [Anmerkung Mulert:] Von angesehenen, auch von amtlichen Stellen her ist gelegentlich gesagt worden, wenn eine fremde Rasse als von der unseren *verschieden* hingestellt werde, so solle damit kein *Werturteil* abgegeben werden. Aber diese Besonnenheit ist nicht allgemein, sondern die Meisten sehen, wenn sie Rassenunterschiede betonen, ihre eigne Rasse als die höherstehende an.

gerem Ernst gegen unchristliches Wesen und sittliche Schäden auftraten, als die strengsten Pietisten es taten.)

Immerhin ist auf die Frage: „Was für Streitigkeiten sind bisher in den evangelischen Kirchen heftiger gewesen, dogmatische oder ethische?“ für Deutschland sicher zu antworten: dogmatische. Der Eifer um die „reine Lehre“ hat hier eine große Rolle gespielt. Aber daraus folgt noch lange nicht, daß dogmatische Fragen und Gegensätze für den evangelischen Christen wichtiger sein müßten als ethische. Ueber dem Streit um die reine Lehre ist oft das christliche Leben in bedauerlichem Maße vergessen worden. Kam es aber Jesus nicht auf das Herr, Herr-Sagen an, sondern darauf, daß wir den Willen des Vaters im Himmel tun [vgl. Mt 7, 21], und wird nach seinen Worten auch im Weltgericht nach Taten der Liebe gefragt [vgl. Mt 25, 40. 45-46], also nicht (oder mindestens nicht ebensowohl) nach dogmatischem Bekenntnis, dann müssen wir Abweichungen von den sittlichen Grundsätzen des Christentums ernster bekämpfen als solche vom dogmatischen Inhalt der Bekenntnisschriften. Luther hat zwar gelegentlich gemeint, Abweichungen in der Lehre seien schlimmer als solche im Leben; wenn die Lehre nur recht sei, werde das Leben schon in Ordnung kommen. Aber es gibt auch Worte von ihm, die in entgegengesetzte Richtung weisen. Und wir dürfen die Augen nicht vor der Tatsache verschließen: mehr als aller theoretische Zweifel, und mehr als aller Spott der Gegner, hat dem Christentum das unchristliche Leben vieler Christen geschadet. *Erschütterung der sittlichen Grundsätze des Christentums ist schlimmer als alle „Irrlehren“ in dogmatischen Dingen.* Wo sie vorliegt, da steht der Feind, den wir zu bekämpfen haben, zu bekämpfen gewiß mit Waffen des Geistes und der Liebe, aber mit allem Ernst.

Es gibt aber kein zutreffendes Bild der Lage und es erschwert diesen nötigen Kampf, wenn man den Anschein erweckt, als handle es sich heute im evangelischen Deutschland vor allem um strenge Wahrung des dogmatischen Inhalts der Bekenntnisschriften gegen „Irrlehre“. *Es geht um mehr*, um die Reinhaltung christlicher Grundsätze für das *Leben*, also, wenn man denn schon von „Irrlehre“ reden will (ich vermeide den Ausdruck, weil er allzu katholisch klingt), nicht so sehr um dogmatische als um ethische Irrlehre. Und viele treue evangelische Christen, die gegen Unchristentum tapfer zu streiten bereit sind, können nicht in die Reihen der Kämpfenden eintreten, wenn sie fürchten müssen, daß der „Kampf gegen die Irrlehre“ schließlich zu einer neuen starren Herrschaft der Bekenntnisschriften in der Deutschen Evangelischen Kirche führen werde, zum Verlust der Freiheit protestantischer Ueberzeugung. Möge er vielmehr so geführt werden, daß wir uns nachher, über mancherlei Meinungsverschiedenheiten hinweg, wieder enger zusammenschließen können in der Arbeit an den dringenden praktischen Aufgaben, die dem Christentum heute in unsrem Volke und in der Welt gestellt sind!

IX. VON KARL BARTH ZU DEN DEUTSCHEN CHRISTEN

[Rezension zu: Hans Schlemmer: Von Karl Barth zu den Deutschen Christen. Ein Wort zum Verständnis der heutigen theologischen Lage, Gotha 1934]

[Die Christliche Welt 48 (1934), 762-763. Ausgabe Nr. 16 vom 18. August 1934]

Eine theologische, nicht kirchenpolitische Schrift. Im ersten Abschnitt: „Die Deutschen Christen und die Theologie“ sieht man, wie wunderlich und zum Teil verworren bei den Deutschen Christen feste Orthodoxie und das, was man sonst liberale Theologie nennt, kritische Theologie, durcheinandergehen, dazu Gedanken, die, weiterentwickelt, vielmehr in die Richtung der Deutschen Glaubensbewegung weisen. Im zweiten Abschnitt: „Die gemeinsame Grundlage von dialektischer und deutschchristlicher Theologie“ weist Schl. [emmer] dies Gemeinsame in Stimmungen und Gedanken nach, die aus dem Kriegserlebnis erwachsen. Ich würde hinzufügen, daß der Wille zur Macht, der Nationalsozialisten und Deutsche Christen beherrscht, und der Sinn für Autorität, der bei den Dialektikern allmählich stark wurde, verwandte geistige Haltungen sind. Aber wie seltsame Inkonsistenzen ergeben sich bei Dialektikern und Deutschen Christen, bei jenen, wenn sie zugleich Nationalsozialisten sind, und bei diesen, wenn sie in der Art der Dialektiker allen Liberalismus verdammen, dann aber vom Nationalen her Maßstäbe für Religiös-Kirchliches aufstellen, die mehr biologisch als supranaturalistisch sind!

Vortrefflich ist gegenüber Barths Vorwurf, die Deutschen Christen seien die reife Frucht des Kulturprotestantismus, von Schl. die Anklage zusammengefaßt: Ihr Dialektiker habt den Deutschen Christen vorgearbeitet, habt den Idealismus herabgesetzt, die Sünde durch überstiegene Verallgemeinerung tatsächlich verharmlost, gegen kirchlichen Parlamentarismus eifernd die Gemeinden lahmgelegt und das ungeistliche Führerprinzip mit heraufbeschworen und durch eure Schöpfungstheologie eine übertriebene Wertung von Blut und Rasse vorbereitet. Auch was Schl. im letzten Abschnitt positiv über den rechten Weg evangelischer Theologie zwischen beiden Fronten sagt, ist sehr anregend, obwohl ich z.B. nicht wie er, [Emanuel] Hirsch zustimmend, sagen kann: „Wir haben für das Geheimnis Jesu Christi kein ander Wort als: wahrhaftiger Gott und wahrhaftiger Mensch.“ Diese ehrwürdige Formel wird noch lange mißverständlich und Anstoß für viele bleiben, die weder mit den Dialektikern noch mit den Deutschen Christen gehen wollen und vom Erhabesten nicht in fertigen Formeln reden wollen, sondern sich schlicht als Suchende bekennen. Sollen wir nicht gerade diesen dienen? Aber man lese und verbreite Schlemmers Schrift; sie ist zum Verständnis der heutigen theologischen Lage lehrreicher als viele dicke Bücher.

X. DIE PFLICHT ZUR GEMEINSCHAFT

[Die Christliche Welt 49 (1935), 318-324. Ausgabe Nr. 7 vom 1. April 1935.]

1

Pflichten und Rechte gehören zusammen. Rechte zu beanspruchen, ohne daß man zugleich Pflichten übernimmt, ist sittlich bedenklich. Daß man aber den Leuten Pflichten auferlegt, ohne ihnen zugleich Rechte zu gewähren, widerspricht sich selbst und pflegt starken Widerstand hervorzurufen. Sprechen wir von der Pflicht zur Gemeinschaft und dem Rechte des Gewissens²⁵, so darf das demnach nicht so verstanden werden, als stünden auf der einen Seite nur Pflichten, auf der anderen nur Rechte. Das Recht des Gewissens, d.h. daß man seinem Gewissen folge, ist für den ernstesten Menschen zugleich Pflicht. Es liegt hier nur ein Unterschied des Tones vor: daß ich meinem *Gewissen* folge, ist Pflicht; daß ich *meinem* Gewissen folge, ist ein Recht, das ich in Anspruch nehme. Wiederum: Gemeinschaft zu suchen und zu pflegen, ist uns nicht nur Pflicht, sondern auch Freude; Gemeinschaft zu suchen, ist unser Recht.

Es ist aber das Schicksal jedes in der Geschichte mächtig gewordenen Gedankens, daß er irgendwann einseitig vertreten, übertrieben, gemäßbraucht wurde, und daß dann der Umschlag kommt, die Reaktion kommen muß. Um ein den Evangelischen besonders naheliegendes Beispiel zu brauchen: als in der Menschheit das sittliche Denken sich läuterte, mußte die Religion zur sittlichen Religion werden. In allem sittlichen Leben und Empfinden aber wird die Verantwortlichkeit und damit die Freiheit des Menschen betont. Deshalb besteht in sittlicher Religion immer die Neigung, des Menschen Freiheit so zu betonen, daß Gottes Macht dadurch beeinträchtigt scheint, die Ehrfurcht vor Gott gemindert wird, die den Kern aller Religion ausmacht. Von dieser Gefahr, die bei sittlicher Religion besteht, machte in Luther das innerste religiöse Empfinden sich wieder frei. Das ist der tiefste Sinn der reformatorischen Lehre von der Rechtfertigung allein aus Gnade: Gott ist's, der unser Heil schafft. In ähnlicher Weise, wie hier ein Umschlag oder Rückschlag erfolgte, mußte später, wenn die Neuzeit den Einzelnen verselbständigte, wenn sie ein Zeitalter des Individualismus und Subjektivismus wurde, der Rückschlag kommen, eine stärkere Betonung der Gemeinschaft, unserer Gebundenheit an sie, unserer Pflichten gegen sie.

²⁵ Zum „Recht des Gewissens“ siehe den folgenden Text.

2

Nur ist das nichts ganz Neues. Der neuzeitliche *Individualismus* hat von Anfang an seine starke *Gegenströmung* gehabt. Auf die Zeit der Renaissance, des Humanismus und der Reformation, in denen viele Denker von kühner Selbständigkeit hervortraten, folgte die Gegenreformation, die der katholischen Kirche und ihren Autoritäten wieder mehr Festigkeit gab. Auch auf protestantischem Boden hat nach den Stürmen der Reformation und Gegenreformation zunächst das Verlangen geherrscht, das neue Haus erst einmal gründlich auszubauen; so wurde das altprotestantische Kirchentum straff organisiert und der Bau der lutherischen und der reformierten Kirchenlehre bis in die speziellsten Konsequenzen hinein ausgestaltet. Der Pietismus hat dann zwar die Einzelnen verselbständigt, indem er eigene religiöse Erfahrung von ihnen verlangte; aber zugleich stärkte er den Sinn für die religiöse Gemeinschaft. Und wenn die Aufklärung die Einzelnen lehrte, ihre Vernunft selbständig zu brauchen, so war sie doch überzeugt, daß Alle dabei zu den gleichen vernünftigen Erkenntnissen und Grundsätzen kommen würden, und sie schärfte den Sinn für allgemeine Gesetze des Geschehens, für allgemeine Regeln des Denkens und Lebens.

Das gilt zum guten Teil noch von unserer deutschen idealistischen Philosophie um 1800. Wenn sie dennoch, wie man zutreffend gesagt hat, nicht so, wie die Aufklärer, den Sinn für das Allgemeine hatte, sondern vielmehr den für das Ungemeine, für starke persönliche Leistungen, so ist sie da schon verwandt mit (und zum Teil beeinflußt von) der Romantik, einer geistigen Strömung, die in vielem bereits Gegnerin der Aufklärung war. Und unser geschichtliches Urteil sollte an diesem Punkt gerechter werden, als es bisher oft war. Fragt man nämlich einmal nach heutigen Stimmungen, so ist die gegenwärtige Jugend, soweit sie überhaupt historisches Interesse hat, geneigt, der Aufklärung des 18. Jahrhunderts deshalb sehr wenig Sympathie entgegenzubringen, weil aus ihr der Liberalismus des 19. Jahrhunderts erwachsen sei. Aber der Individualismus, der den Kern des heute von so Vielen verworfenen Liberalismus ausmacht, ist, geschichtlich betrachtet, in Deutschland nicht so sehr Erzeugnis der Aufklärung, als vielmehr (wenn man von der vorangegangenen kurzen Sturm- und Drangperiode absieht) Erzeugnis der Romantik. Wenn diese nach 1815 zum großen Teil in politische und kirchliche Restauration überging, wenn derselbe Friedrich Schlegel, der erst als Dichter und Denker das Recht des Individuums aufs schroffste betont und vorgelebt hatte, zum Verehrer der Autorität der katholischen Kirche und zum literarischen Helfer Metternichs wurde, so liegt da ein Rückschlag oder Ermüdungserscheinung vor. Für uns handelt es sich hier zunächst einfach um geschichtliche Feststellungen: Individualismus hat seinen Ursprung keineswegs nur in der Aufklärung, und wo überhaupt Individualismus sich anbahnte, hat es immer zu-

gleich schon Gegenströmungen gegeben. Namentlich als nach den politischen Erschütterungen von 1789 bis 1815 in Europa das Verlangen nach Ruhe stark geworden war, und wieder nach den Revolutionsjahren 1848/49, haben Stimmungen und Mächte der Restauration und Reaktion durchaus das Uebergewicht gehabt, die den Einzelnen der Gemeinschaft einordnen und unterordnen. Endlich: wenn heute die Meinung verbreitet ist, das 19. Jahrhundert oder doch wenigstens die Zeit des deutschen Kaiserreichs sei vom Liberalismus beherrscht gewesen, so muß betont werden: das gilt weder für den politischen Liberalismus (1871-1918, also in 47 Jahren, hat er überhaupt nur einmal, während der drei Jahre 1874-77, im Reichstag die Mehrheit gehabt, und auch das bedeutete wenig, weil neben dem Reichstag der Bundesrat und über beiden der gewaltige Bismarck stand; und ähnliches gilt, aufs Ganze gesehen, für die Länder). Noch gilt es auf kirchlichem Gebiet; die Synoden der größten deutschen evangelischen Landeskirche, der altpreußischen, und die einer ganzen Anzahl anderer Landeskirchen sind nie in ihrer Mehrzahl liberal gewesen. Wenn aber 1918 die Fürsten und die Ersten Kammern der Landtage beseitigt wurden, so ist diese Revolution von Sozialisten, nicht von Liberalen gemacht worden, und der Sozialismus, das Streben nach Vergesellschaftung der Produktionsmittel, ist schon seinem Wortsinne nach - wenn man nämlich unter Liberalismus ein Streben nach Freiheit versteht -, aber auch seinem Wesen nach dem individualistischen Liberalismus schroff entgegengesetzt. Es hat denn auch von 1919-33 weder in deutschen Parlamenten irgendwo eine liberale Mehrheit gegeben, noch auf größeren deutsch-evangelischen Synoden eine kirchlich-liberale Mehrheit. Schon während der vorausgegangenen Jahrzehnte war, bei allem Gegensatz, in dem die Regierung des kaiserlichen Deutschlands zum Sozialismus stand, doch eine Reihe von staatlichen Maßnahmen im Sinne des Sozialismus erfolgt, namentlich die weitgehende Arbeiterschutzgesetzgebung; jetzt wurde staatliche Regelung, staatlicher Zwang auf manche Gebiete des wirtschaftlichen Lebens ausgedehnt, auf denen er vorher nicht bestand. Also rede man nicht so, als habe je in Deutschland der Liberalismus wirklich geherrscht. Weder vor noch nach 1848, weder vor noch nach 1870 war das der Fall.

3

Es steht auch *nicht nur geschichtlich* so, daß Liberalismus und Individualismus immer ihre Gegenströmungen gehabt haben, sondern es liegt *im Wesen der Sache*, daß der *Individualismus nie voll herrschen kann*. Katholiken fragen uns Protestanten oft: „Ihr erkennt kein unfehlbares kirchliches Lehramt an. So habt ihr, wenn es bei euch Streit in Glaubensfragen gibt, niemand, der ihn schlichten kann. Welche Sicherheit habt ihr, daß ihr nicht völlig in Individualismus und Subjektivismus auseinanderläuft, die Gemeinschaft bei

euch ganz aufhört?“ Die Antwort heißt: dafür ist gesorgt, daß die Bäume unseres Individualismus und Subjektivismus nicht in den Himmel wachsen. Zunächst schon dadurch, daß menschliche Anlagen und menschliche Schicksale in weitem Umfange die gleichen sind. Mag die Menschheit fortschreiten, so bleibt doch, nach Goethes bekanntem Wort, der Mensch immer derselbe. So sind denn auch unsere sittlichen Grundsätze nicht beliebig verschieden. Das Kapital von sittlichen Empfindungen, Erkenntnissen, Grundsätzen, mit dem die Menschheit wirtschaftet, ist nicht unbegrenzt. Und wenn auch die ethischen Theorien und Systeme voneinander weit abweichen, so ist doch die praktische Uebereinstimmung sittlich ernster Menschen darüber, was gut und was böse sei, viel größer, als man von jener Verschiedenheit der Theorie her vermuten sollte. Wenn aber gerade in letzter Zeit einige der überlieferten sittlichen Grundsätze besonders lebhaft angegriffen wurden, die lebenslängliche Einehe und die Fürsorge für Schwache, so kommen diese Angriffe wesentlich von rassenbiologischen Erwägungen her, also aus Kreisen, die sicher keinen Individualismus oder Liberalismus vertreten. Darum dürfen wir, von diesen Angriffen absehend, sagen: aller Individualismus und Liberalismus hat dem kein Ende gemacht, daß weitgehende Uebereinstimmung in sittlichen Grundsätzen herrscht, und er hat an dieser Uebereinstimmung eine bedeutende Grenze.

Im Blick auf unsere gesamte Kultur kann man die trotz alles Individualismus bestehende Uebereinstimmung und Gemeinschaft auch so kennzeichnen: wir leben alle von gemeinsamer Geschichte. Es gilt auf allen Kulturgebieten dem heute lebenden Menschen: was hast du, das du nicht empfangen hättest? Was wir an Neuem finden und erfinden, ist in jedem Fall wenig im Vergleich zu dem, was schon die Väter hatten und kannten. Da nun aber das Christentum geschichtliche Religion und sittliche Religion ist, werden wir hier erst recht von geschichtlichem Besitz leben, von der Bibel – die Geschichte christlicher Frömmigkeit ist zum guten Teil die Geschichte immer neuer Belebung biblischer Gedanken und Erzählungen – und von sonstigem Vätererbe, von den Schriften der Reformatoren und dem Besten aus der religiösen Dichtung vergangener Zeiten. Wiewohl sie gestorben sind, leben und reden diese Väter und Mütter noch, und von ihrem Erbe leben wir.

Luthers Gewissenhaftigkeit, der Ernst seines Fragens nach dem Ewigen, die Festigkeit seines Gottvertrauens, sein Kampf gegen alle Verfälschung der Frömmigkeit durch menschliche Selbstsucht, dagegen, daß aus dem heiligen Herrn ein Diener unserer Wünsche werde, sein selbständiger Wahrheitssinn und sein ständiges Verlangen nach christlicher Gemeinschaft bleiben für uns bestimmend, auch wenn wir vieles von seinen Lehren und Vorstellungen im einzelnen beiseitelegen müssen, gerade um ihm im Innersten treu zu bleiben, d.h. auf seinem Wege weiterzugehen. Im sittlichen und im geschichtlichen

Charakter unserer Religion, in dem Werte, den die Bibel und die Reformation für uns behalten, liegen Grenzen des protestantischen Individualismus, die wir in der bisherigen Entwicklung evangelischen Christentums wahrnehmen und auf die wir uns immer wieder grundsätzlich besinnen sollen. Man rede also nicht so, als sei der Protestantismus nur Individualismus oder als sei er je schrankenloser Individualismus gewesen. Und noch abgesehen vom Religiösen, Christlichen, Evangelischen - der Individualismus hat in der Natur des Menschen seine Grenzen.

4

Trotzdem ist es eine geschichtliche Tatsache, daß in den letzten hundertfünfzig Jahren eine Menge von Bindungen gelockert worden sind, die früher bestanden. Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Preßfreiheit, Kultusfreiheit, Freiheit der religiösen Gemeinschaftsbildung, Freiheit auch für die Ablehnung aller Religion sind in einem Maße gewährt worden, das man bis ins 18., zum Teil bis ins 19. Jahrhundert hinein nicht kannte. Und wenn wir uns entschieden zum Grundsatz der Gewissensfreiheit bekennen und überzeugt sind, daß von der Gewissensfreiheit her allerlei weitere Freiheiten sich ergeben müssen, so wollen wir um so ernster uns verdeutlichen, welches Recht die heutige starke Gegenbewegung gegen allen Individualismus und Liberalismus hat, die heutige Betonung der *Pflicht zur Gemeinschaft*.

Das letzte Jahrhundert hat in der Tat den Individualismus übertrieben und so die Gemeinschaft geschädigt. Es handelt sich hier erstens um etwas ganz Aeußerliches, um die Zunahme der Großstädte. Mit den nötigen Vorbehalten kann man schon sagen: Großstädte sind der Tod der Gemeinschaft. Vorbehalte sind selbstverständlich, sind einfach um der Gerechtigkeit willen notwendig. Familien, Freunde, Berufsgenossen, Parteigenossen, Glaubensgenossen können in Berlin oder Hamburg ebenso eng verbunden sein wie in Dörfern der Lüneburger Heide oder Kleinstädten des deutschen Südens oder Ostens. Aber es können in unseren großstädtischen Mietshäusern die, die im selben Hause wohnen wie wir, krank werden und sterben, ohne daß wir überhaupt etwas davon erfahren und ohne daß wir uns darum kümmern. Das ist auch völlig begreiflich, wenn in Berlin vor einiger Zeit durchschnittlich auf einem Hausgrundstück 77 Menschen wohnten. Das normale Haus in Berlin ist eine Mietskaserne. Von Nachbarschaft ist da oft keine Rede, sondern nur davon, daß man auf demselben Grundstück wohnt; tun das Viele, so können sie einander sehr fremd bleiben. Dieser Zustand ist aber für einen immer größeren Teil unseres Volkes eingetreten. 1871 wohnte nur ein Zwanzigstel unseres Volkes in Städten mit mehr als 100.000 Einwohnern, 1925 aber mehr als ein Viertel unseres Volkes, 17 Millionen. Wir wollen uns keiner Täuschung darüber hingeben, welche Gefahr hierin liegt! Die Großstadt ist, so viele vortreff-

liche Menschen in ihr leben und leben müssen, aufs Ganze gesehen doch die Stätte der Hast, der Nervosität, der Kinderlosigkeit, des Mangels an Gemeinschaft. Die Großstädte sind Mittelpunkte der Zivilisation, aber eine schwere Gefahr für echte Kultur.

Was da in Jahrzehnten versäumt worden ist, kann natürlich nicht von heute auf morgen, kann auch nicht in ein paar Jahren wieder gutgemacht werden, schon aus wirtschaftlichen Gründen nicht. Selbst ein wohlhabendes Volk könnte nur unter großen Opfern solche Fehlentwicklung seiner Wohnungsverhältnisse wieder ausgleichen. Erst recht kann ein armes Volk, wie wir es heute sind und noch lange sein werden, hier nur langsam vorgehen. Aber wenn wir wieder zu mehr Gemeinschaft kommen sollen, ist vor allem eine gründliche Abkehr von der Großstadt nötig, Verpflanzung eines großen Teils unserer Jugend aufs Land, und, soweit doch die Großstadt erhalten bleiben muß, eine starke Aenderung unserer Wohnungsverhältnisse, Uebergang von der Mietskaserne zu dem in England und anderwärts vorherrschenden System der Einfamilienhäuser. Und niemand soll, wenn hier der Zusammenhang geistig-sittlicher Zustände mit wirtschaftlichen Verhältnissen klar ist, sich dieser Erkenntnis zu entziehen suchen, indem er sagt, da werde die ökonomische Geschichtsbetrachtung der Marxisten angewandt. Es handelt sich gar nicht um Parteilehren, sondern um einfache psychologische und sittliche Wahrheiten.

Ob neben der Gemeinschaft-zerstörenden Wirkung der Großstadt zu erwähnen ist, daß unsere Schulbildung jahrzehntelang einseitig intellektuell war, diese Frage sei nur angedeutet. Man mag meinen, daß, wenn bessere körperliche Ausbildung der Jugend sie gesünder machen wird, diese gesünderen Menschen dann auch mehr Gemeinschaft suchen werden. Soweit es sich aber um Pflege geistigen Lebens handelt, die nicht einseitig dem Intellekt gilt, um Pflege der Gemütswerte, kommt offenbar auf den Geist der Familie ungleich mehr an als auf alle noch so wohlgemeinten Bestrebungen der Schule. Auch in anderer Hinsicht muß vor Selbsttäuschungen gewarnt werden: wenn jetzt Ehrfurcht vor der Geschichte von den besten Erziehern wirklich gepflegt und von vielen Anderen wenigstens als Losung ausgegeben wird, und man meint, ein Volk, das mehr geschichtlichen Sinn gewinne, werde auch wieder mehr Sinn für Gemeinschaft haben, so stehen doch der Verbreitung geschichtlichen Sinnes schwere Hindernisse entgegen. Nicht nur die Masse der Industriearbeiter, deren Berufstätigkeit Technik ist, angewandte Naturwissenschaft und Mathematik, pflegt für Geschichte wenig Sinn zu haben, sondern auch die Mehrzahl der Bauern lebt viel mehr mit der Natur, als daß sie stärkeres Interesse an der Geschichte haben könnte. Ebenso hat zum großen Teil die akademische Jugend, je stärker ihre Begeisterung für das Neue, für das Dritte Reich ist, um so weniger Sinn für alle früheren Reiche und alle vergangenen

Jahrhunderte bis 1933. Die Großstadt und der Intellektualismus haben viel Gemeinschaft zerstört, und daß geschichtlicher Sinn wieder die Gemeinschaft stärken werde, darauf hoffe man nicht zu sehr.

Aber die Vorwürfe gehen uns noch unmittelbarer an. Man sagt: „Nicht so sehr die Großstadt und Intellektualismus, sondern vor allem Individualismus und Liberalismus haben die Gemeinschaft geschädigt.“ Und auch an diesem Vorwurf ist viel Berechtigtes. Individualismus und Liberalismus sind kritische Geisteshaltungen. Nun kann zwar auch Kritik verbinden; die Anhänger einer kritischen Theologenschule oder Rechtslehre können treu zusammenstehen. Aber es ist, wenn wir genauer zusehen, nicht so sehr die Kritik, die sie verbindet, sondern ihre gemeinsamen positiven Ueberzeugungen, ihr religiöser oder sittlicher Glaube, den sie bei ihrer Kritik am Ueberlieferten um so stärker betonen. Wo ein Kreis wesentlich aus Interesse an kritischen Fragen zusammenkam, da pflegt solcher Diskutierklub, sobald entweder die Probleme einigermaßen erschöpft scheinen oder aber ernste praktische Fragen, schwere Lebenskämpfe die Menschen stark in Anspruch nehmen, so auseinanderzufliegen, daß man bald kaum noch von ihm weiß. Es ist ein psychologisches Gesetz, daß auf die Dauer nicht das Nein-Sagen verbindet, sondern nur das Ja-Sagen, das Nein-Sagen nur, sofern in ihm doch ein starkes Ja liegt, was durchaus der Fall sein kann, etwa bei Theologen in der Ueberzeugung, daß Gott von uns Wahrhaftigkeit fordert; damit wir ihn besser suchen und finden, müssen wir manche Meinung preisgeben, die den Vätern wichtig und teuer war. Aber da ist eben Vertrauen auf Gott lebendig, Gehorsam gegen seinen Willen, Glaube. Dies Positive verbindet, nicht die kritischen Erkenntnisse an sich und im einzelnen. Kritische Theologie als kritische wirkt eher gemeinschaftslockernd. Was Menschen am stärksten verbindet, sind Opfer, die sie für eine gemeinsame Sache und füreinander bringen. Sofern Kritik Selbständigkeit des Verstandes bedeutet, ist sie eine geistige Haltung, die von der des Opfernden deutlich verschieden ist; sofern aber der Kritiker um der Wahrheit willen Opfer bringt, auf allerlei Behagen, liebgewordene Meinungen, alte Beziehungen verzichtet und sofern mit seinem kritischen Sinn Hingabe, Demut, Vertrauen, Glaube, Liebe verbunden sind, kann solche Denkweise die Menschen enger zusammenschließen als ein Glaube, der ein bloßes Meinen ist und bei dem man vielleicht auf seine Rechtgläubigkeit stolz ist.

XI. DAS RECHT DES GEWISSENS

[Die Christliche Welt 49 (1935), 361-364. Ausgabe Nr. 8 vom 13. April 1935.]

Sicher hat es guten Grund, wenn in unseren Tagen ernst gefragt wird: habt ihr Kinder der Neuzeit nicht oft viel zuwenig Gemeinschaft gehabt? So wollen wir uns gern an die Pflicht zu mehr Gemeinschaft in der Familie, mit den Berufsgenossen, im Volke, in der Kirche, zu treuer Pflege all dieser Gemeinschaft ermahnen lassen und danach handeln.

Wenn aber mit solcher Mahnung sich oft unbilliges und verständnisloses Aburteilen über vergangene Zeit, über allen Individualismus und Liberalismus der letzten Jahrhunderte verbindet, dann sollen wir dagegen kämpfen, daß vom Streben nach Selbständigkeit und Freiheit, auch dem nach Freiheit des Denkens und des Gewissens, vom Individualismus und Liberalismus Zerrbilder entworfen werden. Um es ganz schlicht zu sagen: wir sollen nicht selbstsüchtig sein, aber wir sollen selbständig werden, und es ist ein Wahn, wenn heute oft so geredet wird, als werde der selbständige Mensch immer zugleich selbstsüchtig.

Wir wollen den Vorwurf, Individualismus mache leicht selbstsüchtig, ganz ernst nehmen. Individualismus, Verselbständigung bedeutet zugleich irgendwie Absonderung, und die Worterklärung, daß Sünde Absonderung sei, mag ebenso wahr sein wie der Satz, daß das Wesen der Sünde in der Selbstsucht liege. So kann der Individualismus wohl Sünde sein; es kann die natürliche Selbstsucht sein, die sich in einen philosophischen Mantel hüllt. Aber welche Idee, welches System oder Symbol, welches Kleidungsstück aus der Geschichte menschlichen Geisteslebens ist sicher davor, daß es nicht gestohlen und gemäßbraucht wird? Es kann auch der Liberalismus minderwertige Motive haben; Streben nach Freiheit im schlechten Sinne kann sich in ihm auswirken, Widerstreben gegen sittliche Bindungen, gegen unsere Pflichten. Ebenso oder erst recht kann das Verlangen nach Demokratie, die oft mit dem Liberalismus verbunden war, das Verlangen, Alle sollten gleich dastehen, aus der naiven Selbstsucht des natürlichen Menschen stammen: „Alle sollen *mir* gleich sein.“

Aber erstens: gegen solche Demokratie wendet sich ja gerade - der Individualismus; man lege ihm also nicht auch die Fehler der Demokratie zur Last. Zweitens: man verallgemeinere die Erfahrung nicht, daß er die Menschen selbstsüchtig mache. Denn es gibt einerseits Leute, die sehr unselbständig und dabei doch sehr selbstsüchtig sind, andererseits aber auch solche, die in ihrem Denken wirklich selbständig und dabei in ihrem Handeln selbstlos sind.

Gogarten schrieb vor ein paar Jahren wider die Aechtung der Demokratie;²⁶ heute wäre es schon nötiger, wider die Aechtung der Selbständigkeit, der Freiheit zu schreiben. Bisweilen wird verständig unterschieden, so von [Martin] *Redeker*, einem Münsterer Theologen, der sagt (Humanität, Volkstum, Christentum in der Erziehung, 1934, S. 3):

„Wenn von einem neu entstandenen Volkstumsbegriff der Liberalismus bekämpft wird, so ist nicht die Freiheit menschlicher Selbstverantwortung und Selbstverpflichtung gemeint, die aus einer tiefen Gebundenheit und einem inneren Geführtwerden ersteht, sondern die Selbstmächtigkeit des bindingslosen Menschen.“

Der gleiche Wille zur Gerechtigkeit mag wirksam sein, wenn liberal und liberalistisch unterschieden wird, und man das Liberalistische scharf bekämpft, aber dabei den Vorbehalt zuläßt, daß nicht alle Liberalen verdammt werden sollen. Man weiß ja, daß Friedrich der Große in Kulturfragen sehr liberal war, daß Stein als Liberaler von den Konservativen seinerzeit befehdet wurde, und Bismarck von nächsten konservativen Freunden, weil er viele liberale Ideen durchführte.

In andern Fällen aber wird so abgeurteilt, daß jeder sieht: man stellt den Gegner zunächst als recht schlimm dar und verurteilt ihn dann um so schärfer. Dieses Verfahren ist bequem; aber ist es gerecht, und wird es auf die Dauer wirksam sein? In der von angesehenen Theologen herausgegebenen Monatschrift „Deutsche Theologie“ (1934, Nr. 1) steht ein Aufsatz des sächsischen Oberkirchenrats [Walter] *Grundmann*: „Die Neubesinnung der Theologie und der Aufbruch der Nation.“ Hier wird auf die Frage, was das Wesen des Liberalismus sei, geantwortet:

„Das liberalistische Grunddogma von der Freiheit und Selbstbesinnung des Menschen ist die Absage an Gott als den Herrn des Menschen. ... Erst in der Absage an Gott als den Herrn des Menschen ist das letzte und tiefste Wesen des Liberalismus enthüllt. ... Liberalismus ist Sünde schlechthin, denn sündig sein heißt selber Herr des Lebens sein wollen und Gott nicht Herr des Lebens sein lassen“ (S. 40).

Da ist grundsätzlich ausgesprochen, was 1908 ein westdeutscher Pfarrer seiner Gemeinde darlegte, indem er zu politischer Wahlzeit im Anschluß an die Sündenfallgeschichte predigte, Satan sei der erste Liberale gewesen.

²⁶ Friedrich Gogarten: *Wider die Ächtung der Demokratie*, Jena 1930.

So einfach liegen die Dinge aber nicht, daß Selbstbesinnung des Menschen – mit dem griechischen Namen Autonomie – gleichbedeutend wäre mit Absage an Gott als den Herrn des Menschen. Für Kant, der am eindrucklichsten die sittliche Autonomie verkündet hat, war der Gottesglaube ein notwendiger Inhalt des sittlichen Empfindens oder eine notwendige Folgerung daraus (wie er es ausdrückt: ein Postulat der praktischen Vernunft). Und derselbe Goethe, der das selbständige Gewissen als die Sonne unseres Sittentags feiert, lehrt uns die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist. Wem aber Kant und Goethe als philosophische Idealisten hier nichts zu beweisen scheinen, der blicke auf Luther. Ein treuer Sohn der alten Kirche, hat er mit dieser gebrochen, weil sich für ihn schließlich die Frage so stellte: Kirche oder Gott? Die Stimme Gottes aber vernahm er in der Bibel und im Gewissen, in seinem selbständigen Gewissen, das ihn oft genug Aussprüche tun ließ wie den, es helfe uns nichts, daß Papst und Konzilien etwas beschlossen haben; „du mußt es selbst beschließen“. Eben durch seine selbständige Gewissenhaftigkeit ist er zum Reformator geworden. Gewiß ringt in seiner Seele noch manchmal Autoritätsglaube der alten Art mit seinen neuen Erkenntnissen, und mit abschließender Klarheit formuliert hat er den Grundsatz der Autonomie in Glaubens- und sittlichen Fragen noch nicht; aber er hat Größeres geleistet: für ihn gekämpft, ihm die Bahn gebrochen.

Es bleibt eine ernste Frage, wie die Bindung an Gott und die an unser Gewissen zu vereinen seien, Theonomie und Autonomie, und ob diese sich nicht gegen jene wenden könne. Die Antwort heißt: Erstens ist uns unseres Gewissens Stimme Gottes Stimme, sie darf uns das sein. Wir erwägen freilich nie gewissenhaft genug, was unsere Pflicht ist. Also sagen wir vorsichtiger: In dem Maße, als des Gewissens Stimme uns Gottes Stimme sein darf, schließen Theonomie und Autonomie immer aufs neue ihren Bund, werden sie eins. Zweitens aber: wer sich von der Autonomie des Gewissens abwendet, blindlings fremden Autoritäten folgen wollte, sei es ein Beichtvater oder ein weltlicher Vorgesetzter oder wer sonst, der meine nicht, daß er auf diesem Weg immer Gott dem Herrn diene. Oft ist die Flucht in die Heteronomie, d.h. in die Unselbständigkeit, vielmehr die Flucht vor der unerbittlichen Forderung des heiligen Gottes, die in der mahnenden Stimme des Gewissens zum Menschen spricht und Vielen sehr unbequem wurde. Die Selbstsucht und die Gottlosigkeit können den philosophischen Mantel des Individualismus umhängen, sie können aber auch den religiösen oder moralischen Mantel der Unterordnung unter Autoritäten anlegen.

Will der ewige Gott unseren bescheidenen Dienst, dann will er ihn als selbständigen Dienst. Unser Glaube soll unser eigener Glaube sein oder werden. Daß wir nach bestem Wissen und Gewissen entscheiden, heißt mindestens für protestantische Christen, daß wir nach eigenem besten Wissen und Ge-

wissen entscheiden sollen. Wir müssen zwar in tausend Dingen des täglichen Lebens auf den Rat von Sachverständigen hören, sind von ihm abhängig; das ist selbstverständlich. Aber den Charakter sittlicher Entscheidungen tragen unsere Entschlüsse nur, wenn, d.h. soweit wir sie nach unserem *Gewissen* treffen. Unselbständigkeit wird nie Tugend. Sie bleibt ein Fehler. Sie ist es schon in Dingen des Alltags, wie der bekannten ärgerlichen Erscheinung, daß, wenn zehn Eisenbahnabteile zur Verfügung stehen und zwei Reisende steigen in eins, dann die meisten Andern von den Wartenden in dieses Abteil nachdrängen, statt die übrigen, vielleicht noch leeren, zu benutzen. Unselbständigkeit ist erst recht ein Fehler bei den wichtigsten Entscheidungen fürs ganze Leben. Wie man in jenem alltäglichen Falle rufen möchte: „Lauf doch nicht immer den Andern nach!“, so gilt diese Mahnung erst recht bei bedeutsamen Entschlüssen, in Gewissens- und Glaubensfragen. Dafür, daß wir uns dann doch immer wieder mit Andern zusammenfinden, ist gesorgt; Gemeinschaft zu suchen ist Pflicht, und Gemeinschaft zu finden ist Freude. Es gibt auch Gemeinschaft der Gewissen, und wenn einmal die Kirche als Gemeinschaft der Gewissen bezeichnet worden ist, so hat, wer sie so kennzeichnet, jedenfalls einen der wichtigsten Züge ihres Wesens hervorgehoben; mindestens soll sie das *werden*. Gemeinschaft im Innersten mag der schönste Inhalt dieses kurzen Lebens sein. Aber wir sollen und wollen, wenn das oft vergessen wurde, wenn der Individualismus oft ausartete, namentlich auf dem Pflaster und in den Blättern der Großstadt, doch immer wieder bedenken, welcher Schatz in geistiger Selbständigkeit liegt. Wir dürfen die Linie nicht vergessen, die von dem vielgeschmähten Individualismus und Liberalismus der letzten Jahrzehnte hinführt zu unseren deutschen klassischen Dichtern und Denkern und weiter zu Martin Luther.

Wir Deutschen neigen stärker zur Spaltung, zur Zersplitterung, als andere Völker. Und doch ist solche gerade in der heutigen Lage unseres Vaterlandes besonders gefährlich. Es braucht kaum gesagt zu werden, wie sehr unseres Volkes Zusammenhalt gelockert werden würde, wenn die evangelische Kirche aufhörte, Volkskirche zu sein, wenn an ihre Stelle eine Reihe von kleineren Kirchen, Freikirchen und Sekten träten. Wir Anhänger eines freien Protestantismus, die wir gegen Parteiherrschaft und Gewaltherrschaft in unserer Kirche kämpfen müssen, die wir uns aber auch nicht an die Theologie der Bekenntnisschriften vergangener Jahrhunderte binden können, wollen in dieser Kampfzeit unsere Pflicht gegen die Gemeinschaft, die Volksgemeinschaft, den Staat und die kirchliche Gemeinschaft nur noch ernster nehmen, als es früher geschehen ist. Und weil wir in mancher Hinsicht zwischen den kämpfenden Fronten stehen, können und sollen wir dazu helfen, daß unsere Kirche nicht auseinanderbricht.

Aber wir können protestantische Gemeinschaft, evangelische Kirche nur

wollen und erhalten als eine Gemeinschaft von Selbständigen, eine Gemeinschaft, in der Viele heranreifen zu eigener Gewissensentscheidung, gerade in Sachen des Glaubens. Standhaft wird dein *Glaube* und mein *Glaube* nur dann sein, wenn es *dein* Glaube, *mein* Glaube ist. Das Ziel ist uns weder eine Schar selbstsüchtiger Individualisten, geistlicher Einsiedler, noch eine Herde von Unselbständigen, sondern das Ziel bleibt uns eine Gemeinschaft selbständiger Menschen, Selbständigkeit in der Gemeinschaft. Ueber der Pflicht zur Gemeinschaft vergessen wir gerade heute nicht das Recht des Gewissens.

XII. CHRISTUSGLAUBE UND JESUSFORSCHUNG

[Die Christliche Welt 50 (1936), 939-942. Ausgabe Nr. 20 vom 24. Oktober 1936]

1

Überzeugungen, die von starken Gefühlen getragen werden, also keineswegs bloße Verstandeserkenntnisse sind, werden nie durch rein rationale Kritik überwunden. Trat im 18. Jahrhundert an Stelle der alten Kirchenlehre mehr und mehr die Theologie der Aufklärung, so beruhte das nicht nur auf Verstandeszweifeln, sondern ebenso auf kräftigem Empfinden. Man fand den Anspruch der Kirchenlehre, allein selig zu machen, unbarmherzig, lieblos, unchristlich. Für tätige Bruderliebe dagegen, für treue Pflichterfüllung, für ein duldsames und praktisches Christentum begeisterte man sich ehrlich. Die Theologie der Aufklärung hatte durchaus auch ihre religiösen und ethischen Motive. Und wenn im 19. Jahrhundert, nachdem zunächst Glaube und Lehrweise der Väter wieder mehr Macht gewonnen hatten, dann abermals historisch-kritische Theologie in unseren Kirchen sich verbreitete, so hatte auch sie ihre religiösen Wurzeln.²⁷ Schlichte Gemeindeglieder meinen leicht, viele Theologen trieben Kritik um der Kritik willen, aus Freude am Niederreißen. Gewiß hat jede Arbeit, die man treibt, ihr Gewicht in sich selbst; es kann so kommen, daß man sie gewohnheitsmäßig weiter treibt. So hat Kritik die Neigung in sich, immer schärfer zu werden. Aber daß die historisch-kritische Theologie der Neuzeit religiöse Motive hatte, läßt sich gerade an dem Punkte zeigen, an dem sie auf den heftigsten Widerstand derer gestoßen ist, die an der alten Lehrweise hängen. Zwar konnte auch Kritik an der lutherischen Abendmahlslehre oder an der überlieferten Erbsündenlehre fromme Gemü-

²⁷ Vgl. hierzu Text XIII.

ter schwer verletzen, aber am empfindlichsten waren altgläubige Gemeindekreise dann, wenn die göttliche Herrlichkeit des Heilandes, das überlieferte Dogma von Jesus Christus angegriffen wurde.

2

Gläubige Katholiken sind überzeugt: Gott begegnet uns in der Kirche. Leibhaftig ist der göttliche Erlöser auf dem Altar in der verwandelten Hostie gegenwärtig, und was Papst und Bischöfe lehren, ist göttliche Wahrheit. Weil Gott so in der Kirche und ihrem Lehramt gegenwärtig ist, darum haben viele Katholiken kein sonderliches Interesse an geschichtlicher Bibelforschung. Uns Evangelischen hat unsre Kirche vielmehr seit Jahrhunderten gesagt: in Jesus Christus erfassen wir Gott. An einer bestimmten Stelle der Geschichte, in ihm, hat Gott sich ausreichend und abschließend offenbart. Kann man aber Gott irgendwo in der Welt, in der Geschichte finden, dann ist diese eine Erscheinung so viel wertvoller als alles Andere, so viel der Himmel höher ist als die Erde. Dann ist genaue Erkenntnis dieses Göttlichen die eine köstliche Perle, um derentwillen man alles Andere lassen soll. Es ist einfach die Ehrfurcht vor Gott, die den christlichen Theologen dann treibt, den geschichtlichen Sachverhalt hier möglichst treu festzustellen. War Christus Gott, ist in Jesus von Nazareth, wie es die Kirche Jahrhunderte hindurch lehrte, die zweite Person der göttlichen Dreieinigkeit erschienen, dann müssen wir alle Taten und Schicksale Jesu, auch die seiner ältesten Jünger, möglichst gründlich erforschen. Dann ist das Neue Testament mehr wert als alle Bücher und Urkunden der späteren Kirchengeschichte; oder diese haben ihren Wert hauptsächlich, sofern sie uns das Neue Testament besser verstehen lehren. Dann hat innerhalb des Neuen Testaments jedes Wort Jesu so unvergleichlichen Wert, daß alle Gelehrsamkeit und aller Scharfsinn darauf verwendet werden müssen, diese Worte möglichst genau kennenzulernen und, wenn sie (wie es oft der Fall ist) uns in verschiedenen Fassungen überliefert sind, den ursprünglichen Wortlaut festzustellen, soweit das irgend möglich ist. Dann haben vor allem die Aussagen Jesu über sich selbst natürlich ungleich höheren Rang als alle Lehren, die später die Kirche über ihn aufgestellt hat, als alle noch so feierlich verkündeten Dogmen der berühmtesten Konzilien und alles, was angesehenste Kirchenlehrer über ihn aussagen, soweit nämlich diese Aussagen nicht völlig mit dem übereinstimmen sollten, was Jesus selbst über sich gesagt hat. Jesus zu finden, ihn richtig zu sehen, ist dann das Eine, was not tut. Wer Jesus Christus als den Sohn Gottes ehrt, dem ist damit in weitem Umfange die ganze Kirchengeschichte und Dogmengeschichte und Dogmatik entwertet.

3

Natürlich könnte – das müssen wir unsern katholischen Brüdern zugeben – fleißigstes Studium der Dogmengeschichte ergeben, daß immer in der Christenheit dieselbe Lehre von Jesus Christus, seiner vollen Gottheit und Menschheit geherrscht habe. Und fleißigstes Studium der Bibel könnte ergeben, daß die Lehre aller biblischen Schriften über Jesus Christus unter sich übereinstimme. Und so lange man das meinte, dienten Bibel, Kirchengeschichte und gegenwärtige Kirchenlehre einander zur Bekräftigung. Viele Katholiken empfinden noch heute so, weil sie die Dogmengeschichte im Glauben an das heutige kirchliche Dogma studieren und die Bibel mit den Augen des katholischen Dogmatikers oder des alle Kirchenlehren glaubenden Laien lesen. Soweit man aber kritische Dogmengeschichte treibt, wird das der Herrschaft des Dogmas gefährlich; gegen die 1870 beschlossene Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes wendeten geschichtskundige katholische Theologen ein, daß die Päpste früher oft nicht für unfehlbar gehalten worden sind, ein Papst (Honorius der Erste im 7. Jahrhundert) sogar von einem allgemeinen Konzil als Ketzer verurteilt worden ist. Solche Bedenken wurden freilich niedergeschlagen; der Wille zur Autorität war stärker als die geschichtliche Einsicht. Aber Anfang unseres Jahrhunderts regte sich kritische Erforschung der Dogmengeschichte und kritische Bibelforschung in der katholischen Kirche wieder, bei den sog. Modernisten. Der Papst wendete sich gegen sie, aber wirklich überwunden ist der Modernismus nicht, wie manche Anzeichen beweisen. Erst recht hat sich im evangelischen Christentum kritische Geschichtsforschung, der Wille, geschichtliche Tatsachen anzuerkennen, auch wenn sie der kirchlichen Lehre widerstreiten, nicht töten lassen. Im 17. Jahrhundert verbreitete sich die Erkenntnis, daß das apostolische Symbol nicht von den Aposteln ist, das sog. Nicänum nicht vom Konzil von Nicäa, das athanasianische nicht von Athanasius. Im 18. und 19. Jahrhundert ergab kritische Dogmengeschichte und Bibelforschung, wie weit die Beschlüsse der Kirchenversammlungen, auf denen die Lehre von Jesu Christi zwei Naturen, seiner vollen Gottheit und Menschheit formuliert wurde, hinausgehen über die Aussagen des Neuen Testaments, wie weit der Weg von den Bergen Galiläas bis nach Nicäa und Chalcedon war.

Man sah, wie mannigfach die Gedankenwelt des Neuen Testaments selbst ist, wie die Briefe des Paulus, die drei ersten Evangelien und Johannes keineswegs auch nur in allem Wichtigeren übereinstimmen und wie in jenen drei Evangelien über Jesu Botschaft und sein Tun, vor allem auch über sein Selbstbewußtsein Aussagen nebeneinander stehen, die nicht zusammen stimmen und die man darum, sobald man sich das klar gemacht hat, kaum alle für gleichermaßen echt halten kann. Zwar hat die kritische Forschung sich oft übereilt. Wenn das Johannesevangelium bisweilen für eine Schrift aus der

zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts gehalten wurde, so haben wir jetzt ein Stück dieses Evangeliums in einer Handschrift, die wahrscheinlich aus der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts stammt.²⁸ Warum soll das Werk selbst nicht noch älter sein, vielleicht doch schon aus dem ersten Jahrhundert stammen? So ist auch manches Wort Jesu für unecht gehalten worden, das wohl echt sein kann.

Man hat oft, wenn man ein Lebens- und Charakterbild Jesu zeichnen wollte, neuzeitliche Ideale in ihn hineingelegt; in gewissem Maße mag das jeder Biograph getan haben. Wir wissen aber heute, daß wir keine Biographie Jesu schreiben können. Und wenn er so, wie es ihn die Berichte sagen lassen, an ein nahes Ende dieser Welt geglaubt hat, rückt er den Menschen unsrer Tage dadurch fern. Aber es bleibt dabei: daß man die geschichtliche Wirklichkeit seines Lebens, sein Wesen und seine Botschaft möglichst treu festzustellen suchte, das war Pflicht, das forderte gerade die Ehrfurcht vor dem Göttlichen, das, wie katholische und evangelische Kirche lehren, in ihm zu erfassen ist.

4

Doch nun hat eben dieses Suchen nach den geschichtlichen Tatsachen oder wenigstens nach dem geschichtlich Wahrscheinlichsten uns ein Bild ergeben, das in Vielem undeutlich ist, jedoch sicher nicht mit dem des Dogmas übereinstimmt. Jesu Jünger haben ihn früh über Menschenmaß emporgehoben, auf die Seite Gottes gestellt. Und wer aus den kurzen Berichten, die wir über ihn haben, den einen tiefen Eindruck hat: „er hat Gottes Willen getreuer getan, als alle, von denen wir sonst wissen; darum wird er das Wesen Gottes besser verstanden und dem Wesen Gottes nähergestellt haben, als wir andern alle“, der wird für sehr möglich halten, daß Jesus, in den letzten Kampf hineingehend, mit erhabenen Worten davon gesprochen hat, wie er und der Vater eins seien. Aber daneben (und vielleicht davor) stehen Worte, die es ausschließen, daß Jesus, als er sie sprach, das Bewußtsein gehabt habe, mit Gott wesenseins zu sein, Worte, in denen er sich deutlich Gott tief unterordnet. Die können nicht von der Gemeinde seiner Jünger erdacht sein, weil sie ihr schon bald unbequem waren. Daß die Kirche ihn als Gott ehrte, das verpflichtet uns, seine Worte aufs gewissenhafteste zu hören, aber eben klare, ausdrückliche Worte von ihm sagen es uns, daß er nicht der war, als den ihn das in der Kirche zur Herrschaft gekommene Dogma hinstellt.

²⁸ Mulert bezieht sich auf den Papyrus 52, ein Fragment, das ein Textstück aus Joh 18 enthält und das nach paläographischen Kriterien auf das erste Viertel des zweiten Jahrhunderts datiert wird. Papyrus 52 ist der älteste bisher bekannte neutestamentliche Papyrus.

Es mag dem Christentum einen Vorsprung vor vielen anderen Religionen geben, daß hier das Ewige in der Zeit angeschaut wird, als in die Geschichte eingegangen gilt. Diese Verbindung eines über alle Zeit hinausblickenden Glaubens mit der Erinnerung an eine unvergleichliche Geschichte gehört zum Wesen des Christentums. Aber zugleich bedeutet sie, daß geschichtliche Forschung hier die stärksten religiösen Motive erhält. Und ernste, ehrliche Geschichtsforschung mußte den neutestamentlichen Berichten gegenüber kritische Forschung werden. Von ihr wird das Dogma zerbrochen, zu dem die lebendige Überlieferung, der Eindruck des Mannes von Nazareth und Golgatha erstarrt war. Im Katholizismus war der Charakter des Christentums als geschichtlicher Religion allmählich überdeckt durch die Verehrung eines an Kult reichen und in seiner Rechtsordnung festen Kirchentums; aber weil der Stifter unserer Religion als Gott verehrt wurde, mußte man immer wieder fragen: ist die Kunde von ihm treu bewahrt worden, ist nicht etwas ganz anderes aus seiner Kirche geworden, als er wollte? Und so kam es zur *reformatio*; so wollte Luther das Christentum zurückführen zu seiner ursprünglichen Form und hob das Buch vom Ursprung des Christentums, das Neue Testament, hoch über alle späteren kirchlichen Bücher, Lehren und Bräuche. Seit er das getan hat, ist es im evangelischen Christentum vollends immer wieder Pflicht, frei nach dem Ursprung unsres Glaubens zu forschen. Historisch-kritische Theologie hat ihre stärksten religiösen Wurzeln in der Ehrfurcht vor dem Anfänger und Vollender unsres Glaubens.

Und oft ist ihre Arbeit dadurch belohnt worden, daß das menschlich-geschichtliche Bild von Jesus, zu dem sie kam, stärksten Widerhall in Herzen und Gewissen der Christen fand. Nur zwei Beispiele aus dem letzten halben Jahrhundert: Naumanns kleines Buch „Jesus als Volksmann“ hat auf die älteren Evangelisch-Sozialen entscheidend gewirkt, wie auch einige Stücke aus Naumanns Gotteshilfe.²⁹ Und des Amerikaners Sheldon Buch *In his steps*, „in seinen Fußstapfen“, das jedem Christen die Frage vorlegt: was würde Jesus heute tun und wie kannst du ihm heute nachfolgen?, hat gleichfalls sein starkes Echo gefunden.³⁰

²⁹ Friedrich Naumann: Jesus als Volksmann (Göttinger Arbeiterbibliothek. Band 1, 1), Göttingen 1896. Naumann (1869-1919) gab von 1894 bis zu seinem Lebensende die Zeitschrift „Die Hilfe“ heraus. Ihr vollständiger Untertitel lautete: „Gotteshilfe, Selbsthilfe, Staatshilfe, Bruderhilfe. Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst“. Sie mußte Ende 1944 eingestellt werden.

³⁰ Charles Monroe Sheldon: *In his Steps*: „What would Jesus do?“, London 1897 [Nachdruck u.a.: Nashville 1983; deutsche Übersetzung: *In seinen Fußstapfen* [!]: „Was würde Jesus thun?“ Treu und ohne Kürzungen übersetzt von E. Pfannkuche, Göttingen 1900].

Der ernste Wille, nach Jesu Wort und Weisung zu leben, ist gerade dadurch gestärkt worden, daß historisch-kritische Forschung das menschlich-geschichtliche Bild Jesu klarer herauszuarbeiten suchte. Die Einen trieb dieses Bild zum Dienst an den Armen bei uns, zu sozialer Tat, einen Andern veranlaßte es, in den Urwald Innerafrikas zu gehen, damit er dort heile und helfe. Wie historisch-kritische Jesusforschung ihre tiefsten Wurzeln in Ehrfurcht vor Jesus Christus hat, so wirkt sie, wo es recht zugeht, Nachfolge Jesu.

XIII. DIE RELIGIÖSEN WURZELN KRITISCHER THEOLOGIE

[Die Christliche Welt 50 (1936), 1011-1015. Ausgabe Nr. 22 vom 21. November 1936]

Historisch-kritische Bibelforschung, kritische Durchforschung der Berichte über das Leben Jesu war wohl das bezeichnendste Stück der Theologie des letzten Jahrhunderts. Philosophisch-kritische Bearbeitung der überlieferten Glaubensgedanken hat daneben durchaus ihre hohe Bedeutung gehabt, von Schleiermacher und Hegel bis zu A. [uguste] Sabatier und Troeltsch und Andern hin. Aber religionsphilosophisches Nachsinnen gab es auch in früheren Jahrhunderten; so gründliche historisch-kritische Forschung dagegen nicht. Daß nun solche historisch-kritische Forschung keineswegs nur in Zweifeln des Verstandes ihre Wurzeln hat, sondern vor allem in dem Wunsche, die geschichtliche Gestalt des Herrn und Erlösers recht zu sehen, in dem nach der Lehre der Kirche Gott sich abschließend offenbart hat, daß also diese historische Forschung durchaus ihre religiösen Motive hat, ward hier in dem Aufsatz „Christusglaube und Jesusforschung“ (Nr. 20) dargelegt.³¹ Heute soll von anderen religiösen Wurzeln kritischer Theologie die Rede sein.

1

Ist Gott für den Frommen der Blitz, der ihn trifft, der Magnet, der ihn anzieht, der Ozean, in dem er zu versinken sucht, der Vater, bei dem er geborgen ist, so liegt in dem allen: viele Fromme wollen Gott unmittelbar erleben. Gewiß ist das nicht das Einzige, was hier zu sagen ist. Sehr einleuchtend hat man all die verschiedenen Eigenschaften, die von Christen Gott zugeschrieben worden sind, auf zwei zurückgeführt, Gottes Erhabenheit und Gottes Nähe.³² Sofern

³¹ Siehe Text XII.

³² Vgl. etwa Horst Stephan: Glaubenslehre. Der evangelische Glaube und seine Weltanschauung. Zweite Auflage, Gießen 1928, 105-126.

Gottes Erhabenheit geehrt wird, meinen viele Fromme nur durch Vermittlungen, durch Mittler zu ihm kommen zu können, mögen dies Engel, Heilige oder Priester sein, oder der eine Mittler Jesus Christus. Sofern aber Gottes Nähe selig erlebt wird, will man unmittelbar vor ihm stehen. Er ist nicht fern von einem jeden unter uns, weder räumlich noch zeitlich fern; jetzt und hier, *hic et nunc*, möchte man in Gemeinschaft mit ihm treten. Also keine Bindung an Lehren der Vergangenheit über Gott, sofern diese nicht sich uns heute als wahr erweisen, und keine solche Bindung an Tatsachen der Vergangenheit oder der Ferne, bei der die Unmittelbarkeit des Verhältnisses zu Gott Schaden leiden würde. Von den Frommen, die so empfinden, wird, soweit nun doch im Christentum als geschichtlicher Religion Erzählungen aus der heiligen Geschichte eine große Rolle spielen, dies Geschichtliche auf Ewiges und Gegenwärtiges umgedeutet. Wie es bei Angelus Silesius heißt:

Wär Christus tausendmal in Bethlehem geboren
 Und nicht in dir, du bliebst noch ewiglich verloren.
 Das Kreuz auf Golgatha kann dich nicht von dem Bösen,
 wenn es nicht auch in dir wird aufgericht't, erlösen.
 Ich sag, es hilft dir nicht, daß Christus ist erstanden,
 wenn du noch liegen bleibst in Sünd und Todesbanden.³³

Es sind Klänge der Mystik, die wir hier vernehmen. Und sofern christliche Frömmigkeit zu verschiedenen Zeiten, auch evangelische Frömmigkeit, in einigen ihrer edelsten Vertreter einen starken mystischen Einschlag hatte, einen Einschlag des Verlangens nach seligem Einswerden mit Gott schon in diesem Leben, kann solche mystische Frömmigkeit gegen kritische Erforschung der biblischen Berichte zum mindesten duldsam sein. Ja, sie ist ihr wesensverwandt, weil es der Mystik auf äußere Geschichtlichkeit jener Erzählungen gerade nicht ankommt. Mystische Frömmigkeit setzt – so kann man sagen – kritische Ergebnisse historisch-theologischer Forschung als möglich voraus, und kann bisweilen mit solcher Behandlung der biblischen Geschichte Sympathie empfinden.

Immerhin wird so die Arbeit kritischer Theologie nur erleichtert, wo sie bereits da ist; aus mystischer Frömmigkeit unmittelbar hervorgehen wird kritische Theologie kaum, weil der Mystiker als solcher an wissenschaftlicher Theologie überhaupt wenig Interesse hat. Es gibt aber Wege, die unmittelbar von christlicher Frömmigkeit zu kritischer Theologie hinführen.

³³ Angelus Silesius: Cherubinischer Wandersmann. Erstes Buch. Nr. 61-63.

2

Albrecht Ritschl und die meisten seiner Schüler lehnten die Mystik scharf ab. Um so stärker war bei ihnen ein anderes Motiv kritischer Theologie, in dem sie durch Luther, Kant und andere neuere Denker bestärkt wurden: das Verlangen, ihre Überzeugung vom Höchsten und Ewigen als eigne Überzeugung zu haben, Gewißheit von Gott als eigne Gewißheit zu gewinnen. Luther hat seine gewaltigen Predigten zu Wittenberg im März 1522, mit denen er, von der Wartburg zurückgekehrt, die Unruhen stillte, begonnen mit den Worten: „Wir sind alle zu Tode gefordert“, und er legt dar: in der Sterbestunde werde ich nicht bei dir, du nicht bei mir sein. Wir können allenfalls einander Trost zusprechen, aber jeder muß da eine feste Überzeugung haben, auf die er zu sterben bereit ist.³⁴ Er meint: oft mögen wir Andern nachsprechen, was sie sagen; aber wenn es ums Letzte geht, kommt es darauf an, daß wir eigne Gewißheit haben, mit persönlichem Einsatz unsre Antwort auf die entscheidenden Fragen geben. Wie er an anderer Stelle dem Sinne nach sagt: es hilft dir nichts, daß Papst und Konzilien etwas beschlossen haben, „du mußt es selbst beschließen“. So stand er in Worms zu seiner Überzeugung gegen Kirche und Welt, gegen Papst und Kaiser. Es gilt zwar auch im Protestantismus, daß wir tausendfach in Dingen des täglichen Lebens vom Urteil Sachverständiger abhängig sind, nach dem uns zu richten kein Unrecht ist. Aber wie den Charakter sittlicher Entscheidung nur eine solche Entscheidung trägt, bei der wir selbst es einsehen und überzeugt sind, daß es recht und Pflicht ist, so zu handeln, so ist für den evangelischen Christen, der hier Luther nachfolgen will, in Glaubensfragen, in religiösen Wahrheitsfragen Entscheidung nach bestem Wissen und Gewissen und das heißt nach eigenem besten Wissen und Gewissen Pflicht.

Die Wahrheit unsres Glaubens soll unsre Wahrheit sein oder werden. Kant als Lehrer der Autonomie des sittlichen Handelns und Lessing als Prophet strengen Wahrheitssinns sind für uns Fortsetzer von Luthers Werk. Als Wilhelm Herrmann für eine große Versammlung von Vertretern kritischer Theologie aus verschiedenen Teilen Deutschlands darlegen sollte, was ihnen gemeinsam sei, brachte er es auf die kurze Formel: wir verlangen nach eigenem Glauben. Und es ist nur die andre Seite der Sache, wenn Herrmann mit unerbittlichem Ernst die Pflicht zur Wahrhaftigkeit einschärfte, [und] geradezu sagen konnte, Frömmigkeit sei im tiefsten Grunde Wahrhaftigkeit oder Ehrfurcht vor dem Wirklichen. Zur Selbständigkeit des Denkens kommen wir, wenn wir die Pflicht der Wahrhaftigkeit ernst nehmen. Wo das Ideal der Wahrhaftigkeit einmal dem Christen aufgegangen ist, da findet er es unerträglich, daß tätige

³⁴ Vgl. hierzu Martin Brecht: Martin Luther. Zweiter Band: Ordnung und Abgrenzung der Reformation 1521-1532, Stuttgart 1986, 64-72.

Liebe und Gottvertrauen belastet werden mit Vorstellungen und Gedanken, die wir ehrlicher Weise nicht festhalten können.

Gewiß kann, wer solches Verlangen nach selbständigem Glauben hat, bei aufrichtigem Nachdenken zu Anschauungen kommen, die mit den in der Kirche überlieferten ganz übereinstimmen. Andererseits gibt es auch unter den Schülern kritischer Theologie solche, die auf die Worte ihrer Lehrer schwören und deren Denkweise zwar der kirchlichen Tradition gegenüber kritisch, aber im übrigen sehr unselbständig ist. Jede Lehre, die zunächst als kritisch, neu, modern galt, kann ja zur festen Überlieferung werden; beweglicher Sinn kann erstarren. Aber wenn dann die Vertreter solcher Lehre, die früher als kritisch galt und um ihr Daseinsrecht kämpfen mußte, im Besitz ihrer Herrschaft ausruhen wollen und vielleicht gar denen, die nun ihrerseits Neues bringen, das Recht dazu bestreiten, so empfinden wir, daß solche Leute ihrer kämpfenden Väter nicht wert sind. Kritische Denkweise oder Liberalismus, die satt und selbstgenügsam werden, bieten ein besonders unerfreuliches Bild. Und das Bewußtsein, eine selbständige Überzeugung zu haben, auf eigenem Wege nach Wahrheit gesucht zu haben, kann man immerhin dann, wenn man seinerseits neue Gedanken vertritt, leichter haben, als wenn man einfach der Denkweise seiner Lehrer folgt, mag diese auch zu ihrer Zeit neu gewesen sein und vielleicht noch modern heißen. So liegt im protestantischen Verlangen nach eigener Überzeugung, nach selbständigem Glauben ein starkes Motiv zu kritischer Theologie.

3

Aufrichtigkeit nicht nur im Leben, sondern auch im Nachdenken ist dem evangelischen Christen, der dieses eingesehen hat, sittliche Pflicht. Sittliches und Religiöses aber sind im evangelischen Christentum aufs engste verbunden. Wir dienen Gott, indem wir unsre Pflicht gegen die Brüder erfüllen. In demselben Maße nun, in dem Christen mit solcher Pflichterfüllung im täglichen Leben, mit tätigem Christentum ernst machen, verliert das Dogma, das strenge Festhalten der kirchlichen Lehre an Bedeutung. Je höher die reine Lehre geschätzt wurde, um so schwerere Bedenken hatte man gegen jede Lehrabweichung, gegen kritische Theologie. Kommt es dagegen vor allem auf christliches Leben an, so werden Dogma und Theologie überhaupt minder wichtig und so wird auch kritische Theologie leichter möglich. So hat der Pietismus nach 1700 der Aufklärung den Weg bereiten helfen, und immer wieder haben Christen, die wirkliche Pietisten waren, bei denen es sich nicht nur um Orthodoxie mit pietistischem Anflug handelte, in theologischen Dingen ein weites Herz gehabt. So ist der im Christentum geforderte Ernst der Lebensführung, das tätige Christentum zwar wiederum, wie auch die Mystik, nicht unmittelbar ein Motiv zu kritischer Theologie, aber es erleichtert es ihr, auf-

zukommen, und sofern neben anderen Pflichten die der Wahrhaftigkeit hochgeschätzt wird, liegt nach dem vorhin Gesagten hier eine der unmittelbaren Wurzeln kritischer Forschung. Wie die Religion, sobald das sittliche Empfinden stärker und die sittliche Erkenntnis klarer wird, zur sittlichen Religion werden muß, so muß das Christentum, wenn in seiner Umgebung Wissenschaft lebt, sich mit dieser Wissenschaft auseinandersetzen und, soweit möglich, mit ihrer Hilfe seine Gedanken klären, sein Wesen läutern.

4

Die letzte und tiefste religiöse Wurzel kritischer Theologie aber ist diese. Es handelt sich in der Religion um Gemeinschaft mit dem Höchsten; immer aber sinken wir bei diesem Streben wieder ab, nicht bloß in dem Sinn, daß wir nicht immer mit gleichem Ernst den Ewigen suchen, sondern auch in dem Sinn, daß wir allerlei Zusätze zur Religion für Religion selbst halten und ausgeben, und unsere Verehrung Vielem darbringen, was nicht der Höchste, Ewige ist.

In alten Zeiten ehrte der Mensch Götterbilder, heute ehrt er Gedanken und Begriffe, die er sich von Gott gemacht hat. Das ist sehr begreiflich; wir haben Gott zunächst in unseren Gedanken und Vorstellungen von ihm. Aber was wir suchen, ist doch Gott selbst, nicht unsre Begriffe von ihm. Es ist eine Entartung, eine Verfälschung, wenn wir, statt, die Unvollkommenheit unsrer Begriffe einsehend, immer wieder den lebendigen Gott zu finden, vielmehr uns bei unserem Gottesbegriff beruhigen und ihn verehren. Weil Religion immer wieder so entartet, darum steht, uralter Weisheit entsprechend, neben dem Wort: „ich bin der Herr, dein Gott“ sogleich das Gebot³⁵: „du sollst nicht andre Götter haben neben mir; du sollst dir kein Bildnis noch Gleichnis machen“. Wir machen uns aber immer wieder solche, oft aus bester Absicht, weil der Gottesglaube nur dann wirksam sein zu können scheint, wenn er irgendwie anschaulich gemacht wird. Aber alle diese Bilder sind unzureichend, unsere Begriff sind Hüllen, Formen, Schalen, nie der Kern. Das Gemeinte ist hier stets mehr als das Gesagte. Daß wir durch unsre Gedanken von Gott, unsre Begriffe, Lehren, Dogmen hindurchzustoßen suchen zu dem Ewigen selbst, wird darum immer aufs Neue Pflicht. Damit ist gegeben: wenn es uns Ernst damit ist, Gott selbst zu finden, wenn er allein es ist, auf den es dem Glauben ankommt, wenn er der vergrabne Schatz ist, um dessen willen erst der ganze Acker unsrer Begriffe von Gott, unsrer Lehren und Dogmen, Wert hat, dann liegt eben in dieser Konzentration des Glaubens auf das eine Notwendige ein starkes Motiv zu kritischer Besinnung, kritischer Theologie.

35 Korrigiert aus: Gebet.

5

Es bleibt aber dabei, daß Ehrfurcht vor dem Ewigen und Zweifel an allen menschlichen Lehren über Gott sehr verschiedene geistige Haltungen sind. Und leicht kann die Ehrfurcht des Herzens durch Zweifel des Verstandes ganz verdrängt werden. Eine religiöse Gemeinschaft, eine Kirche kann darum kritische Theologie nur schwer ertragen und wird sich mit kritischer Theologie nur dann abfinden, wenn mit dieser lebendige Frömmigkeit, tätiges Christentum, Wille zu kirchlicher Gemeinschaft verbunden ist. Dann wird man es spüren, daß kritische Theologie ihre religiösen Wurzeln hat. Andererseits kann gefragt werden, ob nicht auch konservative Theologie, überhaupt jede Theologie als gelehrte Arbeit vielen schlicht Frommen bedenklich sein muß, und ob nicht alle theologischen Formeln sich abnutzen, so daß schließlich die Wärme schwindet, mit der man sich zuerst zu ihnen bekannte. Wie immer es damit stehen mag, und auch wenn kritische Theologie in jeder Kirche sich schwerer durchsetzen mag als konservative - wenn sie sich durchsetzt, dann nicht bloß, weil sie wissenschaftlich Wertvolles leistet, sondern auch aus andern Gründen: sie hat starke Wurzeln in der Ehrfurcht vor Jesus Christus und in der Ehrfurcht vor dem ewigen Gott.

PERSONENREGISTER

Ahlwardt, Hermann	98	Felden, Emil	26
Alexander I., Kaiser von Rußland	62	Fezer, Karl	117
Aner, Karl	28	Flux, Maria, geb. Reinmuth	35. 37
Anschütz, Gerhard	102	Foerster, Erich	48. 50. 106-107
Asmussen, Hans	117	Frick, Wilhelm	100. 119
Athanasius	142	Friedrich II., König von Preußen	59. 64. 70. 77. 82. 137
(Friedrich) August II., Kurfürst von Sachsen	84	Friedrich Wilhelm III., König von Preußen	50. 76. 84
(Friedrich) August III., Kurfürst von Sachsen	84	Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen	84
Bach, Johann Sebastian	65	Fuchs, Emil	27. 34. 37. 86
Bader, Claudia	50	Geibel, Emanuel	61. 83
Bär, H. [= Hermann Mulert]	43	Gerhardt, Paul	65
Barth, Karl	30. 31. 106. 116. 121. 128	Gerullis, Georg	105
Barth, Peter	106	Göhre, Paul	21
Baumgarten, Hermann	60	Göring, Hermann	27
Baumgarten, Otto	16. 17. 19. 22. 25. 26. 27. 28. 43. 60. 110	Goethe, Johann Wolfgang	65. 92. 132. 138
Beyer, Hans	117	Gogarten, Friedrich	31. 106. 117. 137
Bierschwale, Alfred	120	Graue, Dietrich	22. 26
Bismarck, Otto von	59. 60. 63. 70. 73. 77. 100. 122. 131. 137	Grundmann, Walter	137
Blücher, Gebhard Leberecht Fürst von	65	Gustav II. Adolf, König von Schweden	62
Blumhardt, Johann Christoph	107	Haas, Euthymius [= Hermann Mulert]	45
Bodelschwingh, Friedrich von	119	Harms, Klaus	44
Böckel, Otto	98	Harnack, Adolf (von)	16. 26. 48. 94
Bornemann, Wilhelm	24. 48	Hauer, Wilhelm	122
Bronisch, Johannes	105	Hegel, Georg Wilhelm Friedrich	76. 98. 145
Brüning, Heinrich	66	Heiler, Friedrich	86
Bruhn, Wilhelm	19	Helmholtz, Hermann	76
Brunner, Emil	106	Henneke, Franz Otto	95
Bultmann, Rudolf	106	Herrmann, Wilhelm	15. 48. 50. 51. 147
Burckhardt, Jakob	121	Herzog, Johannes	49
Calvin, Johannes	106	Heussi, Karl	42
Carlyle, Thomas	69	Hindenburg, Paul von	101-103. 119
Clémenceau, Georges Benjamin	66	Hirsch, Emanuel	128
Correggio (Antonio Allegri)	92	Hitler, Adolf	27. 33. 55. 65. 79. 87. 99. 100. 102. 104. 115. 117. 119. 122
Damaschke, Adolf	68	Hoffmann, Adolph	115
Dehn, Günther	115	Holl, Karl	108
Deißmann, Adolf	49	Honorius I., Papst	142
Dibelius, Martin	58	Hossenfelder, Joachim	120
Dibelius, Otto	104. 120	Humboldt, Wilhelm von	76
Dietrich, Hermann	71	Hutten, Ulrich von	62-63
Dilthey, Wilhelm	17. 36. 40. 44. 103	Ibsen, Henrik	87. 98. 111
Dostojewski, Fjodor M.	106	Jäger, August	119
Drews, Paul	24. 38	Jaeger, Paul	48
Drummond, William H.	48	Jesus Christus	15. 41. 50. 96. 100. 106. 107. 109. 113-114. 119. 126. 127. 128. 140-145. 146. 150
Eck, Samuel	22	Jork-Weiser, Liselotte	99
Eichhorn, Albert	16	Jülicher, Adolf	15. 40. 48
Erzberger, Matthias	67	Julian, Römischer Kaiser	98
Eugen, Prinz von Savoyen-Carignan	64	Kafka, Franz	111
Fechner, Gustav Theodor	92		

Kant, Immanuel	76. 138. 147	Redeker, Martin	29. 35. 40. 137
Karl V., Kaiser des Heiligen Römischen Reiches	62	Reinmuth, Amalie, geb. Mulert	14. 28
Kattenbusch, Ferdinand	50. 87	Reinmuth, Karl Hermann	28
Kierkegaard, Sören	106. 111	Reventlow, Ernst zu	122
Kleist, Heinrich von	65	Richter, Eugen	60
Klotz, Leopold	26. 86. 97. 106-107	Ritschl, Albrecht	108. 147
Knote, Ferdinand	95	Rittelmeyer, Friedrich	107
Krause, Reinhold	88. 122. 125	Rosenberg, Alfred	122
Kutter, Hermann	107	Rothe, Richard	99
		Rust, Bernhard	101-103. 119
Lagarde, Paul de	44	Sabatier, Auguste	145
Lamparter, Eduard	26	Schaeder, Erich	19
Laval, Pierre	66	Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph	98
Leimbach, Friedrich	95	Schenkendorf, Maximilian von	63
Lempp, Otto	19	Schiele, Friedrich Michael	44
Lepsius, Johannes	107	Schiller, Friedrich	69-70
Lessing, Ephraim	28. 98	Schirach, Baldur von	122
List, Friedrich	65	Schlegel, Friedrich	130
Lloyd George, David	66	Schleiermacher, Friedrich	13. 15. 17. 38.
Löwe, H. [= Hermann Mulert]	42	39-40. 42. 43. 44-45. 102-103. 145	
Loofs, Friedrich	24	Schlemmer, Hans	31. 89. 128
Ludwig II., König von Bayern	84	Schubring, Wilhelm	37. 41. 87. 101-102. 105
Lücke, Friedrich	40. 44	Schuster, Hermann	121
Luther, Martin	15. 30. 45. 59. 65. 76. 87. 90. 92. 99. 106. 112-114. 127. 129. 132. 138. 139. 144. 147	Schwöbel, Christoph	20
		Sheldon, Charles Monroe	144
MacDonald, James Ramsey	66	Siebeck, Paul	18
Mandel, Hermann	19	Siegmund-Schultze, Friedrich	25. 110
Marshall, George Catlett	57	Silesius, Angelus	146
Meister Eckart	64	Soden, Hans von	29. 87. 101-102. 104-105
Metternich, Klemens Wenzel Graf	64	Sohm, Rudolph	15
Meyer, Conrad Ferdinand	62-63	Spranger, Eduard	102
Morgenthau Jr., Henry	56-57	Stapel, Wilhelm	117
Müller, Johannes	107	Stein, Karl Reichsfreiherr vom und zum	77. 137
Müller, Ludwig	113. 119. 121	Stephan, Horst	21. 37. 87. 145
Mulert, Clementine, geb. Thierfelder	14	Stier, Ewald	108-109
Mulert, Elisabeth, geb. Weiß	18. 19. 24. 34. 37	Stöcker, Adolf	96. 107
Mulert, Hermann [der Ältere]	14. 15. 18		
Mulert, Martin	14. 25. 34. 42. 46	Thieme, Karl	50
		Thorwaldsen, Bertel	92
Napoleon Bonaparte	62. 65	Tillich, Paul	87
Natorp, Paul	48	Titius, Arthur	16. 87
Naumann, Friedrich	16. 21. 49. 60. 78. 107. 144	Töpelmann, Alfred	38
		Troeltsch, Ernst	18. 19. 22. 49. 74. 75. 145
Nicolai, Friedrich	28	Weber, Max	60
Niebergall, Friedrich	40	Weinel, Heinrich	87
Nietzsche, Friedrich	126	Weiß, Johannes	50. 111
		Weißler, Friedrich	33
Pechmann, Wilhelm von	31	Wenck, Martin	16
Poincaré, Raymond	66	Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von	16
		Wilhelm I., König von Preußen	70. 84
Rade, Dora	50	Wilhelm II., König von Preußen	22. 84
Rade, Elise	50	Wilson, Woodrow	66
Rade, Martin	15. 20. 22. 24-25. 30. 33. 44. 45. 47. 48-50. 87. 101-102. 105. 106. 107-108. 112	Wittig, Joseph	48
Raffael (Raffaello Santi)	92	Zscharnack, Leopold	40

